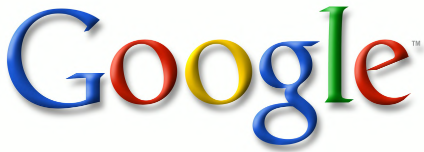


Erlebt — Erwandert.

I.

Von Dr. Alexander Peez.



WIEN 1899
Carl Konegen
Opernring 3.

Druck von Ludwig Schönberger, Wien, I., Stadiongasse 5.

INHALT.



Die Rossköpfe auf den deutschen Bauernhäusern.*)

Die Urzeit unseres Vaterlandes liegt noch vielfach tief verborgen unter uns wie eine versunkene Stadt, von welcher die Anwohner der nordischen Meere zu erzählen wissen. Bald mit ernster Arbeit beschäftigt, bald heiterem Vergnügen überlassen, ziehen die bunten Kähne der Gegenwart darüber hin und ahnen nicht, welche Geheimnisse noch da unten begraben sind, Ueberreste eines reichen Lebens, Spuren einer Cultur und einer Weltanschauung, die nicht ohne eigenthümliche Grösse war, und welche einem Volke angehörte, das in der Zeit vom vierten bis zum neunten Jahrhundert die Grundlagen zu fast allen noch bestehenden europäischen Staaten legte. Aber nach dem Vorbilde grosser Forscher müssen wir uns aus dem Gedränge der Gegenwart bei Seite stehlen, wenn wir noch eine Spur jener altvergangenen Tage wahrnehmen wollen: dann erst lauschen wir nicht vergebens und aus der blauen Tiefe klingt es zu uns herauf wie halbverlorene Glockentöne, die für uns um so anziehender sind, je weniger wir deutlicher wissen, woher sie stammen und wie sie mit dem unten begrabenen Leben verbunden sein mögen.

Abgesehen von schriftlichen Urkunden ist aber die Tradition, Ueberlieferung des Volkes, besonders der Bauern, fast der einzige Weg, welcher uns einen Blick in die Verhältnisse der Vorzeit gestattet. Von Geschlecht zu Geschlecht, mit treuer Hand, haben die Landleute diesen Schatz bis zur Gegenwart gleichsam heraufgereicht. Das Bauernleben ist so einfach, es bewegt sich

[1]) Westermann's Monatshefte. 1859. S. 19.

in so ruhigem, stetig wiederkehrendem Geleise, dass im Gedächtnisse des Landmannes immer noch Raum für Erinnerungen, die sich nicht auf seinen Beruf bezogen, übrig blieb; ja gerade der Mangel an einer grösseren, weitreichenderen Thätigkeit und gerade die Abwesenheit von tieferen Aufregungen, musste ihm jene Erinnerungen werth machen, welche vielfach die einzige poetische und romantische Partie seines arbeitvollen Daseins bildeten. Sehen wir doch, wie selbst unter den Nordamerikanern, diesen fanatischen Geschäftsmännern, die feiner und empfindsamer organisirten Naturen auf die Spuren der indianischen Vorzeit zurückkommen und dort ihre poetischen Fäden anknüpfen! Um wie viel reicher an Erinnerungen ist nun aber der Boden Europa's. Um wie viel reicher besonders aber unsere Heimat, wo die zwei mächtigsten Nationen der alten Welt, Römer und Deutsche, ihre Feldlager hatten und sich in vielhundertjährigen Kämpfen gegenüberstanden! Um den ganzen Pfahlgraben vom Niederrhein bis zur Donau hat die Sage ihr Netz geschlungen, ebenso wie um die Trümmer der römischen Castelle, der Wasserleitungen und Gräber. Dazu kommen die Erinnerungen aus dem Mittelalter. Es existirt wohl kaum ein alter Dom, eine Brücke oder eine Burg, wovon nicht das Volk irgend eine Sage zu erzählen wüsste. In Wirklichkeit, schon unsere Geschichte und die unserem Boden eingeprägten Spuren dieser grossen Geschichte werden es unmöglich machen, dass ein einseitiges Streben nach dem bloss Nützlichen unsere Nation dauernd beherrsche.

Wie oben gesagt, sind es vor Allem die Bauern, welche, voll unbewusster Poesie, die Gegenwart und die dunkle Vorzeit vermitteln. Nach einem Bestand von wenigen Jahren zerfiel das Reich der Makedonier, aber noch erzählt das Volk in Vorderasien und im Kaukasus von Alexander; selbst die Bauern an der Wolga, in der Gegend von Saratow, kennen den grossen „Makedonsky". Der Landmann der westlichen Schweiz spricht von Julius Cäsar als dem Erbauer und von Attila als dem Zerstörer aller grossen alten Werke seiner Heimat. In der Gegend von Wiesbaden zeigte mir ein alter Bauer den Ort, wo ein „Heidenfürst", wahrscheinlich ein Römer, begraben liege, und in den stillen Dörfern des Taunus, auf der römischen Seite des Pfahlgrabens, wissen die Leute noch von der unerwiederten Liebe eines „Feldherrn der Heiden" zu einer schönen Deutschen zu erzählen. Vielleicht in eine noch frühere Zeit führen uns die

Ueberlieferungen der schleswig'schen Inselfriesen hinauf, von welchen der Reisende Kohl spricht: „Jahrhunderte lang haben sich die Leute von einem Hügel erzählt, in dem ein Schiff stecke, oder in welchem der König soundso liege, der einen silbernen Ring um den Leib oder sonst ein anderes Abzeichen habe; bis die Forscher der Neuzeit nachgruben und die Aussagen des Volkes bestätigt fanden."

Aber nicht nur durch mündliche Ueberlieferung zeigt der Landmann seine Treue für die grossen Vorfälle der Vergangenheit, sondern er bewahrt auch noch in Haus und Feld thatsächliche Spuren, die uns unmittelbar in die Urzeit und wahrscheinlich in die altgermanische Weltanschauung und Religion zurückführen. Wer auf dem Gebiete des niedersächsischen Volksstammes die alten Bauernhäuser genau sich besehen hat, der erinnert sich vielleicht der Pferdeköpfe, welche auf den beiden Giebeln kreuzweise hervorragen. Die Bretter, welche die Spitze des Dachfirstes bilden, sind nach oben etwas verlängert und zu Rossköpfen ausgeschnitzt. Würde sich nun diese Sitte auf einem kleinen Raum oder nur in einer bestimmten Provinz finden, so könnte man immerhin denken, wir hätten es mit der Liebhaberei einer pferdezüchtenden und den Acker mit Pferden bestellenden Gegend zu thun, oder es habe ein erfindungsreicher Zimmermann beim Aufschlagen des Giebels ein Stück Brett oben übrig gehabt, dies sei nun zu jenen Köpfen geschnitten worden und die Nachbarn hätten den Einfall nachgeahmt. Aber was diese Deutung unmöglich macht, ist die weite Verbreitung der Sitte, von welcher ich rede. Man findet Rossköpfe auf den Häusern mancher Alpenthäler, die niemals von einem Rossehuf betreten wurden und wenn ich nachweise, dass sich jener Schmuck der Giebel sowohl an der Nordsee, wie in der Schweiz und Tirol, ja selbst in Russland an der Wolga findet, so ist wohl hiermit der Einwurf des Zufälligen und der blossen Laune hinreichend widerlegt.

Nicht leicht wird es in Deutschland ein grösseres Territorium geben, wo sich nicht bei genauen Nachforschungen die Spuren jenes alten Gebrauches herausstellen sollten. Es ist bekannt genug, dass sich die Pferdeköpfe auf den Bauernhäusern von Westfalen, Hannover, Lüneburg und Holstein finden, nicht minder auch in Mecklenburg und Pommern, also besonders auf jenen Gebieten, wo der niedersächsische Stamm entweder ursprünglich sass, oder wo er seine Colonien ansiedelte,

indem er die Slaven entweder verdrängte oder germanisirte. In Holland wie in England stiess mir niemals diese alte Einrichtung auf; es mag sein, dass der Backsteinbau, der in diesen Ländern schon sehr alt ist, jenen Zierrath nicht leicht zuliess. Indessen dürfte er in abgelegenen Landstrichen kaum fehlen, wenigstens erwähnt Schreiber, der in Hohenrhätien die Pferdeköpfe auf alten Bauernhäusern antraf, dass sie sich auch in Wales vorfinden sollen, und der Genannte wirft darum die Frage auf, ob wir jenen Giebelschmuck etwa als Wahrzeichen der Kelten anzusehen hätten? Es ist aber kein Grund vorhanden, warum wir fremden Völkern zuschreiben sollten, was sich augenscheinlich bei so vielen deutschen Stämmen vorfindet.

Was Mitteldeutschland betrifft, so begegnet man den Rosshäuptern im nördlichen Nassau auf dem Westerwald, wie auch in der Gegend von Herborn und Dillenburg. Und gehen wir etwas weiter nördlich in das Siegen'sche, also auf echt fränkischen Boden hinüber, so zeigt sich das ehrwürdige Wahrzeichen bald deutlich, bald auch verwischt, nicht nur auf eigentlichen Giebeln, sondern sogar auf den Spitzen einzelner Dachfenster. Die folgenden Bilder zeigen die Veränderungen, welche mit den Pferdeköpfen vorgenommen wurden, wobei aber die Grundform überall noch durchleuchtet. Sie sind aus der Gegend von Siegen oder Dillenburg, besonders aus dem Dorfe Eiserfeld bei Siegen genommen. In Figur 1 hat die historische Gestalt fast völlig einer blos ästhetischen Symmetrie weichen müssen. Niemand würde die Rosshäupter erkennen, wenn nicht verschiedene Uebergangsstufen zur ursprünglichen Form hinüberleiteten.

Fig. 1.



Fig. 2.

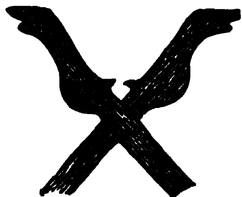


Fig. 3.



In Figur 2 sind die Köpfe schon etwas deutlicher, auch stellt sich auf der inneren Seite ein Zacken ein, welcher sich bei Figur 3 verdoppelt und offenbar die Mähne

bedeutet. Bei Figur 4 treten die Ohren auf, Figur 5 hat Ohren und Doppelzacken, bis endlich Figur 6, aus dem Dorfe Geisweid bei Siegen, die beiden Pferdeköpfe ziemlich deutlich aufweist. Sehr merkwürdig und durch das zähe Festhalten einer Grundform bedeutungsvoll ist

Fig. 4.

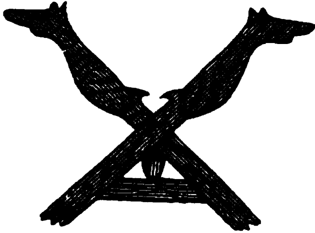


Fig. 5.



auch Figur 7. Hier stehen nämlich die beiden Köpfe oder vielmehr deren Bruchstücke in die Höhe und nach innen, die Ohren haben sich in ein rückwärts gekehrtes Eck abgeschwächt und nur auf derselben Seite die beiden Zacken, welche die Mähne bedeuten, dienen uns

Fig. 6.

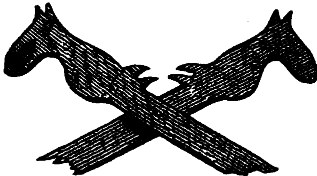


Fig. 7.



zur sicheren Orientirung. Gewiss hatte der Verfertiger nicht mehr die geringste Idee, dass er einen Rosskopf schnitze, aber dennoch folgte er in gewissen Zügen mechanisch einem alten Vorbild. Denn die nach innen gewendeten und sich anblickenden Köpfe werden auch an anderen Orten angetroffen.[1])

Sonst findet man in Mitteldeutschland nicht viele Ueberreste dieser alten Sitte. In der Gegend von Freiberg in Sachsen ward mir gesagt, dass auf den Häusern eines alten Ortes noch Storchköpfe angebracht seien. Dies seltene Vorkommen ist umso auffallender, weil

[1]) Die Zeichnungen von Herrn K. Lossen von der Emmershauser Hütte bei Koblenz.

z. B. gerade in Thüringen und der Gegend des Erzgebirges die uralten Hausmarken sich noch wohl erhalten haben. Es sind dies nämlich gewisse, aus einfachen Strichen zusammengesetzte Zeichen, gleichsam Monogramme, womit ein Bauer sein Eigenthum kenntlich machte. Norddeutsche Gelehrte haben neuerlich dies ehrwürdige Vermächtniss der Vorzeit gleichsam wieder entdeckt und aus der treuen Stille des Landlebens wieder zur allgemeinen Kenntniss gebracht. Seitdem wurde auch in Süddeutschland die Hausmarke aufgefunden; ich habe z. B. im baierischen Gebirge diese Marken, welche wahrscheinlich mit den alten Runen zusammenhängen, noch in häufigem Gebrauche angetroffen. Wird z. B. in den Privatwaldungen bei Tegernsee oben im Gebirge Holz geschlagen, so brennt erst der Bauer in den gefällten Baum seine Marke ein, dann schwemmt man die Stämme gemeinsam herab und unten nimmt der Eigenthümer seinen gezeichneten Besitz hinweg. Sogar in die Butter wird zuweilen die Marke gedrückt, ebenso auf die Ackergeräthschaften eingebrannt und manches Siegel, was ich bei Bauern in den Alpen gesehen, scheint aus solchen Marken entstanden zu sein, die offenbar einer Zeit angehören, wo die Schreibkunst noch in den Windeln lag. Diese Gutswappen scheinen, wie mich einige süddeutsche Beispiele vermuthen lassen, aussen auf der Spitze des Giebels zwischen den beiden Rosshäuptern gethront zu haben.

Während mir aus dem nördlichen und östlichen Deutschböhmen keine Köpfe auf den Dachfirsten bekannt sind, traf ich sie im Südwesten im Böhmerwald in einzelnen verwitterten Exemplaren, so z. B. im Orte Wallern, wo auch noch auf dem Kirchenplatze ein Schandstein liegt, um welchen gefallene Paare vor den Augen der Gemeinde umhergeführt wurden. Indessen war die Schnitzerei des Giebels so zerbröckelt, dass sie nur schwer zu erkennen ist; ich vermuthe jedoch mehr den Kopf eines Raben oder Schwanes. Schwanenhälse und Schwanenköpfe sind im Altenlande bei Hamburg nicht selten; die Bewohner sollen aus Flandern eingewandert sein. Rossköpfe thronen noch deutlich im Böhmerwalde, etwas weiter südlich in der Gegend von Prachatitz und Kuschwarta auf den Einzelhöfen, welche jetzt von einem slavischredenden Volke bewohnt sind. Ich möchte jedoch muthmassen, dass das Slaventhum in dieser Gegend nicht ursprünglich ist. Obwohl mir nun in den südöstlichen slavischen Ländern, z. B. in Krain

und Illyrien, niemals eine Spur von Pferdeköpfen in's Auge fiel, so soll damit nicht gesagt sein, dass den Slaven diese Sitte fremd sei. Wenigstens versichert Haxthausen, dass die Bauernhäuser in der Gegend von Jaroslaw an der Wolga Rosshäupter auf den Giebeln haben und eine Zeichnung scheint darauf hinzudeuten, dass die beiden Köpfe nach innen gekehrt sind.

In Süddeutschland und besonders in den Alpenländern begegnen wir einer reichen Mannigfaltigkeit der Giebelzeichen, von denen wir reden. Sie beschränken sich jedoch keineswegs auf Pferde, sondern es finden sich auch die Köpfe von Gemsen, Steinböcken, Schlangen und Drachen. Im Canton Bern und besonders im Oberlande sollen Rosshäupter nicht selten sein, von Grau-

Fig. 8.



Fig. 9.



bündten sprachen wir schon oben und im Lande Tirol sind sie noch recht dicht gesät, so z. B. an der Brennerstrasse in Gosensass, welches Steub mit den Gothen in Verbindung gebracht hat. Von einem Hause zu Zell im Zillerthale besitze ich den Giebelschmuck (Figur 8); zwischen den beiden Köpfen scheint sich noch eine Hausmarke in Gestalt eines Kleeblattes erhalten zu haben. In ähnlicher Weise eine Art Tulpe zwischen Rosshäuptern darstellend, ist Figur 9, zu Lanersbach im

Fig. 10.

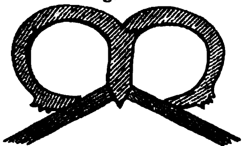
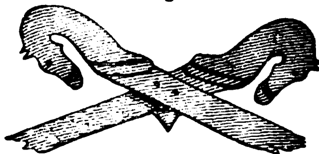


Fig. 11



Duxerthale aufgenommen. Diese kelchartige Tulpe findet sich auch in der Galerie („Solder“ genannt) eingeschnitten. Sehr viele Pferdeköpfe kommen auch im Oetzthale vor, z. B. in Lengenfeld, daneben auch gekrönte Schlangen oder Schwäne (Figur 10), die mit der Spitze ihres Kopfes sich auf das Dach des Hauses herabbeugen. Ein besonders schönes Exemplar von Rosshäuptern habe ich einmal zu St. Leonhard im Paseyerthal abgezeichnet. Es sind sogar die Zügel genau angegeben (Figur 11).

Im sogenannten Hessenlande auf dem Mittelgebirge oberhalb Neumarkt bei Bozen sind die Rosshäupter auf den Giebeln häufig. Zuweilen nehmen diese Zeichen unter der Hand eines in der Naturkunde nicht sehr bewanderten Meisters eine etwas zweifelhafte Gestalt an, so z. B. in Deutschenofen. Die Leute erklärten dies ihr Giebelzeichen (Figur 12) für Hirschköpfe, welche, nebenbei bemerkt, auch in Kurhessen, z. B. im Dorfe Niederasphe, noch durch geschnitzte, rothbemalte Geweihe angedeutet sind. Indessen ist die geringere Naturtreue zu entschuldigen, da die Originale in Tirol entweder ausgestorben oder doch sehr selten geworden sind. Die Erinnerung an ein anderes Thier, den Steinbock, scheint länger im Gedächtniss der Tiroler sich erhalten zu haben. Der letzte Steinbock in Tirol ward im Jahre 1706 in den öden Trümmerthälern des hinteren Zillerthales geschossen, aber von den Giebeln der Alpenbewohner blickt sein Bild noch wohlerhalten herab, so z. B. im

Fig. 12.

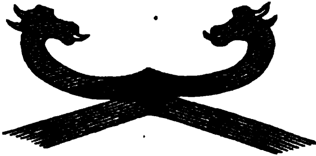
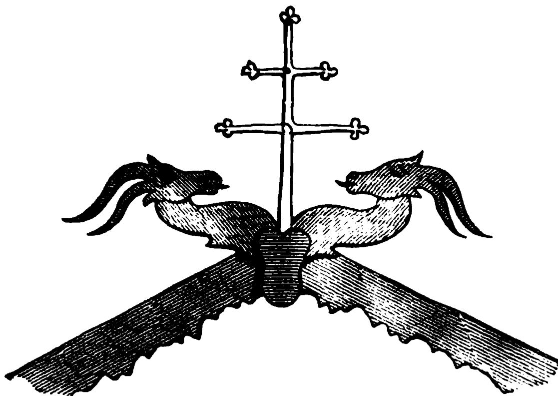


Fig. 13.



Falsthal, welches unweit des Brenners auf die Centralstrasse Tirols mündet (Figur 13). Das Seltsame und gewissermassen Humoristische dieses sorgsam geschnitzten Giebelbildes besteht darin, dass das christliche Kreuz an die Stelle der unschuldigen Hausmarke getreten ist; es wurde also nur das bürgerlich-politische Abzeichen verdrängt, während die beiden Thierköpfe blieben. Und gerade in letzteren scheint noch ein, wenn

auch dem Landvolk völlig unbewusster Ueberrest des Heidenthums enthalten zu sein.

Auf dem Mittelgebirge von Karneid, Prössels und Hauhenstein nordöstlich von Bozen blicken Gemsköpfe von den Giebeln alter Häuser herab. Auch in Kärnthen sind solche Wahrzeichen sehr beliebt, doch sind sie oft zusammengeschrumpft auf schmale, nach innen gebogene Hörner. In einer abgelegenen Gegend bei Friesach fand ich mich an die altdeutschen Haine erinnert, indem an der Vorderseite eines Hauses geradezu ein Pferdeschädel angeheftet war.

Sehr auffallend sind die verschlungenen und geringelten Drachenbilder, die sich auf den prächtigen Bauernhäusern zwischen Trostberg und Altötting in Altbayern vorfinden. Das verbreitetste Giebelzeichen bleiben jedoch immer die Pferdehäupter; auch bemerkt man sie durchschnittlich auf den ältesten Häusern.

Fragen wir nun nach der Bedeutung dieser Köpfe, so begegnet uns zunächst die Idee, ob etwa die Giebelzeichen das Wappen des Stammes, dem der Hausbewohner angehörte, angezeigt hätten? Meidinger („Die deutschen Volksstämme") bemerkt, dass die Franken als Feldzeichen einen Löwen und eine Schlange geführt. Auch die Longobarden hatten eine Schlange, die Dänen einen Raben, die Aestyer (Esthen mit germanischem Kriegsadel?) einen Eber, die Angelsachsen einen Drachen; die Westgothen bedienten sich einer schönen Symbolik, im Kriege trugen sie einen Drachen voran, im Frieden ein Lamm. Die Annahme, dass das Wappen gewissermassen als Marke des Stammes, auf dem Giebel gestanden, scheint sich besonders zu empfehlen, wenn wir bedenken, dass die Rechte bei den germanischen Völkerschaften lange Zeit hindurch bekanntlich nicht am Territorium, sondern an der Person hafteten. So lebten in Gallien die romanisirten Gallier und die Nachkommen der römischen Colonisten nach römischem, die fränkischen Sieger dagegen nach ihrem fränkischen Stammrechte und der furchtbare Ezelino, der Abkömmling eines deutschen Einwanderers, folgte in Italien noch im 13. Jahrhundert dem salischen Rechte. Indessen hält diese Deutung kaum Stand, weil die Pferdeköpfe so allgemein überwiegen. Nehmen wir auch an, dass das Ross das Wahrzeichen (chumpal) des altsächsischen Stammes gewesen, so finden sich doch jene Köpfe, wie oben erwähnt, fast über ganz Deutschland hingestreut. Und der Ausweg, dass die alten Stammbilder allmälig in Ver-

gessenheit geriethen und dann demjenigen Thiere den Platz einräumten, welches dem Landmann als das muthigste und nützlichste vorkommen mag, erscheint kaum zulässig. Ebenso misslich ist es wohl, bei den Pferdeköpfen an Wohnungen der eigentlichen Freien zu denken, welche zum Kriegsdienst mit Rossen auszogen?

Sehen wir uns noch einmal bei anderen Völkern um, so erzählt uns Dubois de Montperreux, ein älterer Reisender, von den Osseten im Kaukasus, einem indogermanischen Stamme, den Haxthausen den niederdeutschen Bauern in Ton und Ausdruck ähnlich fand: „Ihre Chroniken bestehen wie bei den anderen Bergvölkern des Kaukasus in Schädeln und Hörnern, die sie in den Häusern oder Kirchen aufhäufen und nach denen sie die wichtigsten in ihrem Districte vorgefallenen Ereignisse classificiren; man zeigt sich dieselben und wiederholt dabei, was man von den Alten vernommen hat.“ Diese Notiz ist schätzbar zur Erläuterung der Knochen, die bisweilen in alten Kirchen hängen, aber sie lässt sich kaum mit unserem Thema in Verbindung bringen. Weiter kommen wir schon mit Folgendem: „In der Einfassungsmauer eines ossetischen Gehöftes werden oft spitze Pfähle oder Palissaden angebracht, auf die man Pferdeköpfe oder anderes Knochenwerk hängt; auch die Lithauer befolgen diesen Brauch, denn man sieht in ihren Dörfern überall die gebleichten Pferdeköpfe auf den Pfosten ihrer Umzäunung hervorragen.“ In ähnlicher Weise berichtet Robert von den Völkern der unteren Donau: „Wie der Tatar pflanzt der Bulgare vor seiner Wohnung Pferdeköpfe und Büffelköpfe auf Stangen auf, was ihm wie dem Tataren als ein Zeichen der Macht gilt.“

Was der Kaukasier und der Lithauer mit ihren Pferdeschädeln ausdrücken wollen, darüber fehlt uns die nähere Aufklärung; was dagegen Robert („Die Südslaven“) von den Bulgaren und Tataren erzählt, führt uns wieder mehr auf das politische als auf das religiöse Gebiet hinüber. Es könnte mit jenen Schädeln das Recht und die Macht über Leben und Tod angedeutet sein. Hinwiederum berichtet der Engländer Bell aus dem Kaukasus: „Wir gelangten dann an einen hohen Pfahl, der in der Erde befestigt war; seine Spitze stak in dem Kopfe einer Ziege, das durch zwei Stöcke auseinander gehaltene Fell wehte wie ein Banner in der Luft; nahe dabei war eine durch vier Pfähle gebildete Art von Thronhimmel, dessen Dach aus dichtgeflochtenen

grünen Zweigen bestand, sowie ein starkes, rundes Gitterwerk. Das letztere war, wie ich hörte, der heilige Ort, an welchem die Ziege den segensreichen Tod durch den Donnerschlag erlitten hatte, während ihre sterblichen Ueberreste, ausser dem Kopfe und dem Fell, unter dem Thronhimmel lagen.“ Das Haupt der Ziege wird als ein Opfer auf einer Stange der Gottheit entgegengehoben. Und kurze Zeit darauf meldet Bell, dass bei einer tscherkessischen Feierlichkeit „ein Baum gefällt und drei Pferde als Opfer getödtet wurden.“

Zur Vergleichung möge dienen, was Simrock in dieser Beziehung erwähnt. „Im Norden war es Sitte, den Pferdekopf (equi abscissum caput bei Saxo S. 75) als sogenannte Neidstange aufzurichten, um die Landwetter abzuschrecken.“ Die Pferdeköpfe dienen dazu, „dem bösen Geiste zu wehren, und zu diesem Zwecke — so fügt Simrock bei — waren an den Giebeln norddeutscher Bauernhäuser Pferdeköpfe ausgeschnitzt.“

Dieser Ansicht pflichte ich bei. Unsere Vorfahren scheinen der Meinung des Gesetzbuches von Manu gewesen zu sein, welcher das Pferd „den König der Opfer“ nennt. Den Deutschen war das Ross das beiweitem höchste und geachtetste Thier, wie schon die eigenen Worte für männliche, weibliche, junge, schwarze, weisse Pferde und für Trab, Galopp und Passgang anzeigen. Wie bei Homer und bei den deutschen, französischen und westgothisch-spanischen Helden hatten Streitrosse ihre eigenen Namen. Rosse galten für reine Thiere, sie weideten mit golddurchflochtenen Mähnen in den heiligen Hainen, die Götter bedienten sich ihrer und sprachen durch sie mit den Sterblichen. Kaulbach hat seinen richtigen Blick bewährt, wenn er auf einem der Berliner Wandgemälde die Arier mit zahlreichen Rossen fortziehen lässt. Das Pferd scheint allen Ariern heilig gewesen zu sein. „Stute, du bist das ausgezeichnetste unter den vierfüssigen Thieren, du trägst die Könige,“ spricht der Brahmane; eine Reihe indischer Könige führte den stehenden Titel Rosseherr (acvapati) und bei den Persern wie bei den alten Polen scheint durch einen Wettlauf der Rosse der König ernannt worden zu sein, wie auch das slavische Wort „konj“ für „Pferde“ mit unserem „König“ zusammenhängen mag. So war das Pferd in jeder Weise das erste und geachtetste Thier und wenn es geopfert ward, so glaubten die Alten den Zorn der Gottheit am sichersten abwenden oder besänftigen zu können. Vielleicht wurden dann in alter Zeit

die Schädel der geopferten Thiere auf die oberen Gabelzinken der beiden Stützen gesteckt, auf welchen der Länge nach die hohe Dachstange des Zeltes auflag. Rosshäupter zierten ja bekanntlich den Bug der Schiffe, womit unsere Vorfahren schon in unvordenklicher Zeit die See durchschnitten.

Vielleicht kann auch in den beiden Pferdeköpfen eine besondere Hinweisung auf die Sonne gefunden werden, welche eigentlich das natürlichste sichtbare Zeichen des unsichtbaren Gottes eines jeden Urvolkes bildet. Sonnenrosse kommen in vielen Mythologien vor. Wie die Sonne, bringt in dem Märchen der abgehauene Kopf des Rosses Falada ein verborgenes Verbrechen an den Tag. Der Begriff der Schnelligkeit, vielleicht auch des Wechsels, des Auf- und Niederganges, des Lebens und des Todes ist mit dem Pferde verbunden, weshalb auch im frühen Mittelalter Mönche einen Pferdeschädel innerhalb der Klostermauern aufgehängt hatten.

Wie dem nun sein mag, so bescheide ich mich, einiges Thatsächliche über die Spuren einer alten Sitte gesammelt zu haben. In allen deutschen Gegenden will Kohl das Hufeisen unter der Schwelle des Bauernhauses gefunden haben; kaum weniger häufig dürfte der Pferdekopf auf dem Giebel vorkommen, so dass das alte Haus von der Schwelle bis zum First von den innigen Beziehungen unserer Altvordern zu dem edlen Rosse Auskunft gibt. — Schliesslich noch an jeden Freund vaterländischer Sitten die Bitte, dass er sich beim Landmann, wie ich es stets gethan, für Beibehaltung des alten Gebrauches verwenden möge.



Aus Titian's Heimat.*)

„Den Ort zu sehen, wo ein grosser Geist die ersten Eindrücke empfing, ist erfreulich und belehrend.“ So dachte ein Wanderer, kehrte, am oberen Fassathale angekommen, den Pfaden des Grödnerlandes den Rücken und schlug den beschwerlichen aber reizvollen , Weg nach Pieve di Cadore ein.

Rechts stand die riesenhafte Dolomitenmasse der Marmolata, den die Freunde des Grossartigen für einen der schönsten Berge der Alpen halten werden. Ueber furchtbar steil abfallenden Rothwänden blicken blaue Gletscher auf den einsamen Reisenden herab, und zugleich erschüttert und bewundernd betritt derselbe das blumenreiche Hochthal der Fedaja, um sich zwischen lothrechten Felsenhöhen in halber Finsterniss hindurchzuwinden. Dann aber beginnen alle Schönheiten einer südlichen Gebirgslandschaft, wir kommen bei Borka auf die berühmte Ampezzaner Strasse und würden sie nur ungern verlassen, wenn nicht ein weisser Thurm, auf mässiger Anhöhe emporragend, die Nähe unseres Reiseziels verkündigte.

Das Städtchen Pieve di Cadore bietet einen erfreulichen Anblick dar. Die weissen italischen Häuserwürfel steigen mitunter aus einem sorgfältig bebauten Garten auf. Was aber das Auge des Nordländers besonders erfreut, sind die lebendigen Hecken, die hier an die Stelle der ermüdenden Kalkmauern des anderen Wälschlandes treten. An der kleinen Piazza ragt ein Glockenthurm empor; ein anderer steht bei der Kirche. Sogar die freundliche Zierde eines kühlenden Spring-

*) Deutsches Museum, 1856.

quells wird nicht vermisst, und unweit von dem kleinen Plätzchen, wo ein zweiter Brunnen ist, verkündet eine einfache Tafel, dass in diesem „sehr bescheidenen Häuslein“ der grosse Meister Titiano geboren ist.

Lange stand ich vor der kleinen Hütte. Dann aber trieb es mich fort, hinaus auf den Schlossberg, unter den freien Himmel, der doch des Künstlers Haus und Heimat ist. Zwischen den zerfallenen Mauern des alten Castells hervor überschauen wir das ganze Thal.

Wie gewaltige Strebepfeiler eines Domes, dessen Kuppel der blaue Himmel, lagern sich rechts und links die grünen Vorberge in die mässig breite Thalfläche hinein. Aus den Räumen, die sie bald enger, bald weiter zwischen sich einschliessen, eilen silberne Bäche zur Piave, die das Hauptthal durchströmt und sich öfters in mehrere Arme zerspaltet. Ihr bläulichtes Wasser hat sich tief eingewühlt und hier und da das Felsgestein blossgelegt, dessen röthliche Farbe gegen den grünen Grund der Landschaft angenehm absticht. Aber wie mannigfaltig ist diese Bodenbildung! Wie kreuzen sich die Schluchten, die Anhöhen, die fruchtbaren Erdmulden und die nackten Riffe, die aus dem Waldesdunkel hervorbrechen! Hier herrscht im Einzelnen das Zerrissene, das Unsymetrische, das Verworrene; aber alle diese Einzelheiten zusammengefasst, finden in der Harmonie des grossen Ganzen ihre volle Versöhnung. Es sind viele und scharfe Töne, die sich widersprechen und scheinbar bekämpfen; aber die Natur hat ihre wilde Kraft sich dienstbar gemacht, der einzelne Ton ist gebrochen und ordnet sich willig dem zaubervollen Spiele der Melodie unter.

Ueberhaupt pflegt der Natur zu gelingen, was der nachbildende Künstler nur mit Vorsicht wagen darf. Dort steht der blaue Himmel und harmonirt prächtig mit der grünen Erde. Und dieses ewige Grün, erfrischend und einfach wie die Wahrheit und das Volksleben, liegt in jeder Farbe und Abschattung nebeneinander. Vom saftigen Glanz der Junisaat und der Alpenwiese verdunkelt es sich durch den ganzen Stufenreichthum des südlichen Pflanzenwuchses zum nordischen Düster des Fichtenwaldes, der weit hinauf die Höhen bekleidet.

Indess nur die Vorberge bedürfen dies luftige Pflanzengewand. Die eigentlichen Höhen, die in das Thal von Pieve di Cadore herabblicken, legen sich nur Schnee und Eis um das einsame Felsenhaupt und empfangen ihren einzigen Schmuck von der Sonne des

Morgens und des Abends. Diese hat eine entschiedene Vorliebe für die gewaltigen Gesellen. Aber der unbestrittene König der Gegend ist der Monte Antelao, und schöngeformt wie sein Name erhebt er sich über die riesenhaften Brüder. Ihm sendet das Licht die ersten Strahlen und wagt sich doch erst dann von ihm zu trennen, nachdem es den geliebten Buhlen mit goldener Farbenpracht umspielt und ergötzt hat. Wenden wir der Strasse nach Venedig den Rücken und blicken gerade in unser Thal hinein, so erhebt sich links eine Bergreihe, welche der Marmarolo herabschickt, dann folgt die Najavola, rechts steht die steile Cridola, während der Gehörnte Berg das Thal in nicht allzu grosser Ferne zu schliessen scheint. Dem Monte Cornon gerade gegenüber als zweiter Schlussstein der Thallänge hebt sich die Sfornioja am Horizonte ab, der niedrigste Berg dieser Ketten (7500 Fuss hoch) und doch durch isolirte Lage eine bedeutende Stelle einnehmend. Von der Sfornioja ausgehend, folgt ein dunkler Waldberg; dann noch einer, wieder etwas niedriger; der letzte Ausläufer dieses Zuges, der sich wie eine Insel mitten in das Thal hineinlegt, ist eben die Anhöhe, worauf das Castell der alten Gemeinde (plebs, pieve) stand. Zwischen diesem anmuthigen Chaos von Höhen und Tiefen hat der norditalienische Fleiss jedes Stückchen Erde mit Mühen und mit Saaten bestreut, und sowohl in der Thalsohle als auf den Anhöhen liegen Dörfer, reich ausgestattet mit jener zuchtlosen Romantik, die wir in der Heimat unerträglich, als südliche Staffage aber so liebenswürdig finden.

Wenn zuerst das Wilde und Gigantische in der Aussenwelt uns anspricht, so mussten die Riesengestalten des Antelao und des Marmarolo Titian's jugendlichen Geist gewaltig bewegen. Nirgends hat in den östlichen Alpen die Natur schroffere Linien in die Erdfläche gezeichnet, nirgends hat sie den Schrecken senkrechter über den Scheitel blüthenreicher Thäler gestellt. Fällt die Abendsonne in diese Höhen, so flammt auf den Kalkwänden und Schneeflächen eine wunderbare Gluth auf. Gelb, roth, violett ist der grelle Farbenmantel, in den sie sich einhüllen, Er leuchtet noch, wenn schon das Abenddunkel lange die Tiefen bedeckt. Allmälig aber siegt die Nacht, die hellsten von den Sternen werden oben sichtbar, der Mond zieht leise herauf, wirft schwere Bergschatten und streut Silber auf die lichteren Stellen des Felsgesteins und auf die Piave, deren Rauschen sanft zu uns empor-

tönt. Jetzt herrschen die Naturgewalten in wohlthätiger Unumschränktheit, die gebietende Arbeit des Menschen ruht, die ganze Landschaft ist ein folgsames und reines Kind der Schöpfung und nur das feuchte Thal scheint leise zu athmen wie ein Mensch in stillbeseligenden Träumen.

Indessen schon die alltäglichsten Erscheinungen nehmen hier einen erhabenen Charakter an. Bedeckt sich in der Ebene der Himmel mit Wolken, so ist dies selten ein erfreuliches Schauspiel. Hier aber ergötzt uns der Anblick, wie ein Wölkchen im Thale aufsteigt, unter mancherlei Kreuz- und Querzügen sich am Antelao emporrankt und endlich, fast wie durch Zufall, an seiner Spitze hängen bleibt. Auf dieses Zeichen ihres Königs beeilen sich auch die niederen Majestäten, ihr Haupt zu bedecken. Aus den feuchten Thalgründen sprossen kleine Nebelflocken hervor und streifen leise über den Fichtenwald. In sonderbarem Spiele der Wahlverwandschaft scheinen manche Wolken sich hastig entgegenzueilen, um sofort zu Einer zu verschmelzen; andere stossen sich frostig ab, um einsiedlerisch ihren Pfad in die Höhe fortzusetzen; andere wieder lösen sich scheinbar auf und nur das plötzliche Anschwellen der Nachbarwolken zeigt ihr fortdauerndes Leben an.

Mitunter bricht ein Windstoss aus einem Seitenthale hervor und wirbelt die leichten Kinder der Luft gewaltig vor sich her. So entstehen Risse im Wolkenschleier, zwischen denen die Berghäupter sichtbar werden, gleichgiltig und düster den kommenden Sturm erwartend. Und nicht minder schön ist der Anblick, wenn das Gewölk sich hebt und zertheilt, und die Erde feuchtverklärt aus dem Nebelbade hervortritt.

Schon Hippokrates hat bemerkt, dass der strenge Gegensatz von Winter und Sommer viel zur Abhärtung und geistigen Erweckung des Europäers beitrage. In der That, wie unser Geist, zwischen Leid und Freud hin- und hergestossen, allmälig sein Gleichgewicht findet, so muss auch der unendlich verschiedene Anblick dieser Gebirgsgegend das Auge des Künstlers für die Schönheit der Natur ungemein empfänglich machen. Wie gross aber ist hier der Gegensatz zwischen einem glühenden Sommertage und einer mondscheinfinsteren Winternacht am Fusse des Antelao?

Mag immerhin zunächst die Menschengestalt, nicht die Landschaft, der Gegenstand von Titian's künstlerischen Darstellungen geworden sein, — ist es nicht der gleiche

Gottesgedanke, welcher in beiden zur Erscheinung kommt? Das Auge, welches die Töne einer Landschaft begreift, wird auch um die Farben der Menschenbildung nicht verlegen sein, und der Blick, der mit Wohlgefallen auf der schöngeschwungenen Linie der Sfornioja ruhte, wird auch die Edelform des Angesichts zu verstehen wissen.

Aber auch dem Historienmaler fehlt es hier nicht an interessanten Vorbildern. In dem Umkreise von Pieve di Cadore sitzen nicht nur die drei Hauptrassen des Welttheiles in mannigfacher Mischung beisammen, sondern auch Stämme, deren Ursprung bis jetzt unseren Gelehrten verborgen blieb. So tritt uns im obern Fassathal wie in Gröden und Enneberg hie und da ein Menschenschlag entgegen, eigenthümlich zwar und befremdend für unser Auge, aber doch klar und verständlich, wie es bei ursprünglichen Typen zu sein pflegt. Auf kleinem, gedrungenem Körper ruht ein vollkommen runder Kopf; bei dunkelm, meist braunem Haar ist die Haut zart, die Augen sind glänzend, die Wangen blutdurchströmt und hochroth wie die Lippen. Wenn diese lebhaften Farben einem weiblichen Antlitz etwas Frisches verleihen, so ist der runde Kopf, zumal bei Männern, nicht ganz verträglich mit unseren Begriffen von edler Körperbildung. Daher haben auch italische Maler manche Nebenpersonen ihrer Gemälde mit diesem Typus ausgestattet, besonders wenn der Charakter der dargestellten Person in's Niedrige streift; so erinnern die Kriegsknechte bei Kreuzigungen nicht selten an das Grödnerland.

Nähern wir uns aber mehr der Heimat Titian's, so begegnet uns in den einsamen Hochthälern bei Selva germanisches Blut, welches noch erkennbar unter der romanischen Hülle schlägt; hie und da krönen Einzelwohnungen die Höhen, — ein sicheres Zeichen deutscher Abkunft. Auch die Bevölkerung des tirolerischen Ampezzo ist gemischt, doch wiegt das Romanische vor. Nördlich von Ampezzo steht der kühne Peutelstein als romantischer Grenzblock des deutschen Landes; gleichwohl, selbst im Piavethal, wenige Stunden von Cadore, liegen deutschredende Inseln mitten im wälschen Lande. Blond glänzt das Haar und blau das Auge vieler Frauen von Sappada und ihre Gestalt erhebt sich nicht selten zu nordischer Höhe. Ueberschreiten wir aber die Wasserscheide und treten in die westlichen Thäler des Tagliamento, so gewahren wir rasch, wie die Spröde germanischen und romanischen Volksthums durch

slavische Bestandtheile zu einer gewissen Weichheit gemildert ist.

In Cadore selbst tritt uns jetzt eine ziemlich rein romanische Bevölkerung entgegen. Wenn hier die Schönheit selten ist, so fehlt es gewiss nicht an Bewegung und Ausdruck. Rascher, als dem Germanen genehm, fliesst die italische Zunge und doch eilt das Minenspiel noch der Sprache voraus. Die Schnelligkeit, mit der sich das Gefühl in den Ton zu kleiden strebt, erzeugt jene lauten Klänge, die auf die unbedeutendste Unterhaltung verschwendet werden. Vollständig verschwindet die Schüchternheit, welche oft dem Nordländer nur innerhalb seiner häuslichen Wände die freie Bewegung gestattet. Von Jugend auf an das Leben unter freiem Himmel, unter zahlreicher Nachbarschaft gewöhnt, wird Wort und That des Südländers nicht leicht durch unsere ängstlich besorgte Ueberlegung gehemmt und erkältet. Hier lebt Alles und Alles was lebt, fühlt seine Berechtigung zu leben. Indem die südliche Sonne keine grossen und weichen Massen duldet, wird der Körper mehr zusammengefasst; auch die Gesichtsmuskeln legen sich straffer um die Knochen an, die Züge werden schärfer und sprechender. Unter dem warmen Himmel schneller reifend, verkürzt sich die Zeit des Lebensfrühlings und der Herbst nimmt dafür einen grösseren Raum ein. Auch das dunklere Colorit des Herbstes und die ernsteren Tinten einer alten Rasse wiegen vor in Auge, Haar und Gesichtsfarbe.

Freilich zu der Zeit, als Titian lebte, mag das gothische und longobardische Blut noch voller in den norditalischen Adern gekreist haben. Titiano Vecellio selbst, mit seinem deutschen Sippenamen, seinem hohen Wuchs und den edlen Zügen des knochigen Antlitzes erinnert an nordische Ritter. Er war ein Mann unserer Berge, wie sein Vater, der den grossen Alpenvater St. Christof in einem Seitenraume des Dogenpalastes von Venedig verherrlicht hat. Auch zeigen uns manche Frauenporträte von Titian und von Palma dem Aeltern, dass die gelbe Haarfarbe, welche diese Meister so sehr liebten, nicht blos ihrer Einbildungskraft oder auch künstlerischer Mode entsprungen ist. Dies hat sich jetzt geändert. Wohl finden sich noch im heutigen Cadore jene olivenfarbigen Sybillengesichter, wie Titian's treuer und liebevoller Pinsel seine Mutter der Nachwelt gezeichnet hat; aber vergeblich ist unser Suchen nach seiner goldhaarigen Tochter, umsonst forschen wir nach

den holden Zügen, die aus den Prachtgemälden Pauls des Veronesers so ansprechend auf uns herniederschauen. Dem Vordrängen des italienischen Volksthums erliegend, ist der schöne Frauenschlag verschwunden, der die frischen deutschen Säfte in die ausgeprägte Klarheit romanischer Formen gefasst hatte. Bleibt in dieser Weise die Gegenwart hinter der Vergangenheit zurück, so ist es nur ein geringer Trost, dass in Cadore noch immer stattliche Männer wachsen. Dieser Eindruck nimmt zu, je weiter wir im Gebirge herabsteigen, bis auf dem rechten Ufer des Gardasees nach Brescia hin, in Mailand und auch in Verona sich zuweilen recht feurigblickende, durch das kurzgeschorene schwarze Haar, den dunkeln Ernst des Vollbartes steigernde Männerköpfe finden mit klar angelegten grossen Zügen, — gerade wie Paolo sie unvergesslich unserer Erinnerung einprägt.

Für religiöse Darstellungen mochte freilich Titian diesen Charakter zu stolz und zu hart finden. Aber auch in dieser Beziehung fehlte es ihm nicht an schönen Vorbildern und wer einmal das furlanische Küstenland besucht und die waldigen Berge Krains durchstreift hat, der weiss es, woher Titian den Christuskopf nahm, welcher mit so sanftem und doch so eindringend vorwurfsvollem Blicke den Zinsgroschen des Pharisäers an seine rechte Stelle verweist. Sobald unser Maler von seiner Heimat ostwärts ging, begegnete er, wie schon oben erwähnt wurde, dem mildernden Einflusse des slavischen Blutes. Zwar die schwarzen Haare und Augen des Südens überwogen, aber die Gesichtszüge halten, wenn es gerade glückt, zwischen romanisch-germanischer Schärfe und dem emporgezogenen Typus des Slaven eine gewisse Mitte.

In dieser herrlichen Natur und zwischen diesen verschiedenen, meist schönen Stämmen, verlebte Titian eine wechselvolle Jugend, und auch später, nachdem ihn die Wogen des Erfolges an die Seite von Kaisern und Päpsten erhoben hatten, kehrt er gerne in die grossartige Einsamkeit seiner heimischen Berge zurück. Ihre Höhen, Felsen und Wälder stehen oft als Staffage im Hintergrunde seiner Gemälde. [1]) Ebenso mochten sie auch im Hintergrunde seines Geistes schweben. Ihre Grösse, ihr Ernst, ihre Majestät spiegelten schon in seine Wiege das Bild der Erhabenheit. Und was

[1]) Sehr viel später, als dies geschrieben war, hat der Engländer Gilbert die hervorragendsten Bergformen von Titian's Heimat auf seinen Bildern nachzuweisen gesucht. (Nachträgliche Anmerkung des Verfassers.)

die Berge begonnen, das mag das Meer vollendet haben. Wenn der Maler, der vom Gebirge stammt, vielleicht mit einer gewissen Neigung zur Strenge und und Starrheit zu kämpfen hat, so sind dagegen die Maler des Küstenlandes vorzugsweise durch reiche Harmonie der Farben ausgezeichnet. Ist ja doch das Meer ein grosser Spiegel, der Glanz verbreitet und jedes Bild verklärt und geläutert wiedergibt. Die Wellen, in ewigem Fluss, in ewiger Bewegung sind das Element der Schmiegsamkeit. Sie gossen feuchte Anmuth auf die Palette, wie das Sonnenlicht zitternd über die leichtgehobenen Wogenkämme gleitet. In Venedig, seiner zweiten Vaterstadt, gewann Titian jenes Colorit, welches noch immer unerreicht geblieben ist. Und sicher, wenn wir am südlichen Ufer stehen, wird es uns deutlich, warum die Griechen ihre Schönheitsgöttin aus dem Meere entspringen liessen. Ihre Kunst, ihre Philosophie, ihr ganzes Leben schöpften ein Element der Klarheit und des Glanzes aus jenen tiefen und sonnigen Buchten, die überall den Hellenen vor Augen lagen.

Aber das Meer, die Alpen, die schönen Modelle schmücken noch heute in alter Grösse das ewige Italien. Und ist dies so, warum wächst heute kein neuer Titian? Ich vermag diese Frage nicht zu beantworten, weil der subjective Keim der Genialität sich jeder Forschung entzieht und weil auch die günstigsten äusseren Verhältnisse ein Genie nicht zu schaffen, nur anzuregen und auszubilden vermögen. Indessen liegt vielleicht ein Anhaltspunkt in der Bemerkung, dass die talentvollsten Geister in den Zeiten grosser Veränderungen in Weltanschauung und Gesellschaft am zahlreichsten gedeihen.

Und diese vollzogen sich im Italien des 14., 15. und 16. Jahrhunderts reichlich und nach aufwärts. Wie einst durch Römerherrschaft, stand Italien damals durch Handelsreichthum und Papstthum an der Spitze Europas. Die Kreuzzüge hatten zum Vortheile Italiens gewirkt, Byzanz musste einen grossen Theil seines Handels und seiner Industrie an die italienischen Städte abgeben. Zu dieser praktischen Erweiterung des Gesichtskreises kam dann noch die theoretische, als die Annäherung der Türken vielwissende, mit der Geistescultur der Alten wohlvertraute Byzantiner nach Wälschland scheuchte. Damals erlebten auf dem stammverwandten und noch dazu durch Germanen erfrischten Boden die Künste, die

Wissenschaften jene Wiedergeburt, die nur wenig durch die Schranke des Hergebrachten beengt war.

Nie standen die Künste in höherer Achtung als damals, wo Kaiser und Päpste, reiche Städte und fürstliche Höfe an Achtungsbezeugungen gegen berühmte Meister sich überboten. Und Titian erhielt davon sein reichlich Theil. Wurde er doch von Karl V. zum Grafen des Lateranischen Palastes und des kaiserlichen Hofes und Consistoriums ernannt, wodurch er das Recht erhielt, im ganzen römisch-deutschen Reiche Notare, Kanzler und ordentliche Richter aufzustellen, ein Recht, von welchem Titian in Venedig ziemlich weitgehenden Gebrauch gemacht haben soll. Und in welch' freundlich-ungezwungener Weise verkehrten damals Künstler ohne Neid untereinander und ohne Scheu mit den Höchstgestellten. Wie aus Titian's Briefen hervorgeht, wusste er im Kaiser die Würde zu ehren, ohne der eigenen männlichen Haltung auch nur das Kleinste zu vergeben. Dauernde Anstellung an Höfen wies er zurück; ehrenvollen Einladungen gab er kurze Folge, kehrte aber immer wieder in den Palast Barbarigo im liebgewordenen Venedig zurück.

Es wehte ein freier Geist in den Menschen damaliger Zeit. Man hielt nicht dafür, dass die zarten Schultern der Jugend schon mit Folianten zu beschweren seien. Man glaubte damals nicht, jede Regung selbständigen Charakters als gefährlichen Trotz „brechen" zu müssen. Man liess es zu, dass die Keime, welche die Natur mit voller Hand ausstreut, sich in eigenem Wesen entwickelten und vertraute dem menschlichen Geiste, vertraute den Einflüssen des Ehrgefühls und der Bildung, dass sie die Auswüchse einer überwuchernden Saftfülle beschneiden würden. Frei geboren, frei erzogen, ohne frühe Vorurtheile, angestrahlt vom milden Lichte des Griechenthums, so begegnet unserem staunenden Blicke eine ganze Reihe gewaltiger Naturen. Aber selten weiss eine titanische Kraft das Maass so zu füllen und so scharf einzuhalten, wie Michel Angelo: neben einem Rafael wächst ein Cäsar Borgia, und das Bedürfniss nach Ordnung und Gesetz wird endlich unter der bangen Menschheit dringender als die Sehnsucht nach Freiheit. Hier, wie so oft in der Geschichte, sieht sich der aufrichtige Forscher rathlos um und fragt, was erwünschter sei, eine Zeit entzügelter, leidenschaftlich gährender Kräfte, oder ein langsam hinschleichendes Jahrhundert voll regelrechter Sittlichkeit, das der Nachwelt keine Gedanken

und keine Schöpfungen hinterlässt? Schwanken wir doch alle zwischen Freiheit und Gesetz. Die Freiheit treibt, überfluthet, schäumt und schafft, das Gesetz hält zurück, regelt und kann auch unterdrücken. Gelingt es jedoch einer Zeit — und sie kann immer nur eine kurze sein — eine schöpferische Freiheit mit dem im Gesetze ausgesprochenen Bedürfnisse der Gesammtheit zu vereinigen, dann brechen alle Knospen auf und im Sonnenscheine des Maimorgens erblickt ein freies Volk seine grossen Söhne!

In einer solchen Zeit lebte Titian. Aufgewachsen unter den Eindrücken einer reizvollen Gegend und mannigfaltiger, oft schöner Völkertypen, gebildet im Umgange mit lebhaften Künstlern, getragen von der Achtung der Zeitgenossen, genährt vom Geiste eines glücklichen Jahrhunderts, so vereinigte sich Vieles, um ihn zu jener Grösse emporzuführen, die wir an ihm bewundern. Heitere Natürlichkeit, reine aber herrliche Menschlichkeit ist das eigentliche Wesen seiner Werke. Rafael zwar häuft zahlreiche Gestalten zu einem Zusammenwirken voll weltumfassender Gedanken, Rafael mit unerhörter Genialität dringt in den innersten Kern der Dinge, überkleidet sie mit einem ihm ganz eigenthümlichen Adel und bildet sie, wie in tiefverschwiegenen Stunden die Natur vielleicht sie gedacht hat; aber es will scheinen, als ob wir nicht immer der Grösse dieses Eindruckes vollkommen gewachsen wären. Manche seiner genau herausgearbeiteten Gestalten sind von einer Art erschreckender, ernster Schönheit; sie sind wie Undinen, als gehörten sie nicht mehr zu dieser unvollkommenen Welt. Und wenn wir lange einsam vor der Madonna del Sisto stehen, so erscheinen uns fast die Rollen vertauscht: nicht wir blicken zu ihr hinauf, sondern sie blickt zu uns herab, ja es mag uns vielleicht eine gewisse Aengstlichkeit überschleichen, wie wenn wir im Abendscheine in einem Saale voll griechischer Götterbilder eingeschlossen wären, die da leben in der stillen Klarheit des Todtenreiches.

Nicht so Titian. Bei ihm gehört Alles dieser unserer Welt an. Es ist einfach und leicht verständlich. Titian malt nur Menschen, aber sie sind edel und vollwichtig. Die vergängliche aber holde Erde lächelt aus ihnen und sie treten uns entgegen, wie aus einem klaren Spiegel, wo schöne Menschen heiter vorüberziehen. Naturtreu wie Rubens, wusste Titian mehr Maass zu halten, als dieser; seine Typen sind geistiger und haben

sich mehr der Materie entwunden. Wie Titian müssen Griechen gemalt haben . . .

Es war Abend geworden. Es dunkelte bereits. Auf dem Schlossberge von Pieve di Cadore liess sich gut träumen. Grosser Meister, wie viele Sterbliche hast Du durch Deine Schöpfungen erfreut! Ein einsamer Wanderer bringt Dir seinen innigen Dank dar!



Das fränkische Bauernhaus.*)

Fast alle ethnographischen Linien, welche man durch Deutschland zu ziehen hat, streichen nicht von Norden nach Süden, sondern sämmtlich von Osten nach Westen. Am klarsten wird dies durch die Sprache dargethan. Wie schwer verständigt sich der ostpreussische Landmann mit einem Oesterreicher, während er im Munde der westlichen Nordseestämme sein verwandtes Platt wiederfindet! Der Mittelrheiner, etwa der Hesse, versteht ohne grosse Anstrengung weder den Friesen noch den echten Schweizer; dagegen braucht er nur in's westliche Böhmen zu gehen, um dort, zum Beispiel in einzelnen Dörfern des Erzgebirges, seine heimische Mundart fast unverändert anzutreffen. Im Süden sind die Unterschiede zwischen den westlichen und östlichen Dialekten zwar grösser, aber dennoch lässt sich vom Alemannischen durch das Schwäbische und Bayerische ein deutlicher Uebergang bis zur österreichischen Mundart erkennen. Alle Grenzpfähle auf unserer Sprachkarte halten die Richtung von Westen nach Osten ein, kaum eine einzige Linie streicht dagegen von Norden nach Süden, und selbst der Rhein, diese Völkerstrasse mit ihrem uralten Handel und Verkehr, hat nicht vermocht, längs seiner Ufer eine gleichartige Mundart oder ein ethnographisch geschlossenes Gebiet herzustellen, das sich in der ganzen Ausdehnung einmal von Norden nach Süden durch Deutschland erstreckte. Nur unbedeutend hat der fränkische Stamm einerseits die niedersächsischen und andererseits die alemannischen Nachbarn in der Rheingegend weiter auseinander geschoben als

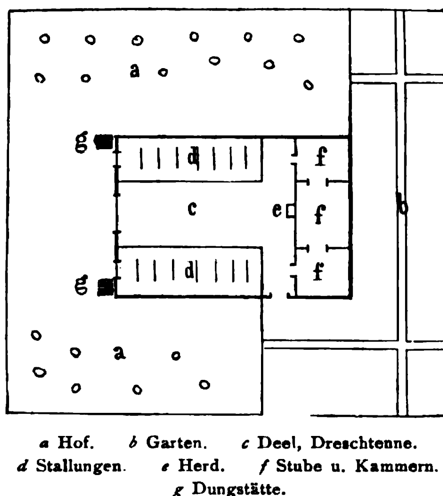
*) Westermann's Monatshefte, Jahrgang 1860, S. 68.

an den übrigen Strecken, wo er mit jenen beiden Stämmen zusammengrenzt.

Diese Richtung spricht sich auch im Bau der Häuser aus. Man kann nicht eine östliche und eine westliche Bauart unterscheiden, wohl aber gibt es, bei allen Modificationen im Einzelnen, dennoch gewisse durchgehende Grundformen, welche sämmtlich von Osten nach Westen sich hinziehen. Wie die Mundarten, so liegen auch die deutschen Hausformen in der Richtung der Parallelkreise nebeneinander.

Die mitteldeutsche Bauart ist von der norddeutschen wie von der südlichen sehr verschieden, ja die beiden Extreme, also etwa das westphälische und bayerische Haus, haben untereinander in manchen Stücken mehr Aehnlichkeit als mit dem benachbarten fränkischen Gehöfte. Zur Vergleichung will ich nur kurz den Grundplan eines westphälischen und eines oberbayerischen Hauses hier angeben. Das westphälische Gehöfte hat in der Regel folgende Form:

Fig. 1.

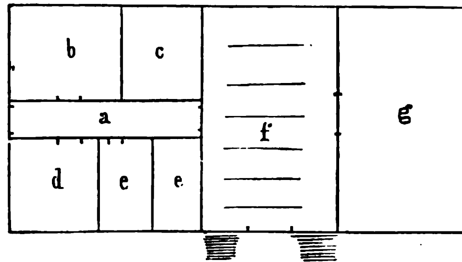


a Hof. *b* Garten. *c* Deel, Dreschtenne.
d Stallungen. *e* Herd. *f* Stube u. Kammern.
g Dungstätte.

Das westphälische Haus (Fig. 1 — nach v. Haxthausen) ist eigentlich das organische und echte Bauernhaus, ein gross und behaglich gewordenes Zelt, wo Mann und Thier in einem Raume wohnen, dessen natürlichen Mittelpunkt der Herd bildet. Das

bayerische Alpenhaus (Fig. 2) hat mit dem niedersächsischen Hause den Eingang an der Kopfseite, den durchlaufenden Mittelgang und das vorherrschende eine Dach gemein.

Fig. 2.



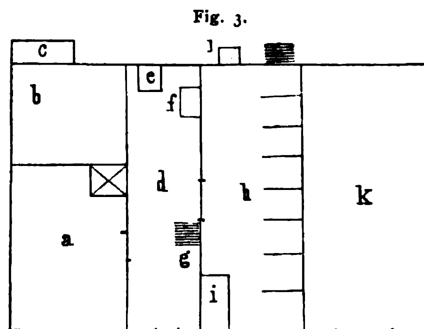
a Hausgang. *b* Wohnstube. *c* Schlafstube. *d* Küche. *e e* Kammern. *f* Stallung *g* Scheuer

Das mitteldeutsche Haus unterscheidet sich besonders vom westphälischen Haus in sehr vielen Stücken. Die mitteldeutsche Bauform, welche ausser dem fränkisch-thüringischen auch noch mehr oder weniger das schwäbische Gebiet umfasst, charakterisirt sich durch den Eingang auf der Langseite, sowie durch die geringere Länge und grössere Höhe. Der Mitteldeutsche setzt gerne ein zweites Stockwerk auf seinen etwas kurz angelegten Unterbau, und der sehr arme wie der sehr reiche Bauer begegnen sich in dieser Sitte, weil Ersterer im zweiten Gelass unmittelbar über seinem Vieh seine Wohnung hat, während der Reiche das zweite Stockwerk vorzugsweise zum Prunkzimmer einrichtet.

Auch darin darf ein Merkzeichen mitteldeutscher und besonders rheinischer Bauart gefunden werden, dass selten der ganze Bau unter einem Dache steht. An den meisten Orten legen wenigstens die Wohlhabenden das Wohnhaus, die Stallung und die Scheuer auseinander, so dass diese drei Gebände die drei Seiten des viereckigen Hofes bilden, dessen vierte Seite dann nach der Strasse hin durch Mauer oder Zaun geschlossen wird. Darin dürfte aber ebenso sehr als die ursprüngliche Sitte auch die Rücksicht auf Zweckmässigkeit massgebend gewesen sein. Beides nämlich, sowohl die Trennung als auch die Verbindung unter ein Dach, hat in Bezug auf Nutzen und Bequemlichkeit gewisse Vorzüge. Für die Trennung spricht die geringere Feuersgefahr, die zweckmässige Umschliessung des Hofes und die grössere

Leichtigkeit eines Anbaues. Dagegen bietet die Zusammenlegung besonders den Vortheil, dass man bei Wind und Wetter gedeckt zum Vorrath und zum Vieh gelangen und Alles überwachen kann. Und so sehen wir auch in mitteldeutschen Gegenden, wo im Winter starke Schneewehen eintreten, zum Beispiel auf dem Westerwald, die ganze Baulichkeit unter ein Dach zusammengedrängt. Es entsteht dann eine in Mitteldeutschland und besonders auch in slavischen Ländern häufige Form, als deren Beispiel ich ein Haus aus dem Dorfe Oberdresselndorf im Hickengrund auf dem Westerwald (Fig. 3) hier anführe.

Fig. 3.



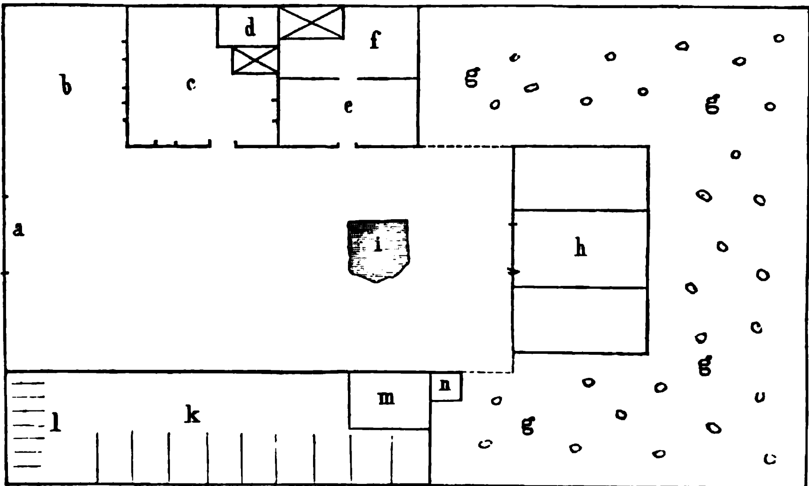
Hier ist *a* die Wohnstube mit dem grossen Ofen in der Ecke, *b* ist die Schlafkammer, woran sich ein kleiner Ausbau, der sogenannte „Niederlass“ *c* anschliesst; *d* bildet den Hausgang „Hausehrn“, mit dem Backofen *e*, dem Herde *f* und der Treppe *g* in's obere Haus. Nebenan liegt der Stall *h* mit dem kleinen Schweinestall *i*, und aussen der Abort *l* mit Dungstätte; *k* endlich ist die Scheuer. Auf der Längenseite des Hauses öffnen sich drei Thüren. Im oberen Stock pflegen dann die Kammern zu sein. Diese Bauform reicht in Nassau durch die Aemter Hachenburg, Marienberg, Rennerod, theilweise auch noch durch Dillenburg, Herborn und fast ganz Selters.

Von den Höhen der Berge in die ebeneren Gegenden herabsteigend, finden wir dagegen wieder die Baulichkeiten in drei Theile zerschnitten, wie zum Beispiel das folgende Gehöfte eines Bauern aus dem preussischen Orte Rechtenbach bei Wetzlar darthut. (Fig. 4).

Ringsum läuft ein Grünzaun mit der Einfahrt bei *a*. Bei *b* ist sodann ein Gärtchen mit Blumen und Gemüsen. In dem Wohnhaus ist *c* die Wohnstube mit dem Ofen,

hinter welchem ein grosses Bett *d* steht, worin besonders die alten Leute, die Grosseltern, schlafen. Der Ofen ist von Eisen, und wenn sich hinter der Wohnstube noch eine Kammer befindet, so geht er noch in die Kammer hinein. Eine Ofenbank scheint nicht mehr vorhanden. *e* ist der Hausehrn, welcher in die Küche *f* mit dem Herde hineinführt. *g* ist ein geschlossener und mit unregelmässig gepflanzten Bäumen, meist Zwetschken, bepflanzter Grasgarten. Vor demselben liegt die Scheuer *h*, die Dungstätte *i* befindet sich ziemlich in der Mitte des Hofes. Bei *k* liegt der Stall für Rindvieh, auch wohl

Fig. 4.



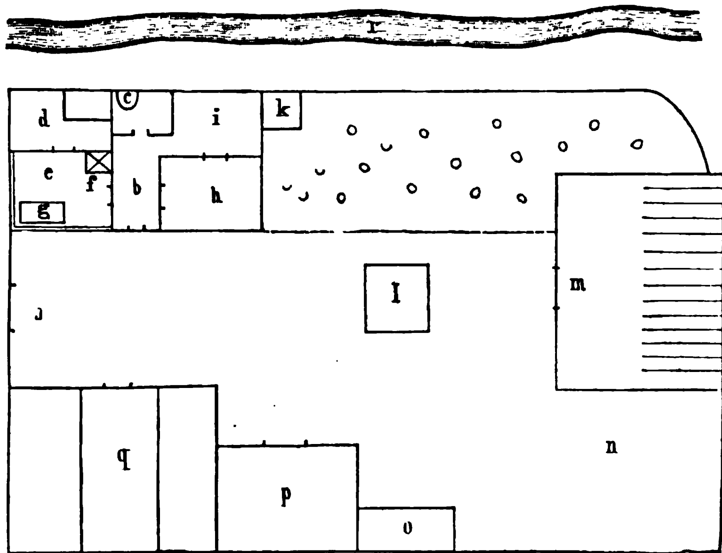
für Pferde; bei *l* standen sonst die Schafe, welche jetzt aber selten mehr gehalten werden. An den Schweinestall *m* schliesst sich der Abtritt *n* an. Von dem Wohnhaus ist noch zu bemerken, dass die Treppe in den Keller hinab und die Stiege in den zweiten Stock hinauf aus dem Ehrn ausgehen. Oben im zweiten Stock, welcher „die Leeb“ heisst, sind Kammern und Schlafzimmer. Der Speicher wird „die eberst (oberste) Leeb“ genannt.

Von dieser Grundform gibt es natürlich manche Veränderungen, wie man zum Beispiel an dem nun folgenden hessischen Hofe sieht, den ich besonders zur Anknüpfung einiger ökonomischen Notizen benutzen

will. Dieser Hof (Fig. 5) liegt im Dorfe Altmorschen in Kurhessen. Der Bauer mag etwa 120 bis 150 Acker Landes besitzen, welche er, von seiner Familie abgesehen, mit einem Knecht und einer Magd bestellt. In seinem Stalle stehen vier Pferde und sechs bis zehn Stück Rindvieh; es ist also schon ein sehr vermögender Bauer, deren es im genannten Dorfe nur etwa vier bis fünf geben mag.

Bei *a* befindet sich die Einfahrt in das Gehöfte, links liegt dann das Wohnhaus mit der quer-

Fig. 5.



getheilten Hausthür und dem Ehrn *b*, aus welchem man geradeaus in die Küche mit dem Backofen *c* tritt; *d* ist die Schlafstube mit dem grossen Bette, *e* die Wohnstube mit dem Ofen *f* und dem viereckigen Tisch *g*, hinter welchem sich längs zweier Wände feste Bänke hinziehen. Bilder finden sich selten in der Stube, doch sind aussen am Hause in der Regel Sprüche angeschrieben. Die Räume *h* und *i* dienen als Kammern zum Aufbewahren der Vorräthe u. s. w. Bei *k* ist der Abtritt, welcher in dem mit Bäumen bepflanzten Grasgarten liegt. In der Mitte des Hofes prangt gehührend die Dungstätte *l*; meist aber befindet sich dieselbe in sehr

schlechtem Zustand, und statt mit Torf oder Erde vermischt und aufgesogen zu werden, fliesst die Jauche gewöhnlich nutzlos ab. Hinter der Stallung *m* liegt die Ecke *n*, wo allerlei Gerümpel aufgestapelt ist. *o* ist schliesslich der Schweinestall, *p* ein offener Schuppen und *q* die Scheuer mit ihren „Bannsen" zur Rechten und Linken. Die wirthschaftlichen Geräthe hängen meist bei *m* an der Wand der Stallung. Uebrigens liegen die Höfe in der Regel am Bache *r* hin, auf dessen anderem Ufer sich eben solche Niederlassungen anfügen.

Doch dies ist, wie gesagt, die Heimstätte eines wohlhabenden Bauers. Je geringer nun das Besitzthum wird, umso ärmer und kleiner werden natürlich auch die Höfe. Stall und Scheuer schrumpfen ein, im Wohnhaus fliessen Wohnstube und Schlafkammer in einen Raum zusammen. Solcher Bauern, welche noch immer fünfzig bis achtzig Acker Land, ein bis zwei Pferde und etwa vier Stück Rindvieh besitzen, gibt es im Dorfe Obermorschen etwa acht bis zehn.

Weit dürftiger sieht es bei der dritten Classe aus, welche bei einem Besitze von zehn bis zwanzig Acker und ein bis zwei Kühen durch zehn bis zwölf Haushaltungen vertreten sein mag. Dann folgen endlich die eigentlichen Proletarier des Ackerbaues, Taglöhner, die von zwei bis drei Acker und zwei Ziegen bis zur vollständigen Besitzlosigkeit herab die strenggefügte bäuerliche Classenordnung beschliessen. Diese armen Leute leben von Erdäpfeln und Branntwein; sie gewinnen den Rainen sowie den höchsten Theilen der bis obenhin entwaldeten Berge einige magere Futterkräuter oder etwas Hafer ab. Bei der Errichtung ihrer Wohnung verlieren natürlich die Motive der Bequemlichkeit, Zweckmässigkeit und der Stammsitte alle Kraft, und es kann sich hier nur noch darum handeln, mit verschwindend kleinen Kosten ein nothdürftiges Obdach zu errichten. In diesem Falle wie überall drückt die Armuth den Menschen zur Stufe rauhen Kampfes um's Dasein herab.

Wenn wir von Kurhessen weiter östlich gehen, bleiben überwiegend die Grundzüge der eben geschilderten Hofanlage dieselben, obwohl es im Einzelnen an Mannigfaltigkeit keineswegs gebricht. Häufig sind, z. B. in Mainfranken, unter dem vorstossenden langen Dach des Haupthauses gepflasterte Gehwege angebracht, die wir auch in Böhmen wiederfinden. Sehr schöne Bauernhäuser trifft man im Dorfe Buch bei Koburg, sie sind gross, zweistöckig, vielfenstrig, mit spitzen Giebeln, und das

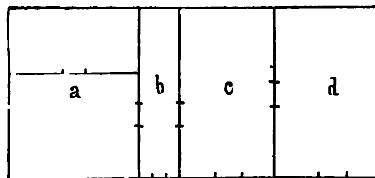
dunkle Gebälk hebt sich scharf ab vom weissen Bewurfe. In dieser Gegend beginnen auch schon reinliche Vorhallen und überdeckte Vorplätze, unter welchen man in das Haus eintritt. Uebrigens sind Scheuer und Stallung bald getrennt, bald auch mit dem Wohngebäude zusammengeschoben. Der Hausgang heisst auch hier noch „der Ehrn".

Im Hennebergischen hinwiederum sind die Häuser weder besonders gross noch besonders reinlich, sie zeichnen sich nicht selten durch kleine achteckige Fensterscheiben aus, wie man sie sonst wohl in alten Reichsstädten sieht; auch fiel mir die Menge kleiner Nebengebäude auf.

Im Grabfeld, z. B. im Dorf Streufelden, bemerkt man in der Bauart viele Aehnlichkeit mit dem nordöstlichen Böhmen. Auf der Langseite des Hauses trifft man manchmal Gänge von Holz angebaut, und auch im zweiten Stock kommen Galerien oder „Lauben" vor, die bekanntlich bei den Häusern der Alpen ihre schönste Entwicklung finden. Die Bogen dieser Seitenaltane ruhen auf Holzsäulen, deren Schnitzereien den Charakter aller solcher in Holz ausgeführten ländlichen Kunstwerke tragen. Der Typus dieser Schnitzereien findet sich in unseren Alpen, wie in Norwegen, ja wie in Grossrussland und bei den Häusern tatarischer Stämme.

Treten wir in das Gebiet des Böhmerwaldes und des Erzgebirges hinüber, so begegnen wir auch hier dem mitteldeutschen Wechsel von viereckig umbauten Höfen und von Häusern, die Alles unter ein Dach zusammengezogen haben. Als Beispiel der letztern Art können z. B. die Häuser von Nauendorf, einem Orte zwischen Tharand und Freiberg in Sachsen, dienen. Das Haus ist zweistöckig, ziemlich gross und lang, mit Stroh gedeckt, welches hier und da durch Bretter und Stangen noch fester zusammengehalten wird, auch das Giebelfeld zu beiden Seiten ist mit Brettern zugeschlagen. Nicht selten trifft man folgenden Grundplan (Fig. 6):

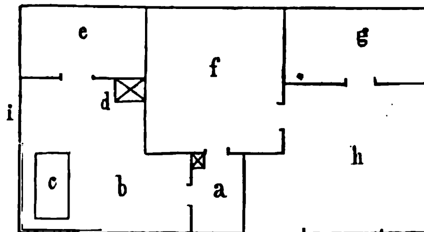
Fig. 6.



a Das eigentliche Wohnzimmer mit Kammer.
b Der Hausgang mit Küche. *c* Der Stall. *d* Die Scheuer.

Es fällt in die Augen, dass dies bis in's Einzelne durchaus die im Westerwald, auf dem Hundsrück u. s. w. gebräuchliche Bauart ist, Daran ändert es auch nichts, wenn die Scheuer *d* wohl auch in das obere Stockwerk verlegt ist. Einige Modificationen zeigt jedoch der folgende Plan (Fig. 7), welcher in der bezeichneten Gegend noch häufiger ist, als der obere.

Fig. 7.



a Hausgang mit kleinem Herd. *b* Wohnstube. *c* Tisch mit festen Bänken. *d* Ofen. *f* Stall. *g* „Bannsel." *h* Tenne und Scheuer.

In dem Winkel, worin der Tisch *c* steht, befindet sich der heilige Ort, gleichsam die geweihte Ecke, die wohl bei sämmtlichen deutschen Bauernhäusern vorkommt. In katholischen Gegenden hängen dort die Bilder von Heiligen, die Dreieinigkeit u. s. w., wogegen in der protestantischen Landschaft, von welcher hier die Rede ist, die Bilder des Königs, Napoleon's oder der heiligen Genovefa am häufigsten sind. Um den Ofen pflegt man auf Gerüsten Mancherlei aufzuhängen. Die Familie schläft im zweiten Stock, das Gesinde meist im Kuhstall, wo in der Höhe Verschläge angebracht sind, welche mit dem ergötzlichen Namen „Kuhkanzeln" bezeichnet werden. Unter der „Bannsel" neben der Tenne ist oft die Kornkammer mit ausgedroschenem Getreide. Statt der Kammer *e* ist oft ein etwas grösserer und dann weiter in's Freie hinausgebauter Raum für die „Auszügler" angebracht, d. i. für die bejahrtén Eltern, welche ihr Gut an einen Sohn abgegeben und sich zur Ruhe niedergesetzt haben. Manchmal wird dies Zimmer recht freundlich ausgeschmückt, Blumen und ein Vogelskäfig werden selten hier vermisst, und da der Kopf des Hauses über das Blumengärtchen *i* hinüber meist nach Süden blickt, so ist dies „Stübel" oder (wie es im hohen Erzgebirg heisst) das „Stöbel" ein recht traulicher Wohnort für die alten

Leute. Dennoch sind sie selten zufrieden. Der deutsche Bauer, an eine stetige und harte Arbeit von Jugend auf gewöhnt, findet sich nur schwer in die Unthätigkeit und Ruhe. Er will noch immer rathen, helfen und befehlen, zu allen Aenderungen seines Sohnes im Wirthschaftsbetrieb u. s. w. schüttelt er den Kopf, die alte Bäuerin lebt mit der Schwiegertochter auf gespanntem Fuss, und den jungen Leuten werden hinwiederum die Pflichten und Abgaben lästig, die sie gegen die auf Altentheil gesetzten Eltern übernommen haben. Es wäre daher viel besser, die Eltern kauften sich, solange sie das Gut selber bewirthschaften, in eine Versicherungscasse ein und bezögen dann von dorther ihre Rente; sie könnten in diesem Falle das Gut ohne directe Belastung ihrem Erben übergeben, und die Stellung beider Theile wäre dann eine einfache und freiere. Vielleicht würden auch

Fig. 8.

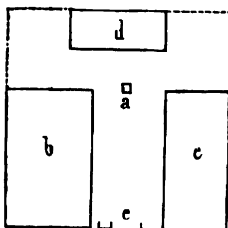
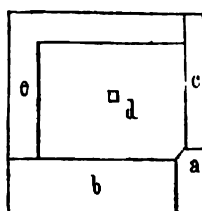


Fig. 9.

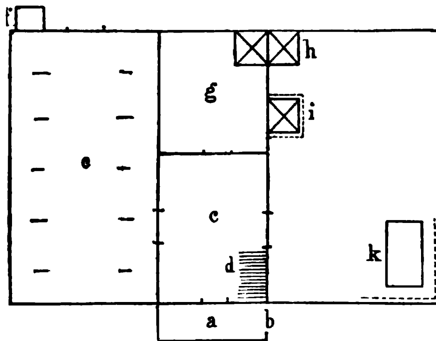


die Auszügler zweckmässig ein gemeinsames Versorgungshaus beziehen, da das enge Zusammenleben mit den jungen Gutsleuten zu Zwistigkeiten führt. Wie verbreitet und bedeutsam diese Verhältnisse sind, das sieht man recht deutlich aus den alten Märchen, welche ja unter Bauern gesammelt wurden. Man wird in denselben nicht viele Beziehungen zum practischen Leben finden, und sehr selten und dunkel sind Anspielungen auf politische Verhältnisse, geschichtliche Vorfälle oder auf die Zustände der Landwirthschaft; aber das Märchen vom Enkelchen, welches einen Schweinekoben schnitzt für die Eltern, von welchen die Grosseltern schlecht behandelt werden, — diese Erzählung ist überall bekannt, sie findet sich wohl bei allen deutschen Stämmen und gibt, nebenbei bemerkt, noch einen neuen Beweis dafür, dass einst alle Bauerngüter untheilbar waren, denn nur bei geschlossenen Gütern hat sich die Einrichtung des Altentheiles und der Auszügler in ihrer Schroffheit entwickeln können.

Auffallend schöne Höfe finden sich in der Gegend von Hermsdorf am Erzgebirge, sie haben in der Regel eine doppelte Form der Anlage, wovon Fig. 8 mit der früher vorgelegten hessischen und rheinischen Bauart übereinkommt, während Fig. 9 einige nicht unwesentliche Veränderungen dieses Grundplanes enthält.

In Fig. 8 ist bei *a* die Dungstätte, *b* das Wohnhaus, *c* die Scheuer und *d* der Stall, die Einfahrt findet bei *e* statt. Fig. 9 verdient dagegen eine etwas genauere Betrachtung. Denn wenn auch diese Form mit der rheinischen Bauart in den Grundzügen übereinkommt, so hat sie doch auch so viel Eigenthümliches, dass wir sie als eine besondere Gattung ansehen können, und zwar um so mehr, weil sie sich in ziemlich scharf begrenztem

Fig. 10.



Bezirke hält. Abgesehen nämlich von der genannten sächsischen Gegend begegnete ich in dieser Bauart im Egerland in Böhmen, sodann in den einsamen Landschaften des südwestlichen Böhmens, sowie auch jenseits der Donau zwischen Inn und Salzach an der Alz, z. B. in Neunkirchen, — also in einer Linie, die, soweit ich sie bis jetzt überblicken kann, von Nord nach Süd streicht und insofern eine Ausnahme macht von der oben aufgestellten Regel: dass die deutschen Hofpläne in der Richtung der Parallelkreise nebeneinander liegen. Ob nun aus dieser Verbreitung von Nord nach Süd auf eine Völkerströmung in derselben Richtung — also entweder aus den Alpen oder aus Skandinavien — geschlossen werden darf, oder ob diese Bauform nur der in den abgelegeneren Gegenden erhaltene Ueberrest einer einst auf weitern Gebieten hausenden Bevölkerung ist, oder endlich, ob in diesem Hofplane nur eine Modification

der rheinischen Bauart erblickt werden darf, — das müssen wir vor der Hand dahingestellt lassen.

Sehr charakteristisch ist bei Fig. 9 die Einfahrt *a* im Winkel vom Wohnhaus *b* und dem Nebengebäude *c*; über diesem Thore streckt sich gewöhnlich ein einfaches gradlinigtes Holzdach hin. Die meist wohlgepflegte Dungstätte steht bei *d*. Oft geht aber auch aus dem Stalle *e* eine schmale Oeffnung in's Freie hinaus, wo der Dung durchgeworfen wird und dann eine zweite Dungstätte entsteht.

Vorherrschend aber bleibt immerhin in allen diesen sächsischen, fränkischen und deutschböhmischen Gegenden die rheinisch-hessische Bauart, eine Thatsache, zu deren Beweis noch der folgende Plan (Fig. 10) uns dienen möge, welcher gleichfalls aus dem sächsischen Ort Hermsdorf genommen ist.

Bei *a* ist ein in's Freie hinausgehender Vorbau, um den Aus- und Eingehenden gegen Schneewehen zu schützen. In der hohen Gegend, von welcher die Rede ist, dauert nämlich der Winter von October bis Mai, und daher muss man, wie ein Bauer bemerkte, „alle Löcher zustopfen". Der Eingang in den Vorbau bei *b* sieht gewöhnlich nach Süden. Aus der Hausflur *c* geht die Treppe *d* in's zweite Stockwerk hinauf, links kommt man in den Stall, an welchen sich oben die Dungstätte mit dem Abtritt *f* anschliesst. *g* ist die Küche mit dem Herde. Die grosse Wohnstube rechts enthält dann den Backofen *h*, den mit Bänken umgebenen niederen Ofen *i*, welcher auch als Schlafstätte dient, sowie sich in der Ecke *k* der grosse Tisch, die Bänke und der heilige Winkel vorfinden. Neben dieser Wohnstube wird auch oft das Stübchen für die „Auszügler" hinausgebaut. Der untere Stock dieses Hauses ist gemauert, der obere besteht aus Balken, welche durch weisse Kalklagen verbunden sind. Oft wird auch eine Verkleidung mit Brettern angebracht. Das Dach besteht aus Stroh oder Holz, der Käskorb fehlt nicht, und meist ist auch ein Brunnen im Hofe. Zuweilen wird der Backofen von der Küche *g* hinausgebaut; im Ofen befindet sich ein Gefäss, aus welchem erwärmtes Wasser in den Stall *e* hineingeleitet wird, um das Viehfutter damit anzubrühen. Die Scheuer ist ein getrenntes Gebäude.

Man vergleiche nun diesen Plan mit den Zeichnungen des Westerwälder Hauses, und man wird sich überzeugen, dass beide auf eins hinauslaufen, mögen nun die Rheinländer sie in der Urzeit aus dem Osten empfangen haben

oder mögen umgekehrt die Westdeutschen sie bei den grossen Colonisationen in den Slavenländern im Mittelalter wieder in den Osten gebracht haben.

Es würde ermüdend sein, noch weitere Baupläne hier vorzuführen, aber so viel ist gewiss, dass mit dem Böhmerwald die in Mitteldeutschland vorherrschende Bauart noch durchaus nicht abbricht. Sie zieht sich vielmehr durch Böhmen, Preussisch- und Oesterreichisch-Schlesien und theilweise auch durch Mähren hin, und selbst in Krain und Siebenbürgen, ja noch weit, weit im Osten bis nach Russland hinein findet sich dasselbe Haus wieder, welches wir oben vom Westerwalde und Erzgebirge kennen lernten.

Wie sich das westphälische Haus durch Zweckmässigkeit für's Bauernleben und das Alpenhaus durch trauliche Zierlichkeit auszeichnet, so charakterisirt sich der Hof des Mitteldeutschen durch eine gewisse freiere Beweglichkeit in seiner Einrichtung. Immer bleiben die drei Grosstheile einer jeden Bauernwirthschaft bestehen, nämlich Wohngebäude, Stallung und Scheuer; aber der Mitteldeutsche wirthschaftet freier mit ihnen, bald sind sie alle drei nebeneinandergestellt unter ein Dach, bald ist die Scheuer getrennt, bald sind auch alle drei durch Lufträume geschieden, und in letzterem Fall entstehen dann die oft erwähnten viereckigen Höfe. In der westphälischen Bauweise dürfen wir ungesucht die völlige Hingabe an das Bauernleben, an Arbeit und Erwerb, ausgesprochen finden; um diesem Zwecke zu genügen, lebt der Westphale mit und unter seinem Vieh, verzichtend auf manche Bequemlichkeit und manch' Unangenehmes mit in den Kauf nehmend. Sentimentalität und Ziererei können dort nicht wohl aufkommen, im Gegentheil durchzieht ein derb realistischer Duft das niedersächsische Haus wie das Leben. Unpraktische Menschen erwachsen schwerlich aus einem solchen Bauernhaus, wohl aber liegt die Gefahr nahe, dass der Mensch nur als Nebensache und als ein mehr zufälliges Zubehör des Hofgutes erscheine. Wenn wir das westphälische Haus betrachten, so begreifen wir, wie zuweilen der junge Mann, welcher eine Erbtochter heiratet, seinen eigenen Namen aufgibt und den Namen des Gutes annimmt: das Ganze ist ja gleichsam ein mächtiger kleiner Staat, ein kräftiger Organismus, welchem sich die Persönlichkeit des jeweiligen Inhabers schlechthin zu unterwerfen hat.

Auch dass das westphälische Gut ein geschlossenes ist, das sieht man schon am Bauernhaus. Dies Haus

ist so wenig theilbar wie ein Schiff oder ein Pferd: zerlege sie und sie verlieren ihre Brauchbarkeit. Das westphälische Haus gehört so nothwendig zum rings umher liegenden Grundbesitz des Eigenthümers wie das Herz oder der Magen zum menschlichen Körper. Mit seinem Inventar und seiner Einrichtung ist es gleichsam aus dem Boden mit Nothwendigkeit hervorgewachsen.

In allen diesen Beziehungen ist das mitteldeutsche Haus weniger streng und weit beweglicher. Leichter kann man davon abnehmen und hinzubauen, gerade wie beim Feld, welches in den drei Fluren gewöhnlich zertheilt liegt und auch noch eine weitere Theilung gestattet. Während das altsächsische Haus auf einen gewissen Viehstand berechnet ist und schon in seiner Construction auf etwas Wohlstand hinzudeuten scheint, lässt sich das mitteldeutsche Haus ohne wesentliche Veränderungen des Grundplanes auch zum Hause des armen Mannes leicht umgestalten. Die Wohnstube mit der Küche und Kammer nebenan rücken dann zu einem Hocherdgeschoss (Hochparterre) hinauf und der Stall schiebt sich darunter hinein, zugleich als Ofen dienend für die oben wohnende Familie. Ein solches Haus sucht gerne die Strasse und ist gegen die Strasse hin zweistöckig, die Rückseite aber nur einstöckig an den Berg gelehnt. Eine Treppe führt aussen auf der Langseite in die Wohnung hinauf. Diese Bauform ist in Mitteldeutschland ausserordentlich verbreitet, aber doch nur, wie gesagt, bei den Häuslern und Kleinbauern. Möglich ist es, dass diese Bauweise noch auf das alte Erdhaus hindeutet, von welchem namentlich die nordischen Sagen oft reden. Sigmund in der Völsungasage baut sich ein Erdhaus u. s. w. Bei den vielen gen Süden abfallenden Berghängen des hügelreichen Mitteldeutschland lag der Gedanke nahe, durch Aushöhlung einen Raum für Mensch und Thiere auf die einfachste Weise zu gewinnen. Der Dung, welcher, nach Tacitus, über solche Höhlen gelegt ward, wird wohl weniger gedient haben, sie zu verheimlichen, als vielmehr sie zur Winterszeit gegen die Kälte zu schützen. Als dann die Gesittung voranschritt und sich etwas Capital entwickelte, verliess die Familie den unterirdischen Raum und führte über demselben einen leichten Holzbau auf. Was im alten Erdhaus der Urzeit vielleicht nur ein etwas erhöhtes Gerüste mit Schlafstätten war, das wurde zum ersten Stockwerk über dem wärmenden Kellerstall.

Doch das sind für jetzt noch Träume. Wer wollte jetzt schon in die Geheimnisse der Urzeit eindringen? Aber wenn unsere Sammler, wie es nächstens in Aussicht steht*), die Bauernhöfe sämmtlicher deutscher Stämme im Plane vor sich liegen haben und wenn die Sprachforscher alle die Benennungen der Räume und Geräthe — vom „Hengst", an welchem der Kessel in der Sennhütte herabhängt, bis zum „Pösel", dem frisischen Gesellschaftszimmer, — vergleichen können, erst dann wird die Möglichkeit gegeben sein, an die Fragen zu gehen: ob die Wohnhäuser deutscher Stämme aus runden Zelten entstanden sind — wie es vom belgisch-gallischen Hause wahrscheinlich ist, — oder aus Erdhöhlen oder aus Hütten, die um einen Wohnbaum gestellt wurden? Oder gar aus Wohnschiffen, wo rechts und links die Kühe standen und in der Cabine am Bug die Menschen wohnten? Ob Holz oder Lehm bei diesem oder jenem Stamme das erste Material war? Daraus liessen sich dann wieder auf die Herkunft und die Wanderlinien unserer Vorfahren vorsichtige Schlüsse ziehen. Ueberhaupt scheint sich ja die Meinung immer mehr Bahn zu brechen, dass die Nachrichten der klassischen Schriftsteller über unsere Vorfahren jetzt ziemlich hinreichend durchgearbeitet sind, dass aber in der Betrachtung der thatsächlichen Gegenwart eine zwar von unseren grossen Forschern reichlich angebrochne, aber noch entfernt nicht ausgeschöpfte Quelle der Aufklärung sich uns geöffnet habe. Wie bedeutsam müsste z. B. eine Zusammenstellung aller auf den Fischfang und die Schifffahrt bezüglichen Ausdrücke sein! Es müsste sich daraus ergeben, ob die Deutschen an der Ostsee nur Finnen oder auch schon Slaven vorfanden? Ob unsere Ahnen lange an Süsswassern gelebt, und ob im hohen Norden oder auch im Süden? Gibt es in der Wolga andere Fischarten als in der Donau, und haben die Skandinaven dieselben Bezeichnungen für dieselben Arten als wie die Bayern? Die Sprachforschung, verbündet mit stetiger Beobachtung der thatsächlichen Verhältnisse, muss uns belehren, ob unsere Vorfahren in einem warmen oder kalten, einem gebirgigen oder ebnen Lande wohnten. Die mundartliche Bezeichnung „Spring" für Quelle hätte z. B. in einer ebnen Gegend kaum entstehen können. Doch wir kehren

*) Die historischen Vereine haben bekanntlich um Einsendung genauer Pläne der Bauernhöfe der verschiedenen Gegenden Deutschlands gebeten. Herr Archivar Landau in Kassel, ein sehr verdienstvoller Forscher, nimmt diese Einsendungen entgegen.

zu unserer Betrachtung mitteldeutscher Bauformen zurück.

Wie wir schon oben sagten, hat der Plan des mitteldeutschen Bauernhofes etwas Bewegliches, minder fest Angelegtes; es ist gewissermassen das Bauernhaus des Städters. Wer aus Liebhaberei von der Stadt auf das Land übersiedelte, würde schwerlich ein westphälisches Bauernhaus sich aufrichten lassen. Das westphälische Haus ist daher einerseits zwar das allerechteste „Bauernheim", aber andererseits wird es schwerlich über sein jetziges Gebiet hinaus Propaganda machen. Dagegen darf im mitteldeutschen Bauernhofe wie im mitteldeutschen rheinisch-fränkischen Charakter etwas allgemeiner Anwendbares, Schmiegsames und gewissermassen Kosmopolitisches gefunden werden. Das fränkische Haus dient dem Kleinbauern, aber ohne bedeutende qualitative Aenderung des Grundplanes wird es auch für den reichsten Oekonomen sich eignen.

In der Thatsache aber, dass Mitteldeutschland und besonders dessen westlicher Theil weniger stattliche Dörfer und weniger schöne Häuser besitzt, als die niedersächsischen und bayrisch-österreichischen Gegenden, — in dieser Thatsache liegt ein bedeutendes Stück deutscher Geschichte ausgesprochen. Die Länder mitteldeutscher Bauart, wie sie meistens die Erreger und Beweger waren, haben auch an den herben Schicksalen unserer Nation ihren besonders grossen Antheil zu tragen gehabt. Mit dem Erlöschen der Hohenstaufen reichsunmittelbar geworden, lösten sich Franken und Schwaben in eine Menge kleiner Territorien auf. Handel und Industrie entwickelten sich hier lebhaft, dadurch gewann das Grundeigenthum an Werth, und das römische Recht mit seiner gleichen Theilung der Bauerngüter drang in den rheinisch-schwäbischen Gegenden wohl am frühesten ein. Durch alle diese Verhältnisse wurde die uralte Verfassung der Marken und Hufen, welche sich im Norden, Süden und Osten fester erhielt, im westlichen Mitteldeutschland bis auf wenige Ausnahmen zerbrochen. Daher datirt in erster Linie die Zersplitterung Mitteldeutschlands.

Die Hufenverfassung war gleichsam der sichere und wohlbeschützte Hafen, worin andere deutsche Bauernschaften, z. B. in Westphalen, Altbayern oder Kärnten, durch viele Jahrhunderte ein verhältnissmässig glückliches und ruhig befriedetes Leben führen durften. Erst in der neuesten Zeit und belehrt durch alle die Erfahrungen ihrer Vorgänger, bewerkstelligen sie den Uebergang aus

den strengen Fugen des Ackerbauthums zu einer beweglicheren Existenz. Den Mitteldeutschen ist es aber nicht so wohl geworden. Sie verliessen den Hafen zu früh, sie stachen in die See, als die Wellen noch hoch gingen und als noch der wilde mittelalterliche Wind daswischen brauste. Indem sie die Hufenverfassung verliessen und ihre Güter und Almenden grossentheils zertheilten, brachten sie die Grundlage ihrer Existenz zu einer Zeit in's Schwanken, wo noch die übrigen Erwerbsverhältnisse keineswegs so festbegründet und so von äusseren Einflüssen unabhängig geworden waren, dass eine grosse Menschenzahl im beweglichen Eigenthum eine Nahrungsquelle gefunden hätte. Dieser Schritt in's Freie war nothwendig, und durch ihre Lage, ihre alte Cultur und ihre Rührigkeit waren die Franken und Schwaben vorzugsweise zu diesem Versuche berufen; aber dennoch scheiterte er, weil zu viele ungünstige Einflüsse gleichzeitig dawider wirkten.

In vieler Beziehung knüpfen wir Deutsche erst jetzt wieder den Faden an, welcher im sechzehnten Jahrhundert abgerissen ist. Der Bauernkrieg und der dreissigjährige Krieg mit seinen bedauernswerthen Folgen haben uns um dreihundert Jahre zurückgeworfen. Wären die (vorzugsweise mitteldeutschen) Bauernschaaren im sechzehnten Jahrhundert bei ihren anfangs bescheidenen und keineswegs unbilligen Forderungen stehen geblieben, so wäre der Zusammenbruch der Markverfassung vielleicht unschädlich verlaufen, und aus dem Zusammenwirken der entlasteten Bauern mit den Städten konnte eine mächtige Entwicklung der eigentlich schaffenden Classen, konnte dann weiter eine Verständigung mit Adel und Fürsten und eine sehr befriedigende Wendung für das alte Reich und unser Nationalleben hervorgehen. Aber dieser Versuch misslang, und die Folgen dieses Misslingens haben bis in die neueste Zeit ihre unheilbringenden Wirkungen erstreckt. Ein Beweis dafür ist auch das mitteldeutsche Bauernhaus. Die Stämme der Franken, Schwaben-Alemannen und Thüringer hatten schon vor dreihundert Jahren ihre Bevölkerung so vermehrt, und ihr Verkehr und Gewerbfleiss waren so entwickelt, dass sie der alten Organisationsform des Ackerbauthums nicht mehr zu bedürfen schienen. Aber als dennoch das bewegliche Eigenthum noch nicht zum Durchbruch kam, versanken die Mitteldeutschen, ihrer früheren Grundlage beraubt, zu einer grösseren Armuth herab als die friesisch-niedersächsischen und altbayrisch-österreichischen Stämme, die ihre alten Hufen

noch nicht verlassen hatten. Und erst jetzt, wo wieder die deutsche Industrie emporblüht, sehen wir auch das zersplitterte Mitteldeutschland sich allmälig wieder erheben, der Ackerbau wird gartenmässig, ein kleines Gut bringt hohen Ertrag, die jüngeren Söhne finden in der Industrie ein Unterkommen und mit dieser Aufschliessung neuer Nahrungsquellen Hand in Hand gewinnt auch das mitteldeutsche Bauernhaus wieder ein schönes reinliches und erfreuliches Aussehen.

So spiegeln sich im Bauernhaus die grossen socialen und politischen Wandlungen ab.*)

---

*) Obige Abhandlung erschien im Jahre 1860 unter dem Titel „Ueber einige Formen des mitteldeutschen Bauernhauses“. Sie gab die erste bestimmte und klare Schilderung des fränkischen Bauernhauses. Auch dessen Geltungsgebiet, sowie insbesondere die weite Verbreitung gegen Osten wurden damals zuerst ausgesprochen. Wenn ein bekanntes Epigramm Klopstock sagen lässt, er wünsche „weniger genannt und mehr gelesen“ zu sein, so wird man es verzeihen, wenn ich zuweilen den umgekehrten Wunsch gehegt habe! Anmerkung des Verfassers aus dem Jahre 1898.



Ein Stück praktischen Socialismus.

Besuch in Herrnhut.*)

Unweit der sächsisch-böhmischen Grenze auf dem südlichen Abhange des Hutberges liegt Herrnhut, die bekannte Colonie der Böhmischen Brüder. Im Jahre 1722 verliessen sie Mähren und siedelten sich hier auf einem Gute des Grafen von Zinzendorf an. Noch steht das alte Herrnhaus: grosse freundliche Gärten schliessen sich an dasselbe an. Auch das Grabmal dieses scharfsinnigen und edlen Mannes befindet sich auf dem Kirchhofe inmitten einer grossen Anzahl von flachliegenden Leichensteinen, die in seltsamer Regelmässigkeit und Ordnung wie ein wohlregistrirtes Buch über die früheren Geschlechter der Gemeinde Auskunft geben. Sorgsam gepflegt, mit Bäumen besetzt, ist es ein anmuthiger Ruheplatz, und wenn wir jenen kleinen Hügel besteigen, eröffnet sich vor uns das fruchtbare Bild der Lausitz mit ihren vielen Dörfern und ihren grünen, sanftgewellten Fluren. Die dunkeln Berge Böhmens, an das alte Vaterland der Auswanderer erinnernd, begrenzen den nördlichen und nordöstlichen Gesichtskreis.

Das ganze Städtchen wie die einzelnen Räume der Wohnhäuser tragen den Charakter einer wohnlichen Nettigkeit und durchsichtigen Reinlichkeit. Ohne gerade kalt oder steif zu sein, sind die Gebäude einfach und blank. Man vermuthet holländische Einflüsse. Aber liegt nicht vielmehr etwas Puritanisches (auch im äusseren Sinne) in dem protestantischen Sektenwesen überhaupt? Auch ist jede Minderheit bestrebt, durch ihr Leben und ihre ganze Einrichtung Propaganda für ihre Glaubenssätze zu machen.

---

*) Deutsches Museum, 13. September 1855.

Da gerade die Abendglocke ertönte, traten wir mit den Andächtigen in den grossen Betsaal. Es ward gesungen und dann vom Geistlichen ein Bibelstück gelesen und erläutert, wobei es uns wieder einmal klar ward, dass es in den meisten Fällen mehr auf die Gesinnung der Hörer als auf die Eigenschaften des Lehrers ankommt. Es handelte sich nämlich um jene kritische Stelle, wie die wiedereroberte Bundeslade den Israeliten zurückgebracht ward, wie König David ihr leichtgeschürzt entgegentanzte, und wie Saul's Tochter Michal darob den König tadelte. Natürlich stand unser Interpret nicht auf Seite der Michal, deren stolze und klare Erscheinung auf uns so anziehend wirkt, sondern die kecke Israelitin erhielt eine derbe Zurechtweisung, dass sie als Kind dieser Welt sich über die „ungeheuchelte und ungeschminkte Freude“ David's lustig gemacht habe. Dann aber folgte ein warmes Gebet und ein inniges Lied schloss die Feier.

Beim Heraustreten konnten wir die Nachhausegehenden überschauen. Es liegt etwas Friedliches und Ergebenes in vielen dieser Gesichter. Bei ihrem ganzen Wesen ist es natürlich, dass unter den Männern bedeutende und scharfausgesprochene Züge vermisst werden; dagegen sieht man viele hübsche, ja liebliche Mädchengesichter. Blonde Haare scheinen vorherrschend: ein Zeichen ihres deutschen Stammes, obschon ihre Vorväter aus Mähren gekommen sind. An dem eng um den Kopf anliegenden Häubchen tragen die kleinen Mädchen dunkelrothe Bänder, während die erwachsenen mit blassrothen, die Verheirateten mit blauen und die Witwen mit weissen Farben geschmückt sind. Jede sonst übliche Farbensymbolik scheint hierbei absichtlich vermieden zu sein. Das Auftreten der Schwestern macht, wie gesagt, einen entschieden günstigen Eindruck und es nahm mich nicht Wunder, dass Eltern der Umgegend nicht selten ihre Kinder zur Erziehung in diese freundliche und reine Atmosphäre schicken.

Doch, was uns besonders interessirt, sind die politischen Einrichtungen der „Gemeine“*) und das Stück Socialismus und Communismus, welches sich hier so friedlich vor unseren Augen ausbreitet. Was die Franzosen mit schmetternden Fanfaronnaden, in ihrer Weise, erfunden und apostolisch verkündet zu haben glaubten, das ist hier von einem deutschen Edelmann vor mehr als 130

*) Als Genossenschaft ihrer Gläubigen sprechen sie immer „Gemeine“, während sie mit „Gemeinde“ mehr die staatliche Corporation zu bezeichnen scheinen.

Jahren in's Leben geführt worden. Freilich machte er keinen Anspruch darauf, „Organisator, erhabene Intelligenz und Halbgott“ zu sein; ein einfacher und sanfter Mann versammelte er seine Freunde, die Stillen im Lande, und siehe, sie leben heute noch in gedeihlicher Gemeinschaft. Graf Zinzendorf, obwohl anknüpfend an die alten Verfassungen der Böhmischen Brüder, darf doch als leitender Stern der Brüdergemeinden angesehen werden, und, noch einmal, wodurch gelang es ihm, die zerklüftenden Leidenschaften der Menschen zu besiegen und, Menschen nicht nur, sondern auch Deutsche einträchtig zusammenzuhalten?

Wie bekannt, ist es die Religion, welche dies Wunder gewirkt hat. Dem natürlichen Auflösungsprocess jeder socialistischen Vereinigung musste das stärkste Motiv entgegengestellt werden; wo aber gibt es stärkere Triebfedern, als die religiösen Ideen sind? Wo es sich um Religion handelt, da nimmt Alles einen ernsten, ja furchtbaren Charakter an; nichts Anderes hat, zumal in früherer Zeit, den Menschen so in seinem Innersten zu bewegen gewusst, und wo socialistische Versuche gelungen sind und wo sie das zusammenhaltende Band der Persönlichkeit ihres Stifters überlebten, da stützten sie sich immer auf religiöse Ideen. Freilich hat Graf Zinzendorf nicht, wie einige französische Organisatoren, eine Religion erfunden, um darauf socialistische Versuche zu gründen, sondern sein Socialismus ging naturgemäss aus der Denk- und Gefühlsweise seiner Freunde hervor, die wie die Steine eines Gewölbes sich gegenseitig stützen, aneifern und zu höherer Vollkommenheit nach dem Muster der ersten Christen erheben wollten. Sie bestrebten sich in Wahrheit, ein Volk von Brüdern zu sein. Die erste Voraussetzung der Dauer ihres Zusammenlebens ist daher die Lebendigkeit der religiösen Gefühle. Dazu kommt aber noch ein Doppeltes: einmal der weise Grundsatz, dass sie ihre Gemeinden in einer gewissen übersichtlichen Kleinheit erhalten, und dann eine Verfassung, welche für den psychologischen Scharfblick des Gründers im Allgemeinen ein glänzendes Zeugniss ablegt. Nicht ohne Stolz, aber nicht mit Unrecht machte uns ein Vorsteher in Herrnhut die Bemerkung, dass Vieles, was jetzt die Welt erstrebe und nicht erlangen könne, bei ihnen längst verwirklicht sei.

Während die Verheirateten ihre eigenen Wohnungen besitzen, sind die unverheirateten Männer, die Mädchen und die Witwen, in grossen Gebäuden vereinigt. Jeder

dieser „Chöre“ hat einen geistlichen Helfer (Ministerium des Innern), einen ökonomischen Pfleger (Finanzen und öffentliche Arbeiten) und einen dritten Vorstand, dem das Missionswesen anvertraut ist (Cultus und Aeusseres).

Im Bruderhause für Unverheiratete, das wir besuchten, wohnten der geistliche und der ökonomische Vorstand in zwei Zimmern nebeneinander. Besonders Ersterer machte einen durchaus wohlthuenden Eindruck. „Wir Beide,“ sagte er, „wirken zu gleichem Ziele zusammen und keiner darf auf Kosten des Anderen Einfluss zu gewinnen suchen.“ Jeder Chor hat wieder seinen eigenen Betsaal. Der Schlafsaal war frei und luftig.

Endlich kamen wir auch in das Arbeitslocal, wo die verschiedenen Handwerke thätig sind. Raum, Rohstoff und Handwerkszeug gehören, wie in einer grossen Fabrik, dem Hause. Damit nicht ein übermässiges Mitwerben die Preise allzu sehr herabdrücke, wird nur eine kleinere Anzahl von Handwerkern im Orte aufgenommen. Es ist das eine sehr wichtige und einschneidende Massregel für das Gedeihen der ganzen Ansiedlung, die nicht allenthalben mit den staatlichen Gesetzen in Einklang zu bringen wäre.

Auch verheiratete Leute dürfen im Bruderhause arbeiten; so hatte sich bei schwierigen Zeiten ein schon selbständiger Meister wieder als Geselle im Hause zur Beschäftigung gestellt. Die Arbeit dauert täglich zehn Stunden; wer länger arbeitet, wird besonders bezahlt und zwar in diesem Falle nach dem Stück: sonst aber wird Jedem eine Stunde Arbeit mit 1 Silbergroschen berechnet. Dieser Taglohn von 10 Silbergroschen ist für Alle gleich; Güte und Schnelligkeit der Arbeit wird nicht berücksichtigt, eine Anordnung, deren Unzweckmässigkeit im Hause selbst gefühlt zu werden scheint. Im Innern ist dadurch die Concurrenz gehindert und gegen aussen der Erfolg erschwert. Selbst eine Arbeitsstube voll emsiger und friedfertiger Brüder wird nicht mit einer Werkstatt concurriren können, wo nach dem Stück gezahlt wird und wo die Aussicht auf verhältnissmässigen Gewinn die Arbeit des Einzelnen beflügelt.

Das Frühstück wird nach Uebereinkunft von einem Mitgliede bereitet; das Abendessen kann sich ein Jeder nach seinem Vermögen holen. Dagegen existirt für das Mittagessen eine gemeinsame Küche, und zwar kommt dann die Mahlzeit wöchentlich auf 1 Thaler 20 Silbergroschen in der Woche zu stehen. Diese Summe ist nicht klein, und wenn wir die Ersparnisse einer gemeinsamen

Küche bedenken, so müssen wir auf ein reichliches und gutbereitetes, wenn auch einfaches Mahl schliessen. Da der Verdienst der Männer für 10 Stunden Arbeitszeit nur 2 Thaler wöchentlich beträgt, so blieben eigentlich für Frühstück und Nachtmahl, für Wohnung und Kleidung nur 10 Groschen wöchentlich verwendbar. Wahrscheinlich wird indessen über die normale Zeit hinaus gearbeitet oder es fliessen noch andere Einnahmsquellen, die uns unbekannt geblieben sind. Die männlichen Arbeiter machten uns nicht den Eindruck übermässigen Eifers, und da ohnedem ihre Erzeugnisse weniger zum Export geeignet sein dürften, so ist wohl begreitlich, dass das Brüderhaus an einem jährlichen Deficit von 300 Thalern leidet. Dessenungeachtet fand man es für zweckdienlich, weder den Lohn noch den Preis und Gehalt der Mahlzeiten zu verändern; sie sind seit einer Reihe von Jahren sich gleich geblieben.

Günstiger dürfte sich die Bilanz im Schwesterhause stellen. Vermöge des natürlichen Geschickes der Weiber machen sie die Einkäufe zum gemeinsamen Haushalte billiger. Sie bestreiten ihr wöchentliches Mittagsmahl mit 1 Thaler 15 Silbergroschen. Anderseits ist ihre Arbeit bei gemeinsamer Unterhaltung in einem schönen Raume so einfach und angenehm, dass bei ihnen der Stachel des persönlichen Interesses weniger vermisst wird. Sie sticken und nähen vorzugsweise auf Bestellung, und ihre leicht versendbaren Arbeiten finden solchen Beifall, dass nicht allen Bestellungen Genüge geschehen kann. Bei Handelskrisen arbeitet der kleine Haushalt auch wohl auf Lager. Allen Rohstoff liefert das Haus, doch bleibt es jeder Schwester unbenommen, ihre Einkäufe auch anderswo zu machen; sie würde aber in letzterem Falle schlechter fahren. In dem Laden, dem eine eigene Verkäuferin vorsteht, wird übrigens der Rohstoff, z. B. Garn, Nadeln u. s. w., an auswärtige Käufer zu gleichen Preisen abgegeben als an die Hausbewohnerinnen. Ein Blick in eine Lade voll niedlicher Kinderkleidchen überzeugte uns von dem Geschmack in der Wahl der Stoffe und Muster und erinnerte wieder an den Nutzen dieser Genossenschaft. Denn unter den 80 Mädchen, oder wie viele es nun gerade sind, gibt es vielleicht nur eine einzige, welche diesen geläuterten Kunstsinn besitzt und diese vermag durch ihre Wahl den Handarbeiten einen soviel höheren Werth zu geben, als wenn jede einzelne Arbeiterin die Kattune und Spitzen selber aussuchen und bestellen sollte.

Erwähnenswerth ist noch in wirthschaftlicher Beziehung das Handelsgeschäft, welches vor mehr als hundert Jahren von Abraham Denninger gestiftet und der Brüdergemeinde hinterlassen wurde. Doch blieb es nach seinem Wunsche in einer gewissen Getrenntheit vom Ganzen. Das Capital der Handlung mag mehrere Millionen betragen ; die dazu gehörigen Gebäude nehmen ein kleines Stadtviertel ein. Das Hauptgeschäft, für welches die ganze umliegende Webergegend thätig ist, besteht in Linnen und ist überseeisch. Gegründet in einer Periode, wo anderen Kaufleuten die amerikanischen Länder noch fern und fremd waren, hat es mit Kühnheit und Sicherheit seine Verbindungen angeknüpft und seine Berechnungen gestellt. Eine wirksame Unterstützung mag es von den Brüdergemeinden Amerikas empfangen, und obwohl die Erfolge nicht mehr so glänzend sein mögen als einstmals, so ist es doch etwas Grosses, ein so umfassendes Geschäft in gemeinsamer Verwaltung durch ein Jahrhundert lang in verhältnissmässiger Blüthe fortzuführen.

„Der Segen Gottes (so heisst es in den kurzgefassten Ordnungen der evangelischen Brüderunität, Gnadau 1854) hängt mit davon ab, dass einestheils an der Güte der Arbeit und Waaren, sowohl was die Materialien, als deren Bearbeitung betrifft, weder Treue noch Fleiss gespart und andererntheils die Preise auf das Billigste gesetzt und nie über den wahren Werth gesteigert werden.“ In der That macht die innere Güte die Erzeugnisse so beliebt, und ihr zulieb wird selbst der oft hohe Preis gern bezahlt. Ohne diese Eigenschaften und ohne den Ruf derselben würden sie schwer mit der hastigeren und aufgeweckteren Productionsweise ihrer Mitbewerber wetteifern können. Durch Capitalreichthum wird ihnen diese Solidität möglich, während der arme Weber, der ohne genossenschaftliche Stütze alleinsteht, meist nur der drückendsten Noth nachgibt, wenn er seine Waare verschlechtert, wohl wissend, welchen unersetzlichen Nachtheil er sich dadurch zufügt.

Ueberhaupt darf man bei Beurtheilung der ökonomischen Verhältnisse Herrnhuts nicht ausser Acht lassen, dass sich die Gemeinde im Besitze eines bedeutenden Capitalreichthums befindet. Dieser, dann die Ersparnisse, welche die Genossenschaft bewirkt und die Schonung aller Kräfte, welche aus friedlichem Zusammenleben sich ergeben, erzeugen den verhältnissmässigen Wohlstand der Gemeinde. In ihr gibt es keine Proletarier; die

Armen der Nachbarschaft werden in geordneter Weise unterstützt. Ohne über die innere Vortrefflichkeit ihrer Lehre urtheilen zu wollen, ist es schon aus ökonomischen Gründen begreiflich, warum die Herrnhuter, wie sie sagen, sich ungemein ausdehnen könnten, wenn sie nur wollten. Die halbe Weberbevölkerung Sachsens würde sich bald zum Chortische melden.

Dem allzu raschen Anwachs wird dadurch eine Schranke gesetzt, dass keine Heirath ohne Genehmigung der Aeltestenconferenz geschlossen werden darf. Also hier eine zweite wichtige Beschränkung! Ist ein Paar geneigt, sich zu verehelichen, so meldet es sich bei den Vorstehern, und wenn nichts dawider einzuwenden ist, so muss der Mann ein Probejahr halten, ob er durch seine Arbeit eine Familie wird ernähren können. Hat aber ein Mann noch keine Schwester gefunden, die ihm zusagte, (und dies mag häufig vorkommen bei der strengen Absonderung der Geschlechter), so spricht er bei den Vorstehern den Wunsch aus, dass er sich verheirathen wolle. Diese schlagen ihm eine geeignete Persönlichkeit vor und die Entscheidung bleibt dem Lose vorbehalten. Wenn das Los günstig fiel, so wird dies doch nur als eine Beipflichtung zur Absicht des Mannes angesehen; das vorgeschlagene Frauenzimmer hat noch immer eine vollkommene Freiheit, anzunehmen oder abzuschlagen. Doch sagt man, dass die Dame meistens im günstigen Fallen des Loses die Stimme des Himmels erkenne und verehre und den zarten Nacken unter das Ehejoch beuge.

Bälle und andere derartige Festlichkeiten gibt es nicht. Dagegen werden die Familienfeste heiter begangen und auch einzelne allgemeine Feierlichkeiten kommen vor, die meist an irgend ein für die Gemeinde wichtiges Ereigniss erinnern sollen und einen religiösen Charakter tragen.

Entstehen unter den Herrnhutern Streitigkeiten, so werden diese durch guten Rath beizulegen gesucht. Besonders liegt diese Pflicht dem Aufsehercollegium ob. Gelingt es aber nicht, so wendet man sich schliesslich an die gewöhnlichen Gerichte. Ueberhaupt bleiben die Institutionen des Staates unbeeinträchtigt; die Satzungen der Brüdergemeinde gehen nur durch jene hindurch. Sogar vom Militärstande sind die Brüder nicht mehr frei.

„Sämmtliche Brüdergemeinen sind Theile eines Ganzen, der evangelischen Brüder-Unität, welche unter sich in genauer, innerer und äusserer Verbindung stehen.“

Oberste Autorität ist die Allgemeine Synode, deren Zusammensetzung ziemlich verwickelt ist. Doch scheint sie wesentlich aus den Vorstehern, den Abgeordneten der Gemeinen und den Gutsherrschaften zu bestehen, welche Mitglieder der Unität sind; auch einige gereifte Schwestern sollen zugezogen werden. „Die Grundsätze und Anordnungen, welche auf den Allgemeinen Synoden in Ansehung der Lehre, der kirchlichen und häuslichen Verfassung der Brüdergemeine nach gemeinschaftlicher Berathung und Uebereinstimmung festgestellt werden, dienen den einzelnen Gemeinen und ihren Mitgliedern zur Richtschnur.“ Die allgemeinen Synoden sind an keinen bestimmten Ort und keine bestimmte Zeit gebunden; sie werden von der Unitäts-Aeltestenconferenz berufen, welche in der Zwischenzeit von einer Synode zur anderen die Brüderunität leitet. Der Synode verantwortlich, ist sie doch allen anderen Collegien und Dienern der Conferenz übergeordnet. „In Verbindung mit den Provincial-Helferconferenzen in England und Nordamerika hat dieselbe dafür Sorge zu tragen, dass die Gemeinen, Missionen und Erziehungsanstalten mit den erforderlichen Dienern besetzt werden.“ Sie führt eine fortlaufende Oberaufsicht und setzt Arbeiter und Diener ab, welche „die zu ihrem Amte erforderliche Gnade und Gabe verlieren“.

In den einzelnen Gemeinen finden wir als leitende Oberbehörde die Aeltesten-Conferenz; ihr zur Seite steht das berathende Aufseher-Collegium, welches Streitigkeiten auszugleichen sucht und überhaupt eine Art von würdevollem Censorate übt, während der Gemeinderath die bürgerliche Vertretung der Gemeine bildet und auch in Brudersachen die Gemeine bei der Aeltesten-Conferenz und dem Aufseher-Collegium vertritt.

Da bei dem seltenen Zusammentritt der Allgemeinen Synode der Schwerpunkt der Verfassung in der Unitäts-Aeltesten-Conferenz zu liegen scheint, so kann man ihre Organisation mehr eine aristokratische als eine demokratische nennen, wenn man überhaupt diese Ausdrücke noch will gelten lassen. Der religiöse Brudergeist hält freilich dem aristokratischen Element die Wage. Die Dreitheilung der Aemter, wie sie oben bei den einzelnen Chören erwähnt ward, hindert anderseits, dass nicht ein Geistlicher einen übermächtigen Einfluss gewinne.

Das Interessanteste ist, wie in der Verfassung Herrnhuts überall die Wahl vermieden und statt ihrer das Los oder die Ernennung, gebilligt durch das Los, ein-

geschoben ist. Mit der Wahl ist allerdings eine unendliche Quelle von Eifersucht und Streit beseitigt; das Los hinwiederum ist nur anwendbar, wo die Fähigkeit zur Uebernahme eines Amtes in ziemlich gleichmässiger Weise verbreitet ist. Es mag dies in Herrnhut der Fall sein, wie überhaupt das ganze Wesen der Brüdergemeine nicht sowohl auf Entwicklung glänzender Intelligenzen und grosser Charaktere, als vielmehr auf ein friedliches und tugendhaftes Zusammensein und einen gewissen mittleren Ton des Lebens berechnet ist. Man lächle nicht über diesen häufigen Gebrauch des Loses. In ihrer Vorliebe für das Los erinnern die Brüder an altgermanische Einrichtungen, und wenn unsere Ahnen an wissenschaftlichen Kenntnissen allerdings Kinder gegen uns gewesen sind, so übertrafen sie die Mehrzahl des heutigen Geschlechtes, wie ich glaube, an politischer Einsicht. Zumal solange im Losfall an den Ausspruch einer höheren Macht geglaubt wird, unterwirft sich der Mensch lieber dem Lose als einer willkürlichen Entscheidung.

Es will scheinen, als ob in den Einrichtungen der Herrnhuter Brüdergemeinden sich Punkte vorfinden, die für die Gegenwart und ihre Bestrebungen sehr lehrreich sein könnten. Es sind jedoch, wie ich dargelegt, ganz bestimmte Schutzwehren gegen verschwommenen oder eigensüchtigen Socialismus aufgestellt. Die wichtigsten dieser Schutzwehren sind:

1. die ganze Einrichtung ruht auf religiöser Grundlage;
2. die Aufnahme in die Gemeinde ist an strenge Bedingungen geknüpft;
3. der Abschluss der Ehen erfolgt nur mit Zustimmung der Vorsteher;
4. die Gemeinschaft verfügt über sehr bedeutende Capitalien.

   Endlich darf noch als eine weitere Einschränkung angeführt werden, dass

5. alle auswärtigen Mitglieder ihre Kinder mit dem siebenten Jahre unweigerlich nach Herrnhut senden müssen, wo sie die geeignete Erziehung und die Ausbildung für's Leben erhalten.



Von der deutsch-italienischen Sprachgrenze.*)

Als im Jahre 1848 die Italiener für ein einiges Italien sich erhoben, verkündeten sie zugleich mit lauter Stimme die Absicht, auf dem Brenner ihre dreifarbigen Grenzpfähle aufzupflanzen. Die Nationalität, unter deren Banner übrigens die ganze Bewegung entstanden war, wurde für diesmal beiseite gelassen, um dem Stichwort der „natürlichen Grenzen" Raum zu machen. Wo die Wasser nach dem Süden herabfliessen, dort beginne Italien; der Himmel selber habe beiden Ländern ihre Marken gesetzt. Aber so pomphaft dies Argument auch vorgetragen ward, so überzeugte es doch nicht; es ist mehr als gewiss, dass auch ohne Oesterreichs entscheidenden Widerspruch die anderen Deutschen einer geographischen Bemerkung zu Gefallen sich einhunderttausend Stammgenossen und ein seit fünfzehnhundert Jahren zu Deutschland gehöriges Gebiet nun und nimmer hätten nehmen lassen. Auch zeigte sich bald, wie wenig die Wälschen im Stande waren, ihre hochfahrenden Pläne durchzuführen: schon das kleine Tirol genügte, sie zurückzuschlagen.

Allein, was ihnen im Kriege nicht gelang — sollte ihnen das im Frieden möglich werden? Sehr zahlreich kommen italienische Einwanderer in das schöne Etsch-

---

*) „Deutsches Museum", 15. Februar 1855. — Obwohl manche in obenstehendem Aufsatze ausgesprochene Ansicht, die zugleich eine Warnung war, sich nicht erfüllt hat und das Deutschthum in Südtirol aus vielen Gründen (Eisenbahnen, Fremdenverkehr, Entstehung des Deutschen Reiches, zunehmende Bildung der deutschen Südtiroler u. A.) sich jetzt kräftig behauptet, so wird man immerhin die Darstellung als Zeitbild vielleicht nicht ganz werthlos erachten. (Anmerkung des Verfassers aus dem Jahre 1899.)

thal; mehr und mehr müssen ihnen die Deutschen den Platz räumen.

Diese Kämpfe des römischen und deutschen Elements werden nun seit mehr als fünfzehnhundert Jahren in den Alpen ausgefochten. Nachdem der cimbrische Schrecken auf die Welteroberer gefallen war, konnte ihnen nicht entgehen, dass sie die Alpen als Italiens Felsenburgen sich unterwerfen mussten, um vor ähnlichen Ueberfällen gesichert zu sein. Auf zwei Seiten gingen sie in die Offensive über. Nachdem Cäsar Gallien besiegt hatte, schlugen Drusus und Tiberius die Rhätier in Tirol, welches weit leichtere Zugänge nach Italien bietet als die Schweiz. Von dieser Niederlage konnten sich die Rhätier nie mehr erholen, und ihre Schwäche ebenso sehr als ihre nationale Verwandtschaft mit oberitalischen Völkerschaften erleichterten den Eroberern die Romanisirung des Landes. Wir haben nur Vermuthungen darüber, wie es in der „Völkerwanderung“ zuging, als vom Norden her die Germanen einbrachen. Alemannen, Ostgothen, Longobarden und Baiern liessen sich in diesen sicheren Thälern nieder. Die üppigen Weiden des Landes mussten diesen Stämmen zusagen, welche noch mehr auf Viehzucht als auf Ackerbau hielten oder auf ihren Wanderungen den Gewohnheiten der Nomaden sich wieder genähert hatten. Ebenso weiss man, welchen Reiz Weinbau, Mineralquellen, Metalle und Wildforste für die Deutschen besassen. Je näher nach Deutschland hin, desto vollständiger und rascher ging im Allgemeinen die Germanisirung vor sich. Im Süden dagegen blieben die Romanen dichter sitzen, weil die Eroberer und zumal die Ostgothen gegen die grosse Masse des Volkes sich mild erwiesen. Auch mögen in der Zwischenperiode des Exarchats viele Romanen der nördlichen und westlichen Gegenden unter die stammverwandte Herrschaft der Byzantiner gezogen sein. Ueberhaupt darf man nie vergessen, dass im Interesse der Deutschen nicht die Vernichtung, sondern die Erhaltung der besiegten Völkerschaften lag. Nur die grossen Landbesitzer wurden, wenn sie nicht schon geflüchtet waren, entfernt, damit die deutschen Sieger an ihre Stelle eintreten konnten. Die niederen Classen der Rhätoromanen wurden nur im schlimmsten Falle zu Hörigen gemacht; meist begnügte man sich mit einem Theile ihrer Güter oder mit einer Ertragsquote derselben. Wenn die deutschen Schweizer, wie uns ihr Typus zeigt, weniger romanische Bestandtheile enthalten als die Tiroler, so rührt auch dies nicht

sowohl von einer grösseren Wildheit gereizter Alemannen her, als vielmehr davon, dass überhaupt weniger Römer im nördlichen Helvetien angesiedelt oder in den Kriegen vor der alemannischen Besitznahme übrig geblieben waren. Wie dem nun sein mag, so hatten sich auch in ganz Tirol Germanen über den rhätoromanischen Grundstock der Bevölkerung gelagert, ja die letzten Wellen dieser Flut sind noch heute in den Sieben Gemeinden Oberitaliens sichtbar. Diese und die anderen deutschen Colonien und Sprachinseln in den Bezirken von Levico und Pergine und östlich von Roveredo bezeugen die Grenzen der deutschen Ansiedlung. Oft mag es schwer sein, zu sagen, ob diese Niederlassungen aus der Zeit der Völkerwanderung stammen oder ob sie Pflanzungen deutscher Kaiser zur Sicherung ihrer Wege und ihrer Ansprüche auf Italien sind. Dass sie jedoch arg gelichtet und noch immer im Zurückgehen begriffen sind, lässt sich leider nicht verkennen.

Nicht ohne Wehmuth finden wir am Laco di Caldonazo den Ort Rosentin (Rosenstein), das Bad Recoaro zwischen Roveredo und Vicenza erinnert unwillkürlich an das gothische Recared, und den deutschen Ursprung des Namens Spilimbergo am Tagliamento westlich von Udine wird kaum Jemand bestreiten können. Udine selbst hiess einst Weiden. Auch die Strohdächer im Ledrothal und in den Bezirken von Levico und Tione weisen auf deutschen Ursprung hin, da es dort nicht an Thon und Holz zur Ziegelfabrication gebricht, die in Italien uralt ist. Jedenfalls deuten tief im Venetianischen südwestlich von Tolmezo die vier Zinken des Monte Verzegnis auf den deutschen Ursprung des Wortes, und da gerade der Bergbau in späterer Zeit ein Lieblingsfach der Deutschen war, so glaube ich auch den Monte Riccidum nordöstlich von Belluno als einen Berg des Reichthums enthüllen zu können. Oder deutet dieser Name auf alte Schatzgräbersagen wie die berühmte „reiche Spitz“ im Pinzgau und der Piz Tresero bei Bormio? *)

Doch das sind theilweise schon alte Geschichten und wir dürfen uns am Ende wundern, dass sich jene Sprachinseln solange in der romanischen Umgebung erhalten haben. Allein etwas Anderes ist es an der eigent-

*) Zu den Colonien deutscher Bergleute zähle ich das venetianische Sappada (zu deutsch „Hirschblatten“) in südlicher Richtung von Lienz, und Sauris, noch weiter nach Süden liegend. An beiden Orten wird noch deutsch gesprochen. Die Bernhardi'sche Sprachkarte kennt sie nicht.

lichen Grenze, da wo beide Nationalitäten, rückwärts an ihre Landsleute gelehnt, mit breiten Flächen aufeinanderdrücken. Und gerade hier macht Italien manche Eroberung über deutsches Land und deutsche Bevölkerung. In diesem Kampfe sind vor Allem Bozen, dann Meran die wichtigsten strategischen Punkte, und das Etschthal ist die Heerstrasse, auf der die Wälschen vordringen. Deutsch-Metz heisst deutsch wie lucus a non lucendo; Eichholz ward bereits zu einem italienischen Rovere della Luna; Salurn, das noch am kräftigsten widerstand, soll jetzt zur Hälfte wälsch sein; in Neumarkt, Tramin, Branzoll und Leifers überwiegt entschieden das südliche Element und mit triumphirender Miene verkünden die Italiener, dass Bozen demnächst zu ihren Städten gehören werde!

In Bozen, dem Centralpunkt vieler Thäler, angekommen, verweilen wir einen Augenblick, um auf die umliegenden Gebirgsgegenden einen Blick zu werfen. Diese, abgeschlossen wie sie sind, und weniger den speculirenden Italiener lockend, bewahren theilweise noch den nordischen Charakter. Wenigstens gilt dies vom Rökelngebirge oder dem Hessenland, welches zwischen der Etsch und dem ostwärts aufsteigenden Fleimserthal eingekeilt ist. Deutschnoven, Egenthal, Wälschnoven, Radein und Petersberg, wo Zillerthaler angesiedelt sein sollen, sind durchaus deutsch, und selbst nach Aldein kommt der Italiener nur als fahrender Bauhandwerker, obwohl einzelne wälsche Familiennamen sich dort vorfinden. Doch ist zu bemerken, dass Bozen, (so gut wie einst Rom und Constantinopel in ihrer Umgebung) „die Stadt" heisst und dass ein romanisirtes Bozen nicht verfehlen würde, als Verkehrsmitte seine Ausstrahlungen nach allen Seiten hin geltend zu machen. Dem Eisackthale, dem östlichen Zweige der Gabel, welche von Bozen ausgeht, scheinen die Wälschen noch ferne geblieben zu sein; ebenso wenig sind sie in das kerndeutsche Sarnthal eingedrungen, das bis vor Kurzem nur auf mangelhaften Pfaden mit dem Etschthal verbunden war. Um so zahlreicher wandern sie dagegen in dem üppigen Etschthal hinauf und reichen ihren Brüdern im westlichen Gebirge die Hand. Diese kommen aus dem Val di Sole und dem Val di Non herüber und kümmern sich nicht um die wenigen Deutschen, die noch zu Unserer lieben Frau im Walde wohnen. Das gutgermanische Ultenthal bedrängend, gelangen sie nach Meran und in das untere Vintschgau. Vom Schlosse

Tirol aus ward mir selbst hoch im Gebirge ein Hof gezeigt, den vor Kurzem ein Italiener an sich gebracht hatte. Im ganzen Burggrafenamt mit Einschluss von Meran bemerkt man unter den Erwachsenen viele schwarzhaarige und schwarzäugige Gesellen, obwohl uns auch germanische Gestalten voll blühender Reinheit entgegentreten. Auch im Passeyerthale glaube ich einen doppelten Typus unterscheiden zu können. Auf den Höhen, wie zumal in Walten am Jaufenpfad, finden wir so schwere blondgelockte und blauäugige Gesellen, wie sie das Oetzthal nicht gewaltiger hervorbringt: Bursche von achtzehn Jahren, die, ohne fett zu sein, 175 Pfund wiegen, und „Madel" von 150 Pfund sollen hier nicht zu den Seltenheiten gehören. In der Thalsohle dagegen erinnern manche kleine gedrungene Gestalten und die vorherrschend dunkeln Farben an die Nähe des italischen Stammes. Oder sollten die natürlichen Einflüsse des heissen Thalgrundes auf diese Umstimmung eingewirkt haben?

Ueberlassen wir indess die Beantwortung dieser ethnographischen Frage den weiteren Fortschritten der Statistik und der physiologischen Chemie und sehen wir uns ein wenig nach den Ursachen um, welche das eben geschilderte Zurückweichen der deutschen Race veranlassen.

Vor Allem begünstigt das Klima die Wälschen. Wenn sie nicht Urbewohner der südlichen Gegenden sind, so hat sie doch die Gewöhnung von Jahrtausenden allen Verhältnissen der Umgebung angepasst. Ihr kleiner Körper, von dem die Zeit alles Ueberflüssige gleichsam abgeschmolzen hat, leidet weniger von der Hitze des Sommers und der Feuchtigkeit des Bodens. Ihr Organismus gleicht einem regelmässig gehenden Uhrwerk, dessen Stoff gehärtet und gefestigt ist. Durch Anstrengungen verlieren sie wenig und bedürfen auch nicht des gewaltigen Nachschubs von Nahrung. Eben dadurch entgehen sie leichter der Unmässigkeit, welche sich in diesem Klima oft schnell bestraft. Zugleich ist ihre Nahrung höchst einfach und gleichmässig: dies Volk liebt jene „ungemischte Speise", welche Mephisto dem Faust als Mittel der Verjüngung oder Erhaltung empfiehlt. Ihr Hauptbestandtheil ist Polenta, d. i. Mehl von Haidekorn oder von Wälschkorn in heissem Wasser angerührt; dazu nehmen sie gern ein kleines Stückchen Käse und einen Schluck Rothwein, bis neuerdings die Traubenkrankheit diese Erquickung selten gemacht hat. Ueberhaupt genügt dem Südländer leichter die Pflanzenkost;

aber je höher nach Norden hinauf, desto rascher geht der Verbrennungsprocess und desto mehr plastischer Stoffe bedarf der Mensch, um der Ungunst des Klima gewachsen zu sein.

Zwar Goethe, vom Brenner herabsteigend und das schlechtere Aussehen der Bevölkerung wahrnehmend, verweist auf die Polenta, welche „die ersten Wege verleime und verstopfe, besonders bei den Kindern und Frauen", und die kachektische Farbe deute auf solches Verderben. Allein, mit geziemender Bescheidenheit gegen den Altmeister, der auch (wie selten bei hochgebildeten Städtern!) für die wirthschaftlichen Grundlagen des Volkslebens einen klaren Blick hatte, dürfen wir doch der Sumpfluft und der Race den grösseren Theil der Schuld beimessen. Denn an vielen anderen Orten, wo die Nahrung der Hauptsache nach in Polenta besteht, finden wir schöne und gesunde Menschen. Auch ist die Wangenröthe nicht immer ein sicheres Zeichen der Kraft und Ausdauer. Ein jedes Klima meisselt sich vielmehr in einer Reihenfolge von Geschlechtern seine Bewohner zurecht, und sicher, wenn ein langgliederiger und rothbackiger Westphale oder Mecklenburger in der glühenden Augustsonne in den Sumpfniederungen der Etsch ländliche Arbeiten verrichten sollte, so würde durch hundert geöffnete Poren mit den giftigen Dünsten des Thalkessels Fieber und Siechthum einziehen und der Riesenleib würde erliegen, gerade wie die Heere unserer Romfahrenden Kaiser dem Klima des Südens erlegen sind. Ebenso herrscht eine grosse Sterblichkeit unter den deutschen Beamten, mit denen Oesterreich diese Stationen gern besetzt. Einer derselben, ein junger Tiroler von kraftvoller Statur, erzählte, dass er während eines vieljährigen Aufenthaltes in Neumarkt nie gesund gewesen sei. Die freien Stündchen, die ihm sein Dienst übrigliess, benützte er zu Spaziergängen in die Berge, um hier von Zeit zu Zeit die frische Luft einzuathmen, wie sie der Nordländer liebt. Zwischen den Feigen, Granaten und Myrthen fühlte er sich unbehaglich und mit den Stechfliegen und Scorpionen gelang es ihm nie, auf einen erträglichen Fuss zu kommen. Er wurde endlich so krank, dass ihm seine oft erbetene Versetzung gewährt werden musste.

Aber die Norditaliener haben noch andere Vorzüge, die verdienstlicher sind als ihre Gewöhnung an das Klima. Vor Allem halten sie mehr zusammen. Obschon auch sie kein eigentliches Vaterland haben, so liegt

doch ein lebhafter Patriotismus in der Liebe zu ihrer schönen Heimat und in der Begeisterung für das nationale Band ihrer wohltönenden und einfachen Sprache. Ja, während man den meisten Deutschen etwas Neues sagt mit der Bemerkung, dass unsere Ahnen einst den Welttheil niedergeworfen, durchzogen, erobert und verjüngt haben, lebt auch bei dem gemeinen Manne in Italien noch die Erinnerung an die einstmalige Ueberlegenheit der italischen Cultur. So lächerlich es uns vorkommen mag, so zittert noch etwas von jenen Gefühlen nach, mit denen er einst auf die „Barbaren" herabblickte. Der Italiener glaubt auch bei dem einzelnen Deutschen die Geistesschärfe suchen zu dürfen, die sich in unseren grossen Erfindungen ausspricht. Einer Nation angehörend, die sich so eifrig mit Kunst und Wissenschaft beschäftigt, solle auch der Einzelne durch die Klarheit seiner Anschauungen, durch geistvolle Heiterkeit der Unterhaltung und durch männliche Sicherheit des ganzen Lebens die guten Folgen jener erhabenen Geistesthätigkeit klar zutage legen. Allein in allen diesen Beziehungen hat der Wälsche viel an uns zu tadeln. Unfähig, wie er sich fast immer erwiesen hat, unsere eigenthümlichen und tiefliegenden Vorzüge zu erkennen, wird er doch auch durch die deutsche Haltlosigkeit noch in seinem Glauben bestärkt. Denn was soll man von Deutschen denken, die, in ein Kaffeehaus tretend, den Italiener spielen möchten und sich sorgsam vor dem Gebrauch der Muttersprache hüten? Dazu kommt noch, dass der Italiener die deutsche Sprache weit schwerer erlernt, als der Deutsche die italienische. Man weiss es ja, wie selten überhaupt der Romane unser Idiom bewältigt, obschon in den tirolerischen Grenzlanden die empfehlenswerthe Sitte herrscht, die Kinder der einen Nation eine Zeit lang bei einer Familie des anderen Sprachstammes tauschweise unterzubringen. Da hört man denn von deutschen Eltern gar oft die Klage, wie alle Mühe bei dem romanischen Wildling verloren sei; ihre eigenen deutschen Kinder hätten schon längst die italienischen Studien beendigt, aber den kleinen Wälschen ohne alle deutsche Sprachcultur den Eltern zurückzuschicken, scheine unbillig.*)

*) Auch in Böhmen herrscht diese Sitte zwischen Deutschen und Slaven. Dabei fällt mir eine Anekdote ein, welche die czechische Hartnäckigkeit charakterisirt. Czechische Eltern hatten ihre Tochter zu einem deutschsprechenden, aber slavischdenkenden Professor in Prag in des Haus gegeben, damit sie dort die deutsche Sprache erlernen solle. Als aber

Hat endlich der junge Schüler etwas von den rauhen, nordischen Lauten sich zu eigen gemacht und kommt wieder in die Heimat, so fängt er gar oft wieder an zu zwitschern wie — die Alten gesungen. Der Deutsche aber, bescheiden und schmiegsam und die Nothwendigkeit einsehend, sich mit den Italienern zu unterhalten, bequemt sich zum fremden Idiom — eine Doppelzüngigkeit, die nur allzu oft einen traurigen Ausgang nimmt. So werden unsere Talente selber uns zum Fluche.

Von dem Fleiss und der Nüchternheit der Wälschen spricht der Tiroler, dem man doch das beste Urtheil über diese Dinge zutrauen darf, mit grosser Achtung. Die in Deutschland landläufigen Vorstellungen von italienischer Trägheit mögen auf den Neapolitaner passen, auf den Lombarden und Südtiroler sind sie nicht anwendbar. Mit Lebhaftigkeit bezeugt dies Feldzeugmeister von Schönhals vom lombardischen Bauer, der tagelang, still unermüdlich, in den wasserdurchzogenen Reisfeldern arbeitet. Der Anbau alles nutzbaren Landes ist vortrefflich. Schon die dichte Bevölkerung spricht ebenso sehr für den Fleiss der Bewohner als für die Fruchtbarkeit des Landes. Erfüllt von Vorurtheil, wie wir meistens nach Italien kommen, sehen wir mit Erstaunen Weiber, die einen Korb auf dem Rücken tragen und noch dazu stricken. Wenn in Südtirol ein Deutscher sein Gut verkaufen muss, so kommen oft zwei, drei, ja vier wälsche Familien, um sich in den überschuldeten Grundbesitz zu theilen. Sie alle können von den Erwerbsquellen leben, die dem Einen Deutschen zu dürftig flossen. Das befremdet uns, das verletzt unseren Patriotismus, aber so sehr wir uns sträuben, müssen wir die überlegene Mässigkeit und Anstelligkeit des Norditalieners anerkennen. Für ihn haben „die massenhaften Speisevorräthe, unter deren Last sich allezeit der germanische Tisch beugte“ (Macaulay), weniger Anziehungskraft, und auch die geistigen Getränke werden von ihnen viel, viel sparsamer genossen. Was insbesondere die letzteren betrifft, so gehören sie seit den ältesten Zeiten so consequent zu den deutschen Bedürfnissen, dass wir sie als Füllmittel irgend einer Lücke unseres Charakters betrachten müssen. Vielleicht thut uns deshalb der zeit-

---

nach längerer Zeit die Eltern wiederkamen, um die Tochter abzuholen, machte ihnen der Professor die eigenthümliche Mittheilung, dass er den Unterricht im Deutschen für unzuträglich gehalten habe; dagegen seien die Kenntnisse des jungen Mädchens in der czechischen Sprache auf erfreuliche Weise vorangeschritten. — Ist das Fanatismus oder Patriotismus?

weilige Genuss dieser Reizmittel so wohl, weil sie die in der Schule grossgezogene, überwuchernde Reflexion zu Gunsten des Gefühles momentan zurückdrängen. Sie versetzen uns in eine gehobene Stimmung und tragen über die vielen Bedenklichkeiten und Befangenheiten hinaus, welche den Deutschen das Leben so schwer machen. Es ist mehr als ein Scherz, wenn ich sage, dass Hamlet ein ziemlich vollkommener Mensch gewesen wäre, hätte er immer ein Glas Rheinwein im Blut gehabt.

Charakter und Klima wirken zusammen, um diese wälsche Nüchternheit hervorzubringen. Nichts ist auffallender, als wenn man von bairischen Masskrügen kommt und dann zusieht, wie der Italiener mit zierlichem Löffel den Inhalt eines Tässchens stundenlang auszuschöpfen versteht. Und diese geringen Bedürfnisse befähigen den Italiener zu grosser Sparsamkeit. Allen anderen Nachbarn, den Slaven, den Engländern und Skandinaviern, ist der Deutsche in dieser Tugend überlegen. Aber im wälschen Südtiroler scheint er seinen Meister zu finden. So, um ein Beispiel aus dem Leben zu greifen, erschien im Jahre 1815 zu Laatsch im Vintschgau ein Maurergeselle; im Jahre 1845 hatte er sich 5000 Gulden erspart, gab sein Handwerk auf und kaufte sich ein Gütchen.

Ueberhaupt gehört die Maurerei zu jenen Handwerken, worin der Italiener die grösste Geschicklichkeit zeigt, und es mag sein, dass er darin noch ein römisches Erbtheil besitzt. Hat doch Albert Schott bemerkt, wie das deutsche „Bauen“ mit „Baum“ zusammenhänge, während unsere Ausdrücke, die sich auf Steinbau beziehen, fast alle römischen Ursprungs sind. Man wird dies anerkennen müssen von Mauer, Küche, Keller, Speicher, Pfeiler, Fenster, Thurm, Ziegel und Tünche. Im Holzbau waren die Deutschen erfahren, dagegen zu Steinwerken scheinen sie bis in das Mittelalter hinein sich italienischer Hilfe und Muster bedient zu haben. Viele Städte der Schweiz und Baierns tragen unverkennbar den italienischen Stempel. Die flachen Dächer Salzburgs fallen Jedem in die Augen, und man darf wohl die alten Arkaden des Münchener Schrannenplatzes viel zu unzweckmässig finden, als dass ihr Plan im dunkeln und feuchten Norden entsprungen sein sollte. Zwar wissen wir, dass in Kurzem der Schüler den Meister an Grösse der Conception auch in der Baukunst bisweilen übertroffen hat, allein im einfachen Handwerk behaupten

wenigstens in Tirol die Wälschen noch immer die alte Ueberlegenheit. Die Bewohner mancher Thäler, z. B. des Fleimserthales, widmen sich fast ausschliesslich dem Bauhandwerk und kommen als gesuchte Arbeiter häufig nach Deutschtirol, Kärnten und Steiermark. Die schönen Strassenbauten Oesterreichs wurden meist von Italienern entworfen und ausgeführt. Den Kalk rühren sie mit derselben Stetigkeit wie ihre Polenta, und bewundernswerth soll der sichere Blick sein, mit dem sie den geeigneten Stein für jede Stelle des Mauerwerkes herauszufinden wissen. Sie übereilen sich durchaus nicht, erreichen aber durch anstellige Ausdauer dennoch rasch ihr Ziel. Wer daher in den obenerwähnten deutschen Provinzen Oesterreichs einen Neubau vorhat, fährt am besten, wenn er ihn den Italienern überlässt. Aber man muss sich wohl hüten, ihnen die Kost zu stellen oder sie im Tagelohn anzuwerben: in diesem Falle würden sie einen Gewinn auf Kosten des Bauunternehmers nicht für unerlaubt halten. Wenn man aber das Ganze ihnen im Aufstrich zuweist, so arbeiten sie so billig, dass nicht leicht ein deutscher Meister mit ihnen concurriren kann.

Ein Erwerbszweig, worin sich die Anstelligkeit und Sorgfalt des Italieners besonders hervorthut, ist ferner die Wartung des Seidenwurmes. Ein kleines Versehen genügt, um die Zucht eines Jahres zu zerstören. Ebenso empfindlich wie launenhaft, fordert dies Thierchen die grösste Aufmerksamkeit. Bald schläft es eine zeitlang, bald muss es, erwacht, grosse Vorräthe frischer Blätter vorfinden zur Stillung seines gewaltigen Appetits. Es erheischt eine Reinlichkeit, die sich sein Pfleger oft zum Muster nehmen könnte, und vertreibt ihn einen ganzen Sommermonat oder länger noch aus seiner Wohnung. Dann haust der Italiener mit Weib und Kind in dem Speicher oder dem Heustall. Der Deutsche, der die behagliche Häuslichkeit hochhält, soll sich nicht zu diesen Einschränkungen verstehen wollen. Nicht leicht findet indessen eine ökonomische Mühe einen reicheren Lohn. Als ich z. B. zu Terlan im Etschland mich mit einigen Deutschen unterhielt, fuhr eine Anzahl neueingewanderter Wälschen fröhlich vorüber. „Sie haben Maulbeerblätter geholt, und wenn heuer die Zucht einschlägt, so sollen sie 2000 Gulden gewinnen," sagte ein Deutscher. Den ganzen Werth der Rohseide, die Südtirol hervorbringt, schätzt man auf 1,600.000 Gulden. Und in der That ist die Seidenzucht wohl die schönste Art der

Stoffverwandlung. Ist das Schaf eine Fabrik, worin Gras zu Wolle wird, so ist doch noch weit freundlicher das Gespinnst, welches der Wurm aus dem Maulbeerblatt zu bereiten versteht.

Neben dieser Raupe hat der Italiener seinen besten Helfer in der Maispflanze. Sie entspricht den Verhältnissen des Bodens und des Klimas in vorzüglicher Weise. Die starke Düngung, die sie liebt, wird ihr durch die dichte Bevölkerung gewährt. Dagegen sammelt sie auch in ihren grossen Kolben eine Menge von Nahrungsstoff. Als Nachfrucht, wie sie an günstigen Orten gebaut wird, reift sie in etwa 60 Tagen, wenn aber der Herbst früh in's Rauhe fällt, so kann sie immer noch als gutes Grünfutter verwendet werden. Von diesen Vorzügen scheint sich der Deutsche nur langsam zu überzeugen. Er findet das Maismehl zu herb und wenig wohlschmeckend. Freilich, die anderen Deutschen, draussen „im Reich", fangen an, sich mehr und mehr daran zu gewöhnen, und es schmeckt, mit Weizenmehl gemischt, ganz vortrefflich. Ja, gewiegte Oekonomen sind der Meinung, dass das Wälschkorn eine grosse Zukunft habe, dass es auch im Norden mit der intensiveren Cultur sich ausbreiten werde und dass es, im Laufe der Jahrhunderte, zu einem allgemeinen Nahrungsmittel geworden, nicht wenig beitragen könne, die verschiedenen Racen zu einem Typus, zu einem allgemeinen Niveau hinzuführen, dem Alles zustrebt.

Auch die politischen Verhältnisse des Bodens kommen hier in Betracht. Doch kann ich nur mit Vorbehalt einige Mittheilungen darüber wagen, weil die bäuerlichen Zustände leider noch immer nicht im verdienten Masse gewürdigt werden. Einerseits fehlen für Südtirol die Nachweise bei den meisten Reisebeschreibern und selbst bei amtlichen Statistikern, anderntheils sind die Notizen, die der einzelne Reisende an Ort und Stelle einzuziehen vermag, nicht allgemein giltig, selten verlässlich. Dies vorausgeschickt, bemerke ich, dass das Colonat, welches zur Zeit des sinkenden Römerreiches allgemein war und auch von den Langobarden angenommen wurde, noch jetzt hier und da im südlichen Tirol fortbesteht. Danach gehört das Land den Grundherren, die meist in den Städten wohnen. Der Bauer ist nur Pächter (eigentlich Emphyteuta) und zahlt dem Eigenthümer für die Nutzniessung die Hälfte vom Rohertrag des Getreides und von den anderen Bodenfrüchten den dritten Theil. Mit England hat also Oberitalien und ein Theil von Südtirol das Gemeinsame, dass der grössere Theil des Bodens von Nichteigenthümern bebaut wird. Natürlich

wird aber in England der Pachtschilling in Geld bezahlt und die Sitte neigt sich dort zum Erbpacht, während in Italien der Zeitpacht vorzuherrschen scheint. In der Hand des Eigenthümers sind, soviel ich weiss, die Güter fideicommissarisch zusammengehalten und untheilbar; dagegen wird der Eigenthümer seinen Vortheil dabei finden, wenn er den Boden in kleinen Parzellen dem Pächter abgibt. Auch die Gesetzgebung scheint in Südtirol die Zersplitterung des Bodens begünstigt zu haben. Und nicht ohne guten Grund. Denn einerseits macht die Fruchtbarkeit es möglich, aus kleinem Feld einen grossen Ertrag zu ziehen, anderseits bieten sich hier weit mehr anderweitige Erwerbszweige als in nördlichen Gegenden. Anbau von Wein und Südfrüchten und Seidenzucht ernähren auf mässigem Areal eine Familie, und hier in Südtirol wirkt die Parzellirung des Bodens ebenso günstig wie in der Nähe grosser Städte, wo eine zweckmässige Cultur sich lohnt oder ein kleines Feld nur gleichsam die Sparcasse bildet für die Nebenstunden eines Fabriksarbeiters. Aus dieser Freiheit des Bodens entspringt eine grössere Menschenzahl, welche, an Fleiss und Entbehrungen gewöhnt, auf Erschliessung neuer Erwerbsquellen bedacht sein muss. So entwickelt sich naturgemäss eine grössere Regsamkeit des Wälschen und, wenn unsere obigen Voraussetzungen richtig sind, machen wir wieder einmal die Bemerkung, wie keine Staatsmassregel absolut, das ist für alle Völker und Zeiten gleich gut ist. Den Italienern frommt die Zersplitterung des Bodens, während in der Mehrzahl der nördlichen Provinzen gerade die Gebundenheit des Grundeigenthums und der grössere Umfang der Güter jenen kernigen Bauernstand erhielt, aus dem Oesterreich, wie aus geheimer Wunderkammer, seine nachhaltige Kraft zieht und jene rasche Erstarkung nach Zeiten der Gefahr und der grössten Anstrengung, die so oft das Erstaunen der Welt erregte.

So vortheilhaft nun auch die Verpachtungen des Grund und Bodens für den Nationalwohlstand sein können, so wahr bleibt es doch, dass die Natur, wie Möser sagt, Eigenthum liebt. Und da der Bauer im nördlichen Tirol volles Eigenthum leichter erwerben kann als im Süden, so ist ein fortwährender Reiz gegeben, aus der Lombardei und den angrenzenden Landstrichen nach Norden vorzudringen und sich im deutschen Tirol niederzulassen.

Indessen darf auch nicht verkannt werden, dass die ökonomischen Verhältnisse Südtirols mehr nach

Süden als nach Norden zeigen. Es ist zwar richtig, dass der Wein als Handelswaare seit undenklichen Zeiten nach Norden ging; allein die letzten Missjahre haben diese Verkehrsbeziehungen unterbrochen und die Südtiroler mehr auf Seide gelenkt, die meist in einheimischen Fabriken verarbeitet wird. Im Uebrigen ist der Tiroler im Hochgebirge der Viehzüchter für die nördlich und südlich gelegenen Ebenen. Für sein Vieh oder für die Benützung seiner Weide erhält er einen grossen Theil seiner Brotfrüchte.*) Da nun das bairische Getreide schwerlich den Wagentransport über den Brenner verträgt, so fällt Südtirol schon in den Kreis, dem die Lombardei aushelfen muss, und mancher wälsche Grenznachbar seinerseits treibt seine Heerden im Juni auf die Grasplätze der inneren Alpen, gerade wie vor uralter Zeit. Denn es ist unwahrscheinlich, dass das grasreiche Passeyerthal von den Etschländern ihre Hochweide (pra de sura**) genannt ward. Daraus entwickeln sich viele und enge Verbindungen. Und wenn infolge derselben ein Lombarde in das Etschland einwandern will, so bringt er schon die entsprechenden Fähigkeiten mit. Er ist an die Hitze und die sumpfigen Ausdünstungen gewöhnt, entgeht also den Gefahren der Acclimatisation; was Wohnung, Kleidung und alle Sitten betrifft, steht er von Jugend auf dem Fusse, den Südtirol erheischt; zumal kennt er den Landbau, wie er dem Klima und dem Boden entspricht. Daher wird die Niederlassung dem Wälschen unweit leichter als dem vom höheren Norden kommenden Deutschen, der etwa fremd hier einwandern wollte.

Obgleich mehrere Strassen zur Verbindung von Nord und Süd die Alpen durchbrechen, so ist es doch nichts Geringes, die Centralkette hinter sich zu haben und so vom alten Heimatlande abgeschnitten zu sein. Man sieht dies recht deutlich in der Schweiz. Denn gerade wie in Tirol ein deutscher Einschuss sich südlich vom Brenner in das Etsch- und Eisackthal gelegt hat, ebenso sitzen in Graubündten alte Rhätoromanen nördlich von der Hauptkette im Quellengebiet des Rheins. Sehen wir von der Zeit ab, wo die Römer am Rhein und der Donau feste Ansiedelungen hatten und wo, etwas später, die Deutschen ganz Italien überflutheten, so bildet die dauernde deutsche Einwanderung in Tirol ein Dreieck, dessen Basis wesentlich in Baiern liegt und

*) Bozen hat in ganz Oesterreich die höchsten Getreidepreise.

**) Die Einheimischen sprechen „Pseyer". Dies kann, nach Steub, aus dem allzu harten Prseyer entstanden sein.

dessen Spitze in compacter Masse jetzt noch bis in das Röckelngebirge nach Aldein südöstlich von Bozen, ja in einzelnen Ausläufern bis zu den Cimbern bei Vicenza geht. Das romanische Einwanderungsdreieck der Schweiz ruht auf der Linie über dem Lago Maggiore und di Como, und seine Spitze, die einst bis zum Bodensee emporgetrieben war, liegt jetzt südlich von Chur. In der Schweiz und in Vorarlberg sind also die Romanen zurückgedrängt worden. Lassen wir die Gründe unberücksichtigt, die sich aus der damaligen Kraft und Machtfülle der deutschen Nation ergaben, so liegt die Hauptursache dieser Erscheinung in dem Umstand, dass die Romanen in der Schweiz durch ein verwickeltes System hoher Gebirge von ihren Stammgenossen in der Ebene getrennt sind. Die Verbindung mit denselben ist schwierig. Dann liegen auch, mit Ausnahme des fernen Mailand, in dieser Richtung im romanischen Hauptland keine Städte, die durch geistiges oder gewerbliches Leben für ihre Nationalität Propaganda machten. Dagegen üben die Städte der deutschen Schweiz eine grosse Anziehungskraft, und besonders wird die industrielle Entwicklung, die sich jetzt in der nordöstlichen Schweiz so fröhlich erhebt, dem deutschen Elemente neue Stärke verleihen. Ueberhaupt öffnet sich die Schweiz weit freier nach dem Norden als nach Süden; ihr Antlitz ist Deutschland zugewendet, wenn dies bis jetzt auch nur eine geographische Wahrheit ist.

Es ist wahr, auch in Tirol ist der nördliche Abhang der Alpen weniger schroff als der südliche. Allein der Unterschied ist nicht so grell wie in der Schweiz; die Quellen jener Flüsse, die nach dem Süden herabgehen, liegen tiefer im Gebirge, die Wasserscheide ist also nördlicher hinaufgerückt als wie im alemannischen Nachbarland; es fehlt im Norden Tirols jenes weite, herrliche und überaus fruchtbare Hügelland von Zürich und St. Gallen, und vor Allem fehlt die Regsamkeit, welche die Schweizerlandschaften auszeichnet. München, durch bedeutende Entfernungen und politische Grenzen von Tirol getrennt, gewinnt hier erst neuerdings wieder grössere Bedeutung. Innsbruck ist noch zu klein und in materieller Beziehung viel zu wenig entwickelt, um ein selbstständiges und schwunghaftes Leben zu führen. Als Gebirgsstadt in schmaler Thalsohle gelegen, könnte es nur durch industrielle Thätigkeit reich werden und eine grosse Bevölkerung ernähren; allein dazu fehlen, neben manchen anderen Dingen, besonders die Eisenbahnen, deren Bau neuerdings begonnen, aber unter

den Verhältnissen des Jahres 1854 wieder verlassen wurde Das Letztere kann man nicht genug beklagen. Denn der Brenner ist der zugänglichste Pass in der ganzen Alpenkette, und eine Eisenbahn über den Brenner würde als wichtigste Vermittlerin des Nordens und des Südens dem verarmenden Tirol neue Lebensbäche aufschliessen.

Aus allen diesen Gründen ist der Italiener in beständigem Vorschreiten begriffen. Noch Goethe, als er im Jahre 1786 nach Italien reiste, schrieb in sein Tagebuch: „Hier bin ich nun in Roveredo, wo die Sprache sich abschneidet; oben herein schwankt es noch immer vom Deutschen zum Italienischen.“ Leider müssen wir jenen Abschnitt jetzt weiter nördlich suchen, und was das bedeuten will, lehrt ein Blick auf die Karte. Denn von Trient bis Bozen konnten die Wälschen im engen Etschthale nur schrittweise vordringen; sind aber diese Thermopylen gefallen, und wäre Bozen von den südlichen Einwanderern erreicht und bezwungen, so gewinnen sie hier freieres Spiel und finden einen Centralpunkt, der viele umliegende Thäler beherrscht. Zwar die Gebirgsdörfer, z. B. das Hessenland von Aldein und Deutschnoven, wo Klima und Culturverhältnisse den Deutschen günstiger sind, werden noch lange unser sein, auch wenn Bozen italienisirt werden sollte; aber die Gefahr besteht darin, dass die Wälschen, von Bozen aus im Eisackthale vordringend, die romanischen Elemente in Gröden und Enneberg neu beleben, welche bis jetzt im langsamen Absterben begriffen waren. Und selbst in den deutschen Gegenden finden sie verwandte Urbestandtheile der Bevölkerung. Denn, wie Steub bemerkt, waren die Seitenthälchen der Eisack, nämlich Villnöss, Afers und Lüsen, die letzten, die diesseits von Meran germanisirt wurden, und man möchte vermuthen, dass sie noch im 15. oder 16. Jahrhundert romanisch redeten. Indess gebe ich zu, dass auf dieser östlichen Seite die Gefahr weniger dringend ist. Dagegen wird das Etschthal zwischen Bozen und Meran, wenn die gegenwärtigen Verhältnisse fortdauern, noch im Laufe dieses Jahrhunderts hart bedrängt sein. Dem Vintschgau, dem sich auch vom Engadin her die rührigen Wälschen nähern, sagen die Tiroler selber kein besseres Schicksal voraus. Die Seitenthäler dagegen mögen in dem Maasse länger widerstehen, als sie von der grossen Heerstrasse entfernt liegen. Dann wird das Ultenthal, das Passeyer- und endlich das Sarnthal an die Reihe kommen. Doch dies Alles stelle ich nur hypothetisch hin; die traurige Prophezeiung wird

sich aber erfüllen, wenn nicht andere Ereignisse im Norden eintreten.

Solange der Wälsche sein Vermögen in einer Weise umtreibt, die ihm zehn, ja fünfzehn Percent abwirft, während der Deutsche nur fünf zieht, ist es kein Wunder, dass der Erstere mehr und mehr Terrain gewinnt. Tapferkeit, physische Kraft, Redlichkeit, Gemüthstiefe — herrliche Vorzüge der Deutschen — vermögen nicht die Ungeschicklichkeit in ökonomischen Dingen wieder gutzumachen. Wer in letzteren zurückbleibt, dem schwindet der Boden langsam unter den Füssen. Man kann sich nicht verheiraten, wenn man keine Kinder zu ernähren weiss, man kann bei allgemeiner Concurrenz seine Kinder nur ernähren, wenn man seinen Verstand und seine Arbeit hoch zu verwerthen versteht. Wenn also der Wälsche besser speculirt als der Deutsche, so wird seine Nachkommenschaft in Kurzem überwiegen. Man hat sich oft gewundert, dass der Indianer in Nordamerika vergeht, in Südamerika sich erhält und hat dies in der geheimnissvollen Phrase ausgesprochen: „Er zerfliesse vor der Berührung der Cultur". Nichts ist einfacher. Während sich der südliche Indianer von einem Pisangbaume ernährt, bedarf der nördliche ein ausgedehntes Jagdrevier, um seinen Unterhalt zu gewinnen. Wird ihm dies durch die europäischen Ansiedler beschränkt, so weicht er immer weiter in die Wildnisse des Westens zurück, bis kein weiteres Zurückgehen mehr möglich ist. Dann wird auch so ziemlich der jüngste Tag des nordamerikanischen Indianerjägers gekommen sein. In unserer Zeit, die mehr und mehr der Ordnung und dem Frieden zustrebt, geben die ökonomischen Verhältnisse den Ausschlag, und solange, glaube ich, werden die Italiener in der überaus wichtigen Alpenburg im Vortheil sein, bis sich die Deutschen aufraffen und zu neuen Erwerbsquellen übergehen. Bessere Schulen, Zeitungen, landwirthschaftliche und gewerbliche Anregungen sind hiebei durchaus nöthig. Das Meiste aber würde durch ein aufgeweckteres und frischeres Leben zu erreichen sein, das unser herrliches, aber etwas abgeschlossenes und erstarrtes Tirol früher oder später ergreifen muss. Dass diese Aufweckung nur von Deutsch - Oesterreich und Deutschland ausgehen könne, ist begreiflich. Zugleich liegen in der grossartigen Entwicklung der Gegenwart manche Anhaltspunkte, welche eine bessere Zukunft in Aussicht stellen.



St. Leonhard in den Ostalpen.*)

I.

Wenn es wahr ist, dass in dem klaren Erfassen der Weltanschauung eines Volkes der Gipfel anthropologischer Forschung liegt, so müssen wir uns zu dem Geständnisse herbeilassen, dass wir in Bezug auf die Gedankenwelt unserer Vorfahren noch ziemlich im Dunklen tappen. Sogar von den Vorstellungen, die heute im Landvolke bestehen, kennen wir erst einen kleinen Theil; gerade diese aber bilden vielfach den Schlüssel zu den in der alten Zeit allgemein herrschenden Ideen — ein Magazin, gleichwerthig den Urkunden und der von der Wissenschaft des Spatens aufgeschlossenen Erde!

Schon eine blos theoretische Auffassung des Bauernlebens legt den Gedanken nahe, dass kaum ein anderes Moment tiefer in Herz und Sinn des Landvolkes und ganz besonders des Landvolkes unseres Südostens muss eingegriffen haben, als die Thierseuche.

Man hört zuweilen im Scherze sagen: Wenn dem Bauer ein Kind und eine Kuh erkranken, sorgt er zuerst für die Kuh. Geht man der Sache auf den Grund, so wäre dies Verhalten nicht einmal so ganz unrichtig; denn wenn dem Landmanne sein Vieh wegstirbt, so ist Zerrüttung und Verarmung des Anwesens oft die Folge, und aus der Verarmung folgen gar häufig Verkümmerung, Krankheit und Untergang der Kinder und der ganzen Bauernfamilie.

Ganz natürlich ist daher die Sorge des Landmannes für die Gesundheit seines Viehstandes, und ganz be-

*) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band XXIII. S. 193.

greiflich erscheint uns sein Schrecken, wenn eine Krankheit, deren Ursachen er nicht kennt, aus der Ferne heranzieht und sein werthvollstes Besitzthum bedroht. „Ein zahlreicher Viehstand — sagt Tacitus — das ist der Deutschen Glück, ihr einziger, hochgeschätzter Reichthum.“ Ihr Todfeind musste demnach die Seuche sein.

Jene furchtbare Gruppe von Seuchen aber, die, im Auftreten rasch und im Verlaufe verderblich, im Allgemeinen mit dem Namen der Rinderpest bezeichnet wird, ist im mittleren und westlichen Europa nicht originär; bei den gesunden, den Extremen abholden Lebensbedingungen dieser Länder und bei den verständigen Sitten ihrer Bewohner gewinnen hier Krankheitskeime nicht die zerstörende Entwicklung wie anderswo. Wie Cholera und Pest, so stammt auch die Rinderpest aus der Fremde und sie gelangt nach dem mittleren und westlichen Europa regelmässig aus dem Osten, das heisst über die russischen Steppen, über Podolien und Volhynien, Bessarabien und die Dobrudscha. Dann betritt sie das Donauthal und die Balkanhalbinsel und stürmt über Slavonien und Ungarn gegen die Pforten der wendischen (westslavischen) und ostdeutschen Landschaften.

So ist es heute, und so war es unzweifelhaft schon in unabsehbarer Vergangenheit. Wir besitzen über das Einbrechen solcher Krankheiten in dem classischen Schriftthume die Beweise. Wenn die ergreifendste Darstellung der menschentilgenden Pest dem Griffel des Thukydides entflossen ist, so hat Niemand die Rinderpest genauer beschrieben und in Verlauf und Wirkung schärfer gezeichnet, als Virgil, der mantuanische Sänger. Und da uns seine Schilderung ausdrücklich in „die norischen Gefilde“, also in die österreichischen Alpenländer führt, so wollen wir einen Augenblick bei diesem ergreifenden Gemälde eines Geschickes, welches nur allzu oft unser Volk heimgesucht hat, verweilen.

Virgil selbst war Landwirth. Er besass ein vom Vater ererbtes kleines Gut bei dem Dorfe Andes in der Nähe von Mantua. Er kannte also die Landwirthschaft nicht erst aus dem Conversationslexikon, sondern aus eigener Erfahrung. Das gibt seinem Lehrgedichte „Vom Landbaue“ eine so grosse Bedeutung. Seine Schilderung der Thierseuche — wahrscheinlich einer Rinderpest der schlimmsten Art — beruht entweder auf eigener Beobachtung und Selbstschau oder auf unmittelbarer Ueberlieferung aus dem Munde Solcher, welche unter der Katastrophe gelitten haben. Jedenfalls waren die Folgen

zur Zeit des Virgil noch wahrnehmbar. Als Seuchengebiet nennt er uns „die duftigen Alpen, die Fluren Noricums und die Ufer des Timavus“, also dürften die heutigen Länder Kärnten, Steiermark, Krain, Görz und das Küstenland darunter zu verstehen sein, von wo in regelmässigen Zeitläuften das dichtbevölkerte Oberitalien und die Millionenstadt Rom einen Theil ihres Bedarfes an Zuchtvieh und Schlachtvieh beziehen mochten.

Hören wir nun einiges Nähere aus Virgil's Schilderung:

„Nicht wird das Meer so oft durchwühlt von eiligen Wirbeln,
Als von Seuchen das Vieh; nicht fallen der gierigen Krankheit
Einzelne Häupter zum Opfer — die sämmtliche Zucht auf einmal
Hoffnung und Heerde zugleich, das ganze Geschlecht mit dem Urstamm.
Das erkennst Du mit Schreck, wenn die luftigen Alpen, die Burgen
Noricums dort auf den Höhen und die Flur des raschen Timavus
Du nach so langer Zeit anschauest und jenes verlass'ne
Weidegebiet und die weit und breit ödliegenden Triften. —
Hier einst zeugte des Himmels Erkrankung verderbliches Wetter
Und es erhob sich der Brand bei vollsten Gluthen des Herbstes,
Wehte den Tod jedwedem Geschlecht des Wildes und Viehs zu.“

Ganz plötzlich erfolgte die Erkrankung:

„Oft stand vor dem Altar zur Ehre der Götter das Opfer,
Schneeweiss schlang sich die Binde bereits um den wolligen Stirnschmuck,
Als noch, mitten im Zaudern der Opferer, sterbend es hinsank . . .
Nun auch sterben die Kälber dahin auf lachender Weide
Und an gefüllten Krippen verhaucht ihr wonniges Leben.“

Vor dem Pfluge stürzt das Gespann zusammen. Unmöglich war es, die beiden gleichartigen Büffel aufzutreiben, welche den heiligen Wagen zum Tempel der Erdgöttin emporziehen sollten. Zur Bestellung der Felder fehlt das Ackerthier. Mit dem Karste muss der Bauer die rauhen Berghänge bearbeiten. Und nicht nur die Rinder fallen, nein, auch Ross, Schaf, Schwein, Hund, ja Hirsche und Rehe, sogar Vögel, Nattern und Fische erliegen dem allgemeinen Verderben!

Der Verlauf der Seuche wird in seinen grauenhaften Einzelheiten beschrieben, eine Schilderung, die heute noch den denkenden Thierarzt beschäftigen könnte. Keine Arznei hilft. Die Hauptsache ist: dem Beginne entgegenzutreten, den Funken auszutreten. Die schärfsten Mittel sind dann die besten:

„Siehst Du von Weitem ein Schaf wegschleichen zu schattigen Plätzen
Oder mit Unlust auch abrupfen die Spitzen der Kräuter;
Eines, das hinter dem Zug hergeht und, während es weidet,
Mitten im Feld hinkeucht und allein spät Abends nach Haus kommt:
Sogleich tilge die Schuld mit dem Mordstahl, ehe die Seuche
Durch's sorglose Völkchen mit Grauen und Schrecken umherkriecht.“

Hat aber einmal die Seuche einen gewissen Grad von Heftigkeit erlangt, dann gibt es kein Mittel und die berühmtesten Aerzte stehen rathlos da:

> „Jegliche Kunst des Arztes versagt: es verzweifeln die Meister
> Chiron, Phillyra's Sohn, und Melampus, Sohn Amythaon's."

Weder Wasser noch Feuer tilgen die Ansteckung, bis man endlich Alles in Gruben versenkt und dann langsam, langsam wieder die ewige Natur die Oberhand zum Guten gewinnt und die „nach so langer Zeit noch öde liegenden Triften" allmälig wieder in den Dienst des Menschen gestellt und von Heerden betreten werden!

Die Wirkung einer solchen Pest auf die Gemüther des Landvolkes muss eine umso entsetzlichere gewesen sein, als jede klare Ansicht über die Entstehung fehlte. Selbst der erfahrene und kluge Virgil hat dafür nur leere Worte: „Des Himmels Erkrankung, verderbliches Wetter", das sind keine naturwissenschaftlichen Begriffe! Auch vermisst man bei dieser sonst so bewundernswerthen Schilderung jede Spur einer Andeutung, dass die Seuche nicht im Lande entsprungen, sondern eingeschleppt worden sei. Und doch müssen wir letzteres nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse durchaus annehmen. Vielleicht waren die classischen Völker, waren Griechen und Römer von dem eigentlichen Seuchenherde doch zu weit entfernt; in regelmässigen Zeiten und insbesondere bevor noch die dicht gewordene Bevölkerung Italiens eine stete Zufuhr lebenden Viehes und somit einen Viehhandel in's Leben rief, mochte Italien durch vorliegende Völker zu sehr geschützt sein, als dass über die Herkunft jener Krankheiten eine genaue Prüfung erfolgt wäre. Wie konnte aber an eine Ermittlung der Krankheitsursachen gedacht werden, wenn man nicht einmal den Ort ihrer Entstehung kannte?

II.

Ob auch die Thatsache, dass die Seuche aus dem Osten stammte, in gleichem Maasse unbekannt war? Wir wissen es nicht. Aber die Alpenvölker mögen darüber wohl im Reinen gewesen sein. Jedenfalls finden wir in späterer, deutsch-christlicher Zeit in den Alpen und zumal in den baierischen und österreichischen Ländern eine Einrichtung, welche uns jene Erkenntniss zu beweisen scheint — das ist die Häufigkeit und die geographische Lage der Capellen und Kirchen, welche dem heiligen Leonhard,

dem obersten Viehpatron, geweiht sind. Diese Kirchen liegen fast sämmtlich an den Grenzen gegen Osten.

Jeder Kenner der Alpen weiss, dass im mittleren und im östlichen Theile dieses Gebirgsstockes der heilige Leonhard vom Landvolke als der Beschützer seines Viehstandes angesehen und verehrt wird.

Die alten Deutschen, wie die Hellenen, waren im Grunde Pantheïsten oder Polytheïsten; sie glaubten an einen Weltschöpfer, aber näher noch stand ihnen eine Anzahl menschenähnlicher, jedoch übermenschlicher Halbgötter, theils verkörperte Naturkräfte, theils Heroen, Vermittler zwischen Allvater und den Menschen, und den letzteren in Noth, Gefahr und Tod als liebe und mächtige Helfer zugeneigt. Die Namen, die sie in der Heidenzeit geführt haben mögen, sind oft verschollen; öfters noch sind sie blos verändert und eingehüllt in christliches Gewand, aus welchem die alten Nothhelfer noch wohl erkenntlich hervorblicken. Die Namen wechselten, aber die Sache blieb. An die Stelle der Heroen oder „Dämonen" (wie die Kirche sagte) traten Heilige. Und so ist auch der heilige Leonhard der stellvertretende Ersatzmann eines deutschen Gottes oder Halbgottes geworden, zu dem das mühselige Landvolk in den Nöthen, die sein Vieh bedrohten, zu beten pflegte.

Die Stellung, welche Sanct Leonhardus sogar heute noch in dem Gedankenkreis des südostdeutschen Landvolkes einnimmt, kann kaum hoch genug angeschlagen werden. Ein Tiroler sagte zu dem Verfasser dieser Zeilen, Leonhard sei „weit mehr als ein Heiliger". In seinem Buche: „Die Religion der alten Deutschen" nennt ihn Dr. Sepp geradezu „den altbairischen Herrgott." *) Ein Spassvogel rief einst im Salzburgischen einem alten Weiblein zu: „Weisst' schon, unser Herrgott ist gestorben"; die Antwort lautete: „Da werden sie am Ende gar den heiligen Leonhard zum Herrgott machen!" **) Das ist die Auffassung grosser Gruppen unseres Landvolkes. Wenn dem Tiroler oder Kärntner Bauer sein Vieh erkrankt, so wendet er sich zwar jetzt meist an den Thierarzt oder einen kundigen Nachbar, gleichzeitig aber pflegt er sich zur Kirche zu begeben, am liebsten zu einer Leonhardi-Kirche oder zu einem Leonhardi-Altar; dann wird die Bildsäule des Heiligen

---

*) S. 332.

**) Mittheilung des Herrn Dr. Müllner in Laibach.

vom Altar herabgenommen und auf einen steinernen Tisch in der Halle vor der Kirche, den man einen „Altar ohne Weihe“ nennen könnte, hinausgetragen, der Messner bringt ein kleines, in Wachs oder Eisen geformtes Abbild des erkrankten Thieres aus seiner Schatzkammer hervor, eine Kerze wird angezündet, Bauer und Messner knien nieder, beten, und der Landmann hofft dann auf Erhörung und geht getröstet nach Hause. Dem heiligen Leonhard werden heute noch Opfer gebracht, flammen Kerzen, erfolgen Umritte um seine Kirche mit Ross und Wagen, Peitschenknall, Gesang und Schiessen. Für solche Orte, wo Leonhardi-Kirchen stehen, ist das Leonhardsfest (6. November) das Hauptfest des Jahres. Schon vorher sagen und singen die Kinder: „Heute ist ein Tag, morgen ein Tag, übermorgen der Lienhartstag“. Maximilian Schmidt bemerkt*): So tief liegt dem Volke die Feier im Sinne, dass es ebenso oft nach dem Leonhardstage, als nach Georgi oder Michaeli die Zeit berechnet und ebenso ‚einen guten Lienhart‘ wünscht, wie gute ‚Weihnachten und Ostern‘.“ Eine Schilderung seines Festes gibt Maximilian Schmidt mit folgenden Worten: „Sanct Leonhard ist im bairischen Oberland oberster Viehpatron, besonders der Pferdezucht. Durch ganz Oberbaiern liegen ihm zu Ehren geweihte Kapellen zerstreut, oft mitten im stillen Walde, stundenweit von den Wohnungen der Menschen entfernt. Diese Waldkirchlein sind von eisernen Ketten umspannt, zusammengeschmiedet aus den Stallketten der kranken Rosse, die man dem Heiligen gelobt hat. Zu diesen Capellen wird meist im Hochsommer gewallfahrtet. Da kommen die Bauern schon am Vorabende zur Vesper, jedoch mit zwei Rossen, reiten dreimal um die Kirche, binden die Rosse im Walde an, beten einen Rosenkranz und ziehen nach einem nochmaligen Umritte nach Hause. Am Festtage selbst kommen die Leute schon in aller Frühe viele Meilen weit auf Leiterwagen herangefahren, die mit Kränzen, Fahnen, Bändern, Bogen und Gewinden von Laub und Tannenreisern auf's Festlichste geschmückt sind. Auch die jedem Wagen vorgespannten vier Rosse prangen im besten Geschirr, Mähnen und Schweif sind mit Bändern durchflochten, helles Glockengeläute hängt um ihren Hals, während ihre Lenker Hut und Peitsche mit Strauss und Schleife verziert haben. Wohlhabende Bauern besitzen für diese Fahrt besonders gebaute

*) Der Leonhardsritt, S. 277.

Wagen, sogenannte Leonhardi-Truhen, das sind Wagen, welche statt der Leitern auf den Seiten mit Brettern verschlagen sind, bunt und zierlich, meist blau bemalt, mit dem Bilde des heiligen Leonhard — zuweilen versilbert — und seiner Wunder. Diese Leonhardi-Truhen, deren man bei solchen Festen oft fünfzig und mehr zählt, fassen zwanzig bis dreissig Personen und werden von Vorreitern geleitet. Alle diese Gespanne umfahren nun in raschem Trabe die Capelle, wobei die Frauen und Mädchen fromme Lieder singen. An der Spitze des Zuges und in diesen vertheilt, befinden sich die Wagen, auf denen der Geistliche, der Ortsvorstand, ferner die Musikanten Platz genommen. Begleitet sind die Wagen von einer stattlichen Anzahl von Reitern, deren Pferde gleichfalls in buntem Schmucke prangen. Während nun Gespanne und Reiter die Capelle umkreisen, empfangen sie von der Geistlichkeit den Segen. Hierauf folgt ein feierliches Hochamt, während dessen sämmtliche Gespanne vor der Capelle verweilen."

Solche Umzüge haben sich an einigen Orten Altbaierns bis in die Gegenwart erhalten: so in Schliersee, Kreut, zu Fischhausen und namentlich zu Tölz. Zu dem am 7. November 1892 stattgehabten Umzuge zu Tölz hatten sich 45 vierspännige Wagen und mehr als 100 Reiter eingefunden. „Die Auffahrt in langem Zuge — so berichtete die „Münchener Allgemeine Zeitung" — vollzog sich nach allgemeiner Uebung. Eine Reihe von Wagen zeichnete sich durch besonders schönen Schmuck aus. Die Leonhardi-Truhe des Wihambauern von Gaissach, Waldher, der heuer zum fünfzigsten Male sich an der Fahrt betheiligte, trug verschiedene Sinnsprüche, deren einer lautete: Dass Leonhards Fürbitte helfen kann, das hab' ich wohl erfahren, darum bin ich zu Deiner Ehr' jetzt fünfzigmal gefahren." Diese Umzüge, die früher oft ein Gegenstand thörichten Spottes waren, werden jetzt von Beamtenschaft, Geistlichkeit und allen Einsichtigen begünstigt, damit nicht alte, ehrwürdige Bräuche schwinden und das Volksleben aller Poesie entkleidet werde.

Auch aus Tirol wird von solchen Umzügen berichtet. Ein solcher erfolgt am Frohnleichnamstage zu einer zwischen Kitzbüchel und Kirchberg gelegenen Capelle. Die Bauern der Umgebung reiten unter Anführung der gleichfalls berittenen Geistlichkeit auf ihren Pinzgauer Pferden, die Litanei des Rosenkranzes betend, zur Kirche. Dort angekommen, stellen sich die Bauern auf, während

die Geistlichkeit zweimal um die Capelle herumreitet. Dann findet in der Kirche ein Gottesdienst statt. Die Feier heisst der Antlassritt und ist kürzlich auf einem grossen Gemälde von Julius v. Blaas dargestellt worden.

Umzüge um die Leonhardi-Kirchen waren einst wohl allgemein und haben sich in Baiern zu Gannacker, zu Wängen bei Diessen, Froschhausen bei Murnau, Ichenhausen bei Untergünzburg, Allerheiligen bei Oberwarngau, Leonhardspfunzen bei Rosenheim u. A. erhalten (Sepp, S. 334). Wenn sie in den österreichischen Alpen seltener sind als in Baiern, so mag dies mit der Thatsache zusammenhängen, dass weiter nach Osten die Pflege der Rosse von Sanct Leonhard an Sanct Stephan überging. In Deutsch-Oesterreich wird von Ross und Reitern der heilige Stephan gefeiert. Ihm zu Ehren finden Zusammenkünfte und Umzüge statt. So werden zu Sanct Stephan (slovenisch Dobrawa) bei Asp in der Nähe von Veldes in Krain am Sanct Stephanstage die Rosse gesegnet, die Bauern opfern dabei Kerzen und Geld. In Sanct Stephan bei Faak, unfern von Villach in Kärnten, kamen sonst am 2. Jänner über hundert Reiter mit ihren Rossen zusammen. Sie umritten die Kirche, der Geistliche stand an der Kirchenthüre und segnete sie; an einem Tisch in der Nähe war Wein aufgestellt, die Bauern tranken und ritten nach Hause. Ein sehr merkwürdiger Zug ist dabei, dass die Rosse ohne Sattel kommen. In vollster Freiheit werden sie gleichsam dem Gotte dargeboten. Leider ist diese ansprechende Feierlichkeit in den letzten Jahren arg zusammengeschmolzen. Die Nähe Ungarns scheint auf diese Theilung der Macht zwischen Sanct Leonhard und Sanct Stephan eingewirkt zu haben, denn in Ungarn, dem Lande eines Reitervolkes, ist Sanct Stephan Meister, wie die Sanct Stephanskrone und die zahlreichen Stephanskirchen beweisen. Auch die Sanct Stephanskirchen in Passau und Wien scheinen auf enge Beziehungen Wiens zu Ungarn und einen bedeutenden Markt in Wien für ungarische Rosse hinzudeuten. Nichtsdestoweniger hat auch Sanct Leonhard in Wien seine Verehrer. In der Vorstadt Margarethen kommen am Leonhardstage in der Margarethenkirche die Fiaker und Milchmeier Wiens zusammen; ein eigener Altar ist Sanct Leonhard geweiht, vor welchem ein Hochamt mit Predigt stattfindet.*) In Steiermark und Kärnten herrschen in Bezug auf Pferde Sanct Leon-

*) Mittheilung des Herrn Dr. Anton Mayer in Wien.

hard und Sanct Stephan nebeneinander; in Tirol dagegen kommt Sanct Stephan als Rosspatron nicht vor und gehört der ganze Viehstand unter Sanct Leonhard, nur dass etwa für Kleinvieh noch Sanct Wendelin angerufen wird.

In Vorarlberg (Gegend von Dornbirn) steht Grossvieh unter dem Schutze von Sanct Martin. Am Vorabende des Tages von Sanct Martin muss das Vieh in der Frühe fasten und wird erst gefüttert, wenn der Gottesdienst vorüber ist. Neben Sanct Martin sind auch San Rocco (Rochus) und Wendelin Viehpatrone.

Eine Ausnahme machen die Ansiedlungen der Walser in Vorarlberg, die man bekanntlich für Nachkommen von Burgundern aus dem Wallis hält und die, nach Kaltenegger, als kundige Viehzüchter und Besitzer einer besonderen schwarzen Viehrasse als Ansiedler gerne gesehen und gerufen wurden. Zu ihren mancherlei Besonderheiten gehört ein eigener Viehpatron: der heilige Theodul (Dietel?). Ebenso erfreut sich das Vintschgau neben dem heiligen Martin als Schutzheiligen für das Vieh, des heiligen Rochus, und die Namensform, in welcher dieser Heilige auftritt, „San Rocco“, verräth genügend die südliche Herkunft. Ganz seltsam erscheint endlich in einem kleinen Kreise von Obersteiermark Sanct Patricius als Viehpatron. Dieser Heilige wird in der Umgegend von Steinach-Irdning bei Admont und im Donnersbachthale verehrt. Keltomanen werden in diesem Auftauchen Sanct Patrick's, des grossen irischen Halbgottes, in Obersteiermark einen Beweis für uraltes Keltenthum in den Ostalpen erblicken wollen. Ganz natürlich aber erklärt sich jene Thatsache dadurch, dass Sanct Patrick als Begleiter schottischer und irischer Glaubenslehrer in die Steiermark kam, wie denn Sanct Gallen unfern der Enns noch im Namen seine Abstammung vom berühmten Schweizer Kloster Sanct Gallen und die Erinnerung an den ehrwürdigen Schotten Sanct Gall trägt.

Im Südosten wechseln Sanct Leonhard und Sanct Veit, letzterer bei den Wenden. Kärnten und Krain sind Hauptländer der Verehrung des heiligen Leonhard. Nicht weniger als 30 Kirchen und Capellen sind ihm in Kärnten geweiht. Uebertroffen wird er hinsichtlich der Zahl der Patronate von der heiligen Maria (74 Andachtsstätten), Martin (47), Georg (42), Nicolaus (41), Andreas (35), Petrus (34) und Jakob (32). Sanct Leonhard erscheint also an achter Stelle. Rechnet man aber die Kirchen Sanct Veits den seinigen bei, so erhebt sich die Zahl

auf 44 Kirchen, wonach also die beiden Viehpatrone zunächst nach Sancta Maria und Sanct Martin kämen, wobei noch besonders hervorzuheben ist, dass zahlreiche Ortschaften ganz nach diesen Andachtsstätten genannt sind und die alte Landeshauptstadt Kärntens, Sanct Veit, nach letzterem Heiligen den Namen trägt. Leonhard's Name ist in Kärnten „Lienhart".

Eine Besonderheit liegt noch darin, dass der Heilige seine Heilkraft auch auf das Menschengeschlecht erstreckt, indem mineralische oder besonders frische Quellen und heilsame Bäder dem Schutze Leonhard's anheimgestellt sind, so die Schwefelquelle zu Sanct Leonhard im oberen Lavantthale, ferner Kaltbad Sanct Leonhard bei Feldkirchen und Sanct Leonhard mit warmen Teichen bei Villach. Auch das Bad Sanct Leonhard im Passeyerthale in Tirol, wo das Landvolk in hölzernen Truhen sich des durch glühende Steine erwärmten Wassers erfreut, gehört hieher.

In Krain sind dem heiligen Leonhard (auch hier „Lienhart" genannt) 40 Kirchen und Altäre geweiht, dem heiligen Veit 27, so dass zusammen den beiden Viehpatronen 67 Andachtsstätten zukommen. Die Kirche von Semitsch in der Nähe von Tschernembl in Unterkrain, enthält eine mit einer Kette umgürtete Capelle. Dasselbe galt bis vor Kurzem von der Kirche zu Sanct Leonhard auf dem Drevenikberge am Wotsch, Station Pöttschach der Südbahn. Leider sind erst vor Kurzem diese Ketten als Alteisen verkauft worden.*)

Was Niederösterreich betrifft, so scheinen hier Wassergefahren fast in gleichem Maasse gefürchtet zu sein wie Thierseuchen. Wenigstens deutet darauf die Thatsache, dass Sanct Nikolaus in Niederösterreich der beliebteste Patron ist. Ihm sind besonders zahlreiche Andachtsstätten geweiht. Darin spricht sich deutlich aus, welch' grossen Raum die Donau und ihre Ueberschwemmungsgefahren im Sinne des niederösterreichischen Landvolkes einnehmen. Denn Sanct Nikolaus ersetzt unter der Tafelrunde der christlichen Helden den alten deutschen Wassergott, dessen Name noch in Nix, Nickel, Neckar u. A. fortleben mag. Wunderbar ist, dass das Krokodil im Althochdeutschen einen eigenen, an die erwähnten Worte anklingenden Namen hat; es heisst „nichus". Vielleicht war auch das Nilpferd damit gemeint. Wie aber kommt ein eigenes Wort für die Thiere

*) Mittheilung des Herrn K. J. Schmidt in Laibach.

Afrikas, für Nilpferd oder Krokodil, in die deutsche Sprache? Bestanden etwa dereinst, bevor die Römer so mächtig wurden und einen Riegel vorschoben, directe Beziehungen zwischen Afrika und dem mittleren Europa? Sind unter den „gallischen“ Söldnern Carthagos Germanen verstanden, welche in dem afrikanischen Unthiere die Verkörperung und das echte Abbild des gefürchteten unheimlichen Gottes der heimischen Gewässer erblickten? Wie dem nun sein mag, so steht fest, dass in Niederösterreich, wo die mächtige Donau auf weite Strecken mit flachen, von Hochwässern leicht zu übersteigenden Ufern dahinfluthet, Sanct Nikolaus, der uralte Beschützer vor Wassergefahr, der gesuchteste Patron ist, während Sanct Leonhard, Johannes der Täufer und sogar die heilige Jungfrau hinter ihm zurückstehen. Ausserdem erscheinen noch Sanct Rochus und Johann von Nepomuk als Wasserpatrone. Was dagegen den Schutz vor Seuchen betrifft, so tritt in Niederösterreich die schon erwähnte Dreitheilung ein: für Kleinvieh sorgt Wendelin, für die Rosse tritt Sanct Stephan auf, welchem 11 Lampen brennen und welcher von Ungarn herauf längs der ganzen Donau (auch in Passau, Regensburg und anderen Donauplätzen) verehrt wird. In Niederösterreich nördlich der Donau und den angrenzenden Theilen Böhmens bewerfen am Stephanstage die Burschen die Mädchen mit Hafer; dies wird als eine Anspielung auf die Steinigung des heiligen Stephan gedeutet, dürfte jedoch weit ältere Bezüge haben.*) Dem heiligen Leonhard, als Beschützer des Rindviehes, sind in Niederösterreich 9 Kirchen geweiht und dem heiligen Veit 16, von welch' letzteren Ober-Sanct Veit bei Wien die bekannteste ist.

In Böhmen wird Sanct Leonhard seltener, nur eine Capelle dieser Widmung steht in der Nähe von Carlsbad in Böhmen.

Betritt man die nördlichen Theile des Böhmerwaldes und die anstossenden Landschaften Deutschböhmens, so findet ein völliger Wechsel der Patrone statt. Bei Tachau, Königswart und Luditz verschwinden Leonhard, Stephan und Wendelin und machen dem heiligen Martin Platz. Hier und im ganzen Egerland ist Martin der grosse Viehpatron, weshalb auch ein Viehversicherungsverein mit dem Sitze in Marienbad nach Sanct Martin genannt ist.**) Hierdurch ist zugleich ein neuer Beweis dafür geliefert,

---

*) Mittheilung des Herrn Abgeordneten S. Nietsche in Hohenfurt.
**) Mittheilung des Herrn Abgeordneten Swoboda in Tachau.

dass diese nordwestböhmischen Gegenden überwiegend von Franken bewohnt sind, und die Bedeutung der Glaubensforschung für die deutsche Geschichte erscheint in neuer Beleuchtung.

In vielen Gegenden Schwabens ist unser Heiliger kaum minder verbreitet als in Baiern. Er heisst in Schwaben „Leart“, eine Vorstadt von Stuttgart ist nach ihm benannt.

In Franken erscheint er als „Lehnert“; diese Bezeichnung hat am meisten Aehnlichkeit mit dem Namen „Löhnhart, Löhner“, wie unser Heiliger in einigen von Deutschen bewohnten Gegenden Ungarns heisst. Eine Hauptkirche in Frankfurt a. M., unfern der wichtigen Furt über den Main, ist ihm geweiht. Als Patron der Hausthiere steht er neben Sanct Georg, Vitus, Erasmus und Pantaleon.*) Nicht sehr häufig, aber doch vereinzelt, ziehen sich die Leonhardi-Kirchen rheinabwärts nach Westfalen und Belgien. Bei Zabern im Elsass, an dem Hauptpasse über die Vogesen nach Frankreich, sowie bei Luxemburg begegnen wir Orten, die nach Veitskirchen genannt sind. In der Erzdiöcese Köln kommt Sanct Veit als Patron viermal, Sanct Leonhard fünfmal vor. Eine seiner Capellen liegt im altheiligen Aachen. Im Bisthume Paderborn tritt er zweimal auf. In Lothringen ist an der Meurthe bei Saint Dié ein Ort nach ihm genannt. In Belgien ist die Verehrung des heiligen Leonhard ziemlich weit verbreitet; seine Andachtsstätten liegen auch in Nordfrankreich, z. B. bei Saint Malo sowie bei Boulogne, an einer der wichtigsten Ueberfahrten nach England. Und auf dem englischen Ufer liegt ganz entsprechend eine Leonhardi-Kirche bei Hastings, wo die grosse Normannenschlacht geschah. Aber auch im hohen Norden muss Sanct Leonhard oder, richtiger gesagt, der ihm vorangehende heidnische Gott, eine Rolle gespielt haben, denn an einem altheiligen Orte, in Edinburg, begegnen wir seinem Andenken. Dort, wo heute der südliche Theil der Stadt liegt, ergrünte einst in reizvoller Gegend ein heiliger Hain, später der Königspark genannt, mit dem Berge Sanct Arthurs Sitz und einem kleinen Hügel, welcher nach Sanct Leonhard den Namen trägt. Selbstverständlich hat in England und Norddeutschland die Reformation den Bereich Sanct Leonhard's beschränkt, seinen Cult (wenn auch unter dem Landvolke gewiss mit schweren Wehen!) beseitigt.

*) Weber, Die vierzehn Nothhelfer.

Eine grosse Rolle muss einst Sanct Leonhard, mit Sanct Veit wechselnd, in Oberitalien gespielt haben. Zu Nabresina bei Triest ist ein Leonhardsberg mit einer Leonhardscapelle und einem Teiche.

Nach unserem Heiligen benannte Orte begegnet man im Venetianischen am Tagliamento in der Nähe von Spilimbergo, ferner in der Val di Cembra bei Lisignago im Avisiothale, endlich im Etschthale zwischen Ala und Peri hart an der Grenze von Tirol. Welcher von den zahlreichen Völkerschichten, die sich in Oberitalien ablösten, mögen diese Andachtsstätten angehören? Die nächstliegende Antwort deutet auf Longobarden, deren Verwandtschaft mit den Baiern ja auch sonst bekannt ist; doch ist nicht ausgeschlossen, dass auch ältere Bevölkerungsschichten hier in Betracht kommen. Jedenfalls ziehen sich die Leonhardi-Kirchen in Italien bis Florenz. Auch die Romanen in Enneberg flehen Sanct Leonhard an.

Neben ihm tritt in Oberitalien, zumal in Friaul, dem Küstenland und dem Venetianischen in zahlreichen Kirchen und Capellen Sanct Veit auf. Fiume hiess ursprünglich „Sanct Veit am Pflaum“. In Triest gibt es eine Via San Vito und einen Vicolo San Vito in der Richtung gegen Ungarn. Orte, die nach Sanct Veit genannt sind, trifft man südöstlich von Udine, bei Pordenone, am Gardasee bei Sermione, südlich von Schio bei Vicenza, östlich von Bassano, am Tagliamento bei Codroibo und bei Ravenna.

III.

Woher stammt nun diese Andacht?

Sanct Leonhard soll ein Bischof von Limoges in Frankreich gewesen sein. „In Frankreich rühmt sich das Kloster Roblac im Bisthume Limoges bei Saint Leonard an der Vienne, schon in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts dem Heiligen gehuldigt zu haben, ja der Ausgangspunkt seines Cultus zu sein“ (Sepp, S. 333). Ursprünglich war, so scheint es, der heilige Leonhard Nothhelfer der Gefangenen und wohl zumal der in heidnischer Gefangenschaft schmachtenden Christen. Wie aber aus dem in Mitteleuropa wenig bekannten französischen Bischofe der mächtige Viehpatron der mittleren und östlichen Alpen geworden, ist völlig unklar. Allerdings darf man nicht vergessen, dass die Einführung des Christenthums bei den deutschen Stämmen der Südostalpen zur Zeit der Merowinger und Karolinger über-

wiegend durch fränkische Glaubensboten geschah. Wahrscheinlich liegt jedoch hier nur eine jener oft ganz äusserlichen Anknüpfungen vor, wodurch in jener Zeit des entstehenden Christenglaubens auf deutschem Boden nach der klugen Weisung des Papstes Gregor die Heidengötter in christliche Heilige umgewandelt wurden; vielleicht haben die Ketten, welche Sanct Leonhard als Befreier der Gefangenen in der Hand hält, dazu mitgewirkt. Vielleicht auch eine Aehnlichkeit des Namens. Denn der eigentliche Name unseres Viehpatrons ist auf deutschem Boden nicht Leonhard, sondern Lienhart, Leard oder Lehnhart. Erinnert man sich nun an die alten deutschen „Sonnenlehen“, d. i. ureigenen Besitz, von welchen man annahm, dass sie nicht vom sterblichen Lehensherrn, sondern von der unsterblichen Sonne, dem Sonnengotte, den Menschen verliehen wurden; gedenkt man ferner, dass solche Umzüge, wie wir sie bei den Leonhardsfesten wahrnahmen, gerade bei dem Lehenswesen als Ritte und Fahrten um die Grenzen vorkommen; erwägt man endlich, dass nach uraltem Glauben der germanischen Völker alles Grundeigenthum dem Könige und Kaiser nur anvertraut war, welcher es vom göttlichen obersten Lehensherrn als Lehen empfangen hatte — so führt uns der Leonhardscult in eine Grundtiefe der Weltanschauung unserer Ahnen. Kein Staatsrechtslehrer, wie scharfsinnig er auch sei, hat diese Anschauung treffender erfasst als unser grosser Dichter. Schiller lässt im „Tell“ (2. Aufzug, 2. Scene) Stauffacher also sprechen:

„Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unserer Hände Fleiss; den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
Die Brut des Drachen haben wir getödtet,
Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg;
Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
Die ewig grau um diese Wildniss hing,
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sicheren Steg geleitet;
Unser ist er durch tausendjährigen Besitz
Der Boden . . . .
Der freie Mann auf seinem eignen Erbe —
Vom Kaiser selbst und Reich
Trägt er sein Haus zu Lehn; er darf es zeigen,
So gut der Reichsfürst seine Länder zeigt:
Denn über sich erkennt er keinen Herrn
Als nur den Höchsten in der Christenheit.“

In der Zeit nun, da es noch keinen „Höchsten in der Christenheit“ gab, also in der sogenannten Urzeit,

bis die mitteleuropäischen Stämme in das Licht der griechischen und römischen Geschichtschreibung traten, wird nur ein Gott ihr oberster Lehensherr gewesen sein. Und den nannten sie vielleicht Lehnert (Lenz?), später dann, mit Anknüpfung an die christliche Lehre, „Leonhard“, ein alter Urgott, der als Sonnengott die Erde erwärmt und befruchtet und welcher das irdische Gut und vor Allem den Grundbesitz an seine Verehrer verleiht, die ihm dafür danken und opfern, in Umzügen huldigen und neuen Schutz ihrer Besitzthümer, zumal des werthvollsten, des Viehstandes, von ihm erbitten.

Wer aber war dieser Gott?

Einsichtsvolle Forscher wissen es längst, Herr Dr. Sepp hat es angedeutet und Hugo Arnold und Andere haben es ausgesprochen, dass Sanct Leonhard an die Stelle von Freyr oder Frô getreten ist, dem wir „Frohsinn“ und „Fröhlichkeit“ verdanken, den wir locken, wenn wir „frohlocken“, dem vielleicht auch die thauige „Frühe“ und der wonnige „Frühling“ gehören. Seine Bildsäule führten die Schweden auf einem Wagen durch das Land (Grimm, Mythologie, S. 103); silbern, wie das Bild des heiligen Leonhard auf der Leonhardi-Truhe heute noch versilbert ist. Er ist ein Gott der Fruchbarkeit — ein kegelförmiger Stein bei Bad Kreuth (Tegernsee) heisst Leonhardstein; er ist zugleich der Gott des Friedens, des Gedeihens, der Heerden, er ist der alte römische Faunus, der griechische Pan, zugleich „der Herr“ (im Deutschen Frô und in den slavischen Sprachen, aus dem Gothischen, pan = der Herr).

Wie diese Spuren andeuten, wird zur Ermittlung dieser Zusammenhänge auch das Betreten slavischen Bodens nothwendig sein. Hier sei nur erwähnt, dass nach dem Anhang zu Nestor's Chronik, als die schwedischen, aber schon in Russland wohnenden Russen mit den Byzantinern einen Vertrag schliessen, die ersteren bei „Wolos“, dem Gotte der Heerden und des Viehes, schwören.

Wenn es richtig ist, dass, wie bei den Baiern Sanct Leonhard, so bei den westslavischen Stämmen Sanct Veit an die Stelle jenes alten Urgottes getreten ist, so haben die westlichen Slaven und der baierische Stamm die ältere Stufe der Gottesverehrung, den Cultus des Frô (wenn auch mit christlich geändertem Namen) strenger bewahrt, während bei den Sachsen und überwiegend wohl auch bei Franken und Schwaben der alte Hirtengott durch andere Götter, vorzugsweise Wodan, in den Hintergrund gedrängt ward.

Unter allen Umständen ist nicht Frankreich (Limoges), sondern Baiern und zumal Oberbaiern mit seinen Pflanzländern der Ursitz und Hauptsitz der Verehrung des heiligen Leonhard als mächtigen Viehpatrons. Hier sind seine Kirchen und Kapellen am dichtesten gesäet, am meisten besucht und gefeiert. Von Baiern ging mit den baierischen Ansiedlern unser Heiliger in den Südwesten bis tief nach Krain und in den Süden bis weit in die Lombardei und das Venetianische hinein. Im ganzen Südosten mischen sich seine Kirchen mit denen des heiligen Veit, wie ja auch in diesen Ländern Deutsche und Slaven so häufig zusammenwohnen, womit jedoch durchaus nicht gesagt sein soll, dass das Vorkommen des heiligen Leonhard oder aber des heiligen Veit immer eine bestimmte Nationalität ihrer Andächtigen beweisen würde.

Im Ganzen kann man nun zwei ganz verschiedene Arten von Leonhardi-Kirchen unterscheiden. Die einen sind stille, oft geheimnissvolle Andachtsorte in tiefer Einsamkeit; hier schüttet das mühselige Bauernvolk seine Sorgen aus vor dem Gotte, der hier, wie einst der grosse Pan, im fernen, weltverlorenen Winkel schläft. Ein solches Bergkirchlein schildert uns Dr. G. List in seinen „Mythologischen Landschaftsbildern“. Es liegt im südwestlichen Winkel der Steiermark unter den Abstürzen des Rogazberges im Waldesschatten. Aussen umzieht es eine schwere eiserne Kette, im Innern hängen zwei Paar Fusseisen, ein Paar Handschellen sammt Ketten, eine lange Kette mit Schloss und ein Hufeisen. Neben der Kirche sprudelt ein krystallklarer Born. Ich selbst traf einst eine ähnliche Andachtsstätte oberhalb Friesach im schwer zugänglichen Mittelgebirge, da, wo man in das Gurkthal hinabgeht. Die Gegend heisst dort: „in der Höll'“ (vielleicht richtiger: in der Hehl?); die nächste Hube heisst die Faaschenhube. Die Kirche ist der heiligen Maria, dem heiligen Rochus und Sanct Leonhard geweiht. Ihre Bildsäulen stehen vorne auf einem Nebenaltare; sie sind zum Herabnehmen eingerichtet, um sie vertragen oder anderswo aufstellen zu können. Die kleinste von ihnen stellt Sanct Leonhard vor, in bekannter Tracht und Haltung: ein Bischof mit Tonsur in den dunklen Haaren, das Gewand schwarz und weiss; eine gelöste Kette trägt er in der Hand. Zum zweiten Male steht dann Sanct Leonhard, ähnlich gebildet, auf dem Hauptaltare links, hier aber nicht beweglich. Hinter diesem Altare trifft man

eiserne Bilder, einen eisernen Arm, zwei kleine menschliche Gestalten, ein Thier ohne Vorderbeine, jedoch diese Eisenbilder alle alt, roh und durch Gebrauch und Zeit verkümmert. Aussen umgibt eine eiserne Kette die Kirche; die Glieder sind etwa fusslang, nicht zu stark, so dass jedes Glied aus einem Hufeisen geschmiedet sein mag. Von dieser Kette geht eine Sage um, wonach die Türken einst hiehergekommen wären; sie hätten die ursprüngliche Kette zerhauen, dann aber habe sie eine pestartige Krankheit überfallen, so dass sie zur Sühne ihres Frevels eine silberne Kette in die Kirche gestiftet hätten, worauf die Pest aufhörte. „Die silberne Kette liegt in der Sparcasse in Klagenfurt." Man macht hier, wie an vielen Orten der Ostalpen, die Wahrnehmung, dass die Türkeneinfälle mit allen ihren Schrecken den Gedankenkreis des Landvolkes gestört und seine Ueberlieferungen verwirrt haben.

Zwischen Sanct Veit und Feldkirchen in Kärnten liegt eine Leonhardi-Kirche, die, von einer Kette umgürtet, drei Hufeisen auf die Thüre genagelt trägt. Diese Hufeisen rühren von gefallenen Rossen her, gleichsam als ob der Heilige das Opfer verlangt hätte. Auch die Ketten um die Kirchen sind aus Hufeisen von solchen Pferden geschmiedet.

Zu Aflenz in Steiermark tritt der Leonhardscult mit einigen neuen Wendungen auf. Im Frühlinge zieht „der Schar" (Umgang) zur Leonhardi-Capelle hinaus und opfert dem Heiligen einen Handschuh, gleichsam andeutend, dass man jetzt, nach zurückgelegter Winterszeit, den Handschuh nicht mehr brauche. Im Herbste, etwa anfangs November, holt dann „der Schar" ebenso feierlich den Handschuh wieder ab. Der Besitzer eines bestimmten Hofes reitet an der Spitze, und als vor einiger Zeit ein Sohn dieses Besitzers, welcher studirt hatte, sich dieses Rechtes begeben wollte, zwangen ihn die Nachbarn, dem alten Brauche treu zu bleiben*). Hier also erscheint Sanct Leonhard nicht blos als Viehpatron, sondern als Flurgott, Beschützer der Saaten und Spender der Wärme, des Frühlings und der Fruchtbarkeit. Hier wird dem Heiligen eine ähnliche Stellung zugewiesen wie in Lothringen, wo der Regenbogen die Krone des heiligen Leonhard heisst.

Eine zweite, von der ersten ganz verschiedene Reihe von Leonhardi-Kirchen sucht dagegen nicht die Einsam-

*) Mittheilung des Herrn Dr. Fürst in Aflenz.

keit auf, sondern im Gegentheile die Heerstrassen, und diese Kirchen sind es, auf die ich hier besonders aufmerksam machen will.

Vom Standpunkte der Kriegswissenschaft gesprochen, liegt die schwache Stelle von Kärnten, Krain, Steiermark und Niederösterreich im Osten, von wo die weiten Thäler der Drau, Save, Mur und Donau bequeme Zugänge in das Herz dieser Alpenländer eröffnen. Sobald daher die benachbarten unteren Donaulande, mochten sie Pannonien oder Ungarn heissen, in Feindeshand lagen, so oft waren unsere Alpenländer von Krieg und Verheerung heimgesucht. Pannonien (und insbesondere dessen südwestliche Bezirke um die Mündungen von Drau und Save) war die grosse Festung, wo Gothen und Longobarden sich zum Einbruche nach Italien durch die Alpen vorbereiteten, und kaum standen die turanischen Stämme, Avaren, Magyaren und Türken in Ungarn, als sie auch schon, verwüstend und zerstörend, die breiten Thalwege hinauf gegen Krain, Kärnten und Steiermark ihre Rosse ansprengen liessen.

Ein Nachtheil im Kriege, wurden diese Zugänge in Friedenszeiten zu einem Vortheile, indem der Handel sich jener natürlichen Strassen bediente.

Aber auch der Handel bot Gefahren; er bedrohte das werthvollste Besitzthum des Alpenbauern, seinen Viehstand, durch die Gefahr der Ansteckung durch Seuchen, welche, wie früher ausgeführt, nur aus dem Osten in unsere gesunden Berglande zu gelangen pflegen.

Wo treffen wir nun die Sanct Leonhardi-Kirchen? Die erwähnte zweite Gruppe dieser Heilstätten finden wir an den Hauptstrassen aus dem Osten und insbesondere unfern der Ostgrenze unserer Alpenländer.

Beginnen wir mit Kärnten. Dieses Land, welches man als Drauland bezeichnen kann, das vermittelst des Pusterthales (oberen Drauthales) bis tief gegen den Brenner eine natürliche Heerstrasse aus dem Südosten nach Tirol, dem südwestlichen Deutschland und (vermittelst der leicht zugänglichen Pässe über Predil, Pontafel und die Plecken) nach Italien bildet, ist von dem Saveland Krain durch die Kette der Karawanken geschieden. Diese Kette wird auf drei Hauptstrassen überschritten: über Villach, über den Loiblpass und durch das Thal von Kappel. Nun begegnen wir bei Kappel im Thale der Vellach Ort und Kirche Sanct Leonhard; ferner an der Loiblstrasse auf der Kärntner

Seite des Passes zwei Kirchlein Sanct Leonhard. Was endlich die dritte Verbindung über Villach betrifft, so liegen in der Nähe dieser Stadt zwei Orte und Kirchen, die dem heiligen Leonhard geweiht sind, und zwar die eine südlich von Villach, an den Uebergängen in das Gailthal, über den Predil und das Canalthal, die andere nördlich von Villach, unfern der Strassen, die in dreifacher Gabelung in das Pusterthal, nach dem Ossiacher See und Feldkirchen, und endlich nach dem Wörther See führen. Die Wichtigkeit des Loibl sowie des Knotenpunktes Villach für den Viehverkehr ist durch das Vorkommen von je zwei Heilstätten dieses Heiligen ganz entschieden bezeichnet. Und so sehen wir alle drei Pässe zwischen Kärnten und Krain mit Leonhardi-Kirchen besetzt, wozu wir noch bemerken wollen, dass auch das untere Drauthal durch die Kirche Windisch - Sanct Leonhard bei Völkermarkt bewacht ist.

Nun zu Steiermark. Die wichtigste Einbruchstelle der Steiermark aus Ungarn liegt bei Marburg an der Drau, und dementsprechend finden wir auch bei Marburg Ort und Kirche Sanct Leonhard. Für jenen Viehtrieb jedoch, der, mehr südwestlich, die Strasse von Cilli nach Windischgrätz zur Drau verfolgt, begegnen wir beim Heraustreten aus den Bergen wieder Ort und Kirche Sanct Leonhard, im Westen flankirt von zwei Sanct Veitskirchen. Die Hauptstadt Graz endlich, welche das Thal der Mur beherrscht, besitzt eine Vorstadt Sanct Leonhard und eine Leonhardi-Kirche; sie liegen im östlichen Theile der Stadt, wo die Strasse aus dem Raabthale und aus Ungarn herüberführt. Das untere Murthal endlich ist bei Wildon durch eine Veitskirche gedeckt.

Tirol ist vom Osten her nur zugänglich durch das Pusterthal über Kärnten und durch das Pinzgau über Salzburg. Nun liegt im Pusterthale bei Sillian, wo Drauthal und Gailthal sich nähern, ein dem heiligen Leonhard geweihter Andachtsort, während Salzburg (und dadurch indirect Tirol) am Radstadter Passe bei Tweng eine Sanct Leonhardi-Kirche besitzt. Dass auch im Süden an der wichtigsten Einbruchstelle aus Oberitalien, nämlich im Etschthale bei Ala, eine Sanct Leonhardi-Kirche aufgestellt ist, ward bereits früher erwähnt. Die Mitte von Tirol aber wird durch eine Sanct Leonhardi-Kirche einerseits im Süden, bei der Thalenge von Brixen, andererseits nördlich im Unterinnthal, bei Rattenberg, das innerste Tirol jedoch durch Sanct Leonhard im Passeyer (an der alten Hauptstrasse nach dem Brenner,

die vor Eröffnung des Thalweges am Eisack über den Jaufen ging) beschützt.

Dieselbe Beobachtung lässt sich mehr oder weniger bei den anderen Alpenländern und Vorländern der Alpen machen. In Oberösterreich findet man bei Spital am Pyhrnpasse, wo die steierisch-kärntnerischen Verbindungen mündeten, eine alte Kirche dieser Art. Das Land Salzburg besitzt seine Leonhardi-Kirche nicht nur, wie schon erwähnt, bei Tweng am Radstädter Tauern, sondern auch südlich der Landeshauptstadt bei Hallein, da wo aus Tirol und Steiermark die Hauptstrassen heraufkommen. Krain deckt den wichtigen Dranberg (Trojana), wo von Nizza bis Triest der leichteste Alpenübergang ist, durch eine Sanct-Leonhardi-Kirche, und bei Oberlaibach, dem alten Nauportus, dem Schlüsselpunkt für den Verkehr des alten Italien mit Pannonien, liegen gleich drei Leonhardi-Kirchen beisammen. Dies geht so weit, dass unfern von Canale im Küstenlande, da wo die alte Hauptstrasse aus dem Isonzothale von Caporetto nach Oberitalien auf Cividale herüberstreicht, wiederum Ort und Kirche Sanct Leonhard uns entgegentreten.

Bei alledem habe ich fast nur solche Leonhardi-Kirchen berücksichtigt, womit zugleich ein Ort verbunden war, der seinen Namen von der Kirche empfing. Gerade der Umstand aber, dass sich an die Kirche eine Ortsgründung anschloss, beweist die Wichtigkeit dieser Andachtsstätten für Verkehr und Cultur aller Art.

Hienach erscheint ein Zusammenhang zwischen den aus dem Osten drohenden Thierseuchen und der Verehrung des heiligen Leonhard, wie er schon innerlich besteht, so auch durch äussere Thatsachen nachgewiesen. Aus wirthschaftlichen Gründen bewegte sich allezeit der Viehtrieb und Viehhandel aus dem europäischen Osten nach dem Westen. In der antiken wie in der mittleren Zeit war Italien das Centrum des Viehbezuges, wie heute England, nur dass damals die jetzt übermächtige überseeische Concurrenz nicht bestand. Und die südrussischen Steppen, Volhynien und Podolien, dann die unteren Donauländer und Pannonien-Ungarn waren stets die grossen Weidegebiete und Viehhöfe, aus denen das dichtbevölkerte Westeuropa seinen Bedarf, weniger direct, als vielmehr durch Nachschub aus einem Lande in's andere, deckte. An den Zufuhrstrassen aus jenen Ländern in die Ostalpengegenden und an deren Pässen liegen nun, wie wir sahen, fast regelmässig Leonhardi-Kirchen. Wenn man nun erwägt, dass der Handel in

alter Zeit keineswegs regellos fluthete, sondern schon wegen der Seltenheit der Strassen und wegen der Zollstätten auf bestimmte Wege gewiesen war; wenn man bedenkt, dass auch nicht das ganze Jahr hindurch, sondern in bestimmten Jahreszeiten der Viehtrieb erfolgte; wenn man endlich sich vorstellt, dass bei den Kirchen des heiligen Leonhard Aufenthalt genommen und Andacht abgehalten, das Vieh aber einstweilen an bestimmten Plätzen aufgetrieben und gefüttert wurde; dann gewinnen jene Kirchen einen anderen Charakter und erscheinen nicht blos als Andachtsstätten, sondern fast als Schöpfungen einer Art unbeholfener Landpolizei. Jedermann weiss, dass das sicherste Zeichen der Gesundheit des Viehes das frische Annehmen der Nahrung ist; dagegen wird es allgemein als bedenklich angesehen, wenn die Thiere mit Unlust fressen oder ganz versagen. Die Fütterung bietet daher nebst der längeren Rast die beste Gelegenheit zur Vornahme einer Art von Viehschau. Auch wenn die letztere noch so einfach und wie gelegentlich stattfand, so bedenke man doch, dass die Geistlichen, durchwegs selbst Viehbesitzer, in Zeiten der Gefahr aufmerksam waren und die benachbarte Bauernschaft den Auftrieb auf die Märkte, wo die fremden Thiere mit ihren eigenen zusammenkamen, sobald ungünstige Gerüchte umliefen, gewiss nicht mit gleichgiltigen Blicken ansah. Unbeschadet der religiösen Ceremonien kann daher ganz natürlich eine Prüfung stattgefunden haben, und dann gewinnen jene Kirchen ein wenig den Charakter und die Bedeutung von Contumazanstalten.

Und wer wollte es unseren Vorfahren verargen, dass sie, der Naturwissenschaften unkundig und blosse Praktiker, gegenüber einer Gefahr, an welcher selbst die Meisterschaft von „Chyron, Phillyra's Sohn, und Melampus, Sohn Amythaon's“, scheiterte, zum heiligen Leonhard flüchteten, umsomehr, als noch die Gelegenheit zu praktischen Massregeln mit jener Andacht verbunden war?

Jede Zeit wählt eine andere Farbe für ihr Handeln. Im Mittelalter trug Alles die religiöse Farbe. Heute vertraut man in praktischen Dingen der Wissenschaft und erwartet die Sicherung vom Staate. Wenn aber in der heutigen Zeit die österreichischen Kronländer im Südosten zu Zeiten einer Rinderpest jedes einzeln sich gegen Seuchengefahr schützen wollten, so würden ihre Quarantainen in den meisten Fällen am zweckmässigsten neben den Sanct Leonhardi-Kirchen zu stehen kommen.

Zugleich ermöglichte die Betrachtung dieser Dinge einen Blick in die Weltanschauung der Vorzeit. Will man die letztere sich klar machen, so muss man haltbare, nicht von der Tagesströmung bewegte Grundlagen aufsuchen. Solche Grundlagen aber sind: die Natur unserer Länder und die religiöse Auffassung ihrer Bewohner*).

---

*) Es sei mir gestattet, hier eines Briefes Erwähnung zu thun, den der verstorbene Herr Sectionschef von Erb, den ich den neuzeitlichen St. Leonhard nennen möchte, der ausgezeichnete Beamte, der in wenigen Jahren die Reinigung Oesterreichs von schwereren Viehseuchen durchgeführt und sich dadurch ein grosses Verdienst um Land und Volk erworben hat, als Antwort auf die Ueberreichung obigen Aufsatzes an den Verfasser gerichtet hat. Er lautet: „Jeder Mensch hat ein Steckenpferd, ich aber sogar zwei: das eine die Förderung des Menschenwohles, das andere die Bewahrung der treuen Begleiter des Menschen, unseres Viehstandes. Wenn Jemand so freundlich ist, des Steckenpferdes seines Nebenmenschen zu gedenken, ist dies immer ein Beweis besonderen Wohlwollens, welches — vorzugsweise in unserer, nicht eben von gegenseitigem Wohlwollen triefenden Zeit — zu Danke verpflichtet. Diesen Dank für die Uebersendung Ihrer Schrift auszusprechen, ist Zweck dieser Zeilen. Wenn es später geschieht, als mir lieb ist, so mag eine Milderung darin gefunden werden, dass ich täglich durchschnittlich 12—13 Stunden am Schreibtisch zubringe, — also ein nach Ansicht gewisser Führer durchaus menschenunwürdiges Dasein! — und am 15. Februar ein gewiss seltenes Jubiläum, nämlich das fünfzehnjährige Jubiläum meines letzten Urlaubsantrittes beging. Jedenfalls aber bitte ich mir zu glauben, dass Ihre Schrfft mir überaus viel Vergnügen gewährte, welches nur durch das Bedauern gestört wurde, dass es heute nicht mehr angeht, den heiligen Leonhard für die Verhütung und Tilgung von Thierseuchen in Anspruch zu nehmen. Genehmigen Sie u. s. w. von Erb. Wien, 8. März 1894.



Antike Technik und altdeutsche Holzcultur.*)

I.

Naturwissenschaften und Volkswirthschaft haben den Beruf, die mehr im Reiche der Gedanken lebenden Wissenszweige möglichst auf den irdischen, durch unverrückbare Zahlen umschriebenen Boden der Wirklichkeit zu stellen. Kaum gibt es noch irgendeine Wissenschaft, einen Zweig des menschlichen Wissens, welcher sich dem Einflusse jener beiden neuen Fächer hätte entziehen können. Was wäre jetzt die Heilkunst ohne Naturwissenschaft? Die Staatskunst ohne Volkswirthschaft? An die Thore der Rechtswissenschaft klopft die Volkswirthschaft schon sehr vernehmlich an, und unter dem Einflusse der letzteren wird die Geschichte immer mehr zur Culturgeschichte. Wie oft hat die neuzeitliche Auffassung bei den grossen Volksbewegungen, welche die Geschichte verzeichnet, hinter dem hochwallenden Mantel der Ideen die breiten Umrisse des Brodkorbes entdeckt! Mächtige Umwälzungen werden denn doch nicht ohne die Massen gemacht; die letzteren aber sind überwiegend von materiellen Bedürfnissen geleitet, und damit fallen auch die grossen Bewegungen der Geschichte in gewissem Maasse dem Urtheile der Naturwissenschaften und der Volkswirthschaft anheim. Die richtige Würdigung des deutschen Mittelalters gegenüber dem griechisch-römischen Alterthum ist nicht möglich ohne genaue Beachtung der halbfreien oder freien Arbeit des ersteren gegenüber der Sclaverei der classischen Zeiten. Volkswirthschaftlich denkende und rechnende Soldaten, wie Clausewitz, haben sich längst lustig gemacht über die

---

*) „Münchener Allgemeine Zeitung", Nr. 224, Jahrgang 1887 und Nr. 219 und ff. 1888. (Mit einigen Zusätzen aus dem Jahre 1899).

„2,300.000 Perserkrieger", die, nach griechischen Erzählungen beim frohen Mahle, gegen Hellas zogen und heute noch in manchen Geschichtsbüchern Aufstellung nehmen: an Verpflegungsschwierigkeiten wären sie bei dem Zuge durch Vorderasien mit Ross und Tross gescheitert und auf einen Bruchtheil herabgeschmolzen, lange bevor sie den Hellespont erblickten. So kann durch die Volkswirthschaft eine Art Ueberprüfung und Kritik in die Geschichte getragen werden.

Doch auch das Umgekehrte ist der Fall. Wenn die Volkswirthschaft von der Geschichte unendlich viel gelernt hat, so liegt das in ihrem Wesen als einer Erfahrungswissenschaft und braucht nicht weiter bewiesen zu werden. Aber auch die Naturwissenschaften beginnen, in die Zeiten der Vergangenheit mit spähendem, und nicht bloss nach Wissen, sondern auch nach der Möglichkeit praktischer Anwendung forschendem Auge zu blicken, und ungeachtet dessen, dass schon genau gearbeitete und umfassende Sammelwerke über die Technik der alten Völker, sowie auch treffliche Einzel-Untersuchungen bestehen, bleibt doch noch manches Korn aufzupicken.

Vor Agamemnon, wie Horaz meint, lebten nicht bloss Tapfere, sondern auch Kluge. Die Phöniker, die Aegypter, die Griechen waren geistreiche Völker; die Römer kannten die Welt und wussten fremde Gaben bald in ihren Dienst zu nehmen. In Ninive und Babylon, wie in Tyrus und Athen bestand eine tausendjährige Industrie, welche unfehlbar grosse Erfahrungen gesammelt, von der blossen Uebung zum Forschen und Wissen vorgeschritten war. Leider ist noch ein dichter Schleier über diese Verhältnisse gebreitet. Die prunkhaften Inschriften der Grosskönige, wenn auch ihre Entzifferung gelingt, sprechen leider von ganz anderen Dingen! Ein unersetzlicher Verlust, dass das phönikische Schriftthum bis auf dürftige Reste untergegangen ist! Griechen und Römer reden merkwürdig wenig von jenen Südländern, von denen sie doch so viel gelernt haben; wenn jedoch Cato eine phönikische Schrift über Landwirthschaft in römische Sprache übertrug, so ahnen wir die verlorenen Schätze.

In Bezug auf die Erkrankung des Weinstockes verdient eine Stelle Strabo's (VIII, 5) Beachtung, wo der Phylloxera Erwähnung geschieht: „Nach Posidonius ist die gegrabene asphaltartige Erde in den Weinbergen zu Seleucia in Kleinasien (Pierien, gegenüber von Cypern)

ein Mittel gegen die Weinläuse; wenn man sie mit Oel vermischt, so tödtet sie die Thiere, bevor sie zu den Knospen gelangen. Diese Erde findet man auch auf Rhodus, doch ölärmer, ferner bei Polina in Dalmatien." Hienach war die Heimsuchung des Weinstockes durch ein Insect, das an den Wurzeln seinen Sitz hatte, schon den Alten bekannt, und sie glaubten in einer gewissen Erde, deren Fundorte angegeben sind, und die wahrscheinlich Erdöl enthielt, ein Mittel dagegen entdeckt zu haben.

Einem Vortrage von Dr. R. Godefroy im Niederösterreichischen Gewerbeverein entnehme ich einige Daten über einen Fettstoff, Oesypus genannt, welcher bei dem Auskochen der Schafwolle und Kühlen der Wollwaschgewässer sich auf der Oberfläche sammelt. Nach Godefroy findet man schon bei Homer die ersten Andeutungen über den Gebrauch des Oesypus als kosmetisches Mittel. Ein Büchslein mit Oesypus bildete einen unentbehrlichen Bestandtheil auf dem Toilettentisch jeder vornehmen Athenerin. Von dort kam dieses Mittel nach Rom. Ovid und Plinius nennen es als Entfettungsstoff der Haut und Wundsalbe. Bis in's 17. Jahrhundert kann man den Oesypus verfolgen, dann bricht er plötzlich ab und wurde erst in neuer Zeit in mehr ansprechender Form als Lanolin wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen und auf den Markt gebracht. Hiezu möchte ich beifügen, dass wir über die Salben der Alten und deren Verwendung überhaupt noch nicht recht im Klaren sind. In erster Reihe dienten sie wohl als Heilmittel, wie vor allem der berühmte Balsam, welcher am Mittelmeer nur in zwei, in Judäa gelegenen Gärten gewonnen und mit ungeheuren Preisen bezahlt wurde. Von einer phönikischen Salbe wissen wir, dass sie aus 25 verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt war; das Pfund kostete 120 Mark. Wie Movers bemerkt, trugen bei Griechen und Römern die Salben phönikische Namen. Später war es die römische Kaiserzeit mit ihrem unerhörten Luxus, welche Salben, Essenzen und Wohlgerüche in grossen Mengen erzeugte und verbrauchte. Professor Bender nennt Campanien und Lucanien als Hauptsitze dieser Industrie: „In der Gegend von Cumae und Capua wurden mehr Salben und wohlriechende Essenzen bereitet, als in anderen Ländern gewöhnliches Oel. . . Das italische Schiras aber, das Paradies der Rosen, war das lucanische Pästum, welches zweimal im Jahre diesen Flor hervorbrachte." Diese Gegenden be-

sassen hienach die ausgebreitete und werthvolle Industrie, welche jetzt im südlichen Frankreich, in der Umgebung von Nimes, Arles, Nizza betrieben wird, wo dem Reisenden ganze Beete, ja Gemarkungen mit Veilchen, Rosen, Lavendel, Heliotrop, Rosmarin entgegenduften. Warum das heutige Italien, welches von der Natur ohne Zweifel für diesen Zweck günstiger ausgestattet ist, als Frankreich, sich diesen höchst lohnenden Geschäftszweig entgehen lässt? Auch die Gegend von Görz in Oesterreich und einzelne Theile von Dalmatien wären dazu berufen. Seit den Zeiten der Renaissance und namentlich seit Colbert haben aber die Franzosen den Vorsprung, und mehr, als man gewöhnlich annimmt, benutzen sie dabei Fingerzeige, die ihnen das classische Alterthum gegeben hat.

Dabei wissen sie die Arbeiten deutscher Gelehrten sehr gut zu gebrauchen, wie denn auch Gustav Flaubert in seinem Romane „Salambo", der bekanntlich im alten Karthago spielt, sich hauptsächlich (jedoch voller Anerkennung) auf das berühmte Werk von Movers über die Phöniker stützt. Von den praktischen Ueberlieferungen des antiken Culturlebens haben die Franzosen am meisten Nutzen gezogen, und zwar weniger noch in den Formen der alten Kunstindustrie (die von Engländern und Deutschen mehr nachgeahmt werden, während sie den eine stets wechselnde Mode wünschenden Franzosen nicht dauernd dienen), sondern in der Technik und den Uebungen des täglichen Lebens. So haben sie jetzt in Algier die Marmorbrüche wieder eröffnet, die den Römern den giallo antico und anderes köstliche Gestein lieferten, während in Oesterreich derjenige Bruch, welcher für die römischen Kunstbauten in Noricum und Pannonien die Hauptquelle bildete, zwar in eingeweihten Kreisen bekannt, aber bis heute noch nicht wieder aufgeschlossen ist.

Aus Strabo soll unlängst ein Bewohner von Smyrna die Kunde von Goldgewinnung der alten Griechen am Berge Sipylus geschöpft haben. Bei dem Dorfe Petrotos, wie bei Strabo ganz richtig zu lesen ist, fand er eine reiche Goldader, zu deren kräftigen Ausbeutung, wie im Jahre 1898 die Blätter berichteten, bereits eine Eisenbahn nach Smyrna geplant ist.

Bei einem Besuche der Stätte, wo einst das alte Aquileja gestanden, war ich gerade zugegen, als ein Stab mit Griff und oben in eine Krümmung auslaufend, aus der Erde gegraben wurde. Der Gegenstand war aus

Bronce und mit einer stumpfen Schneide versehen; die Krümmung gab ihm etwa das Aussehen eines Winzermessers, doch war er weit grösser und breiter. Der Besitzer des Fundstückes holte das Gutachten Benndorf's in Wien ein, welcher das Werkzeug für ein Schabmesser erklärte. So wurde auch die Grösse des Gegenstandes verständlich, denn diese wäre dann gerade ausreichend, um namentlich Rücken und Schultern, ohne fremde Hilfe zu reinigen, zu welchem Zwecke jetzt von England aus eine Bürste mit langem Griff in Verkehr gebracht worden ist. Die Uebung, die durch warmes Bad und Seifenschaum erweichte Haut zu schaben und dadurch eine Reinigung der Poren mit einer kräftigen Massage zu verbinden, scheint in der antiken Welt ziemlich verbreitet gewesen zu sein.

Engländer haben die alte Fischsauce (das garum der Römer) wieder aufgefunden, ob selbstständig oder nach antiken Winken, ist mir unbekannt. Vielleicht würde sich der Versuch verlohnen, eine beliebte Wegekost wiederherzustellen, deren sich die Phöniker bei ihren Reisen zur See und zu Land und namentlich bei ihren Zügen durch die Wüste bedienten. Sie bestand in Tafeln, die zusammengesetzt waren aus Honig, Mandelmehl, etwas Erbsenmehl, Fenchel, Koriander und gewissen zerstossenen Gewürzen. Setzt auch diese Speise an die Genügsamkeit des Nordländers einige Anforderungen, so wird sie doch ihre Verdienste haben, die vielleicht in einer gewissen gleichmässigen Stillung des Hungers und Durstes in Zeiten der Noth, sowie in Anregung der Magennerven durch die Gewürze liegen mochten, abgesehen von der Tragbarkeit und der Dauerbarkeit dieser sehr zusammengepressten Tafeln. Einen Ueberrest davon besitzen wir wohl heute noch in unserem Marzipan, denn, wie in so vielen Fällen, hat Byzanz die Erbschaft des Alterthums gerettet. Venedig aber war die eifrigste Schülerin von Byzanz. In Venedig wurden jene Tafeln in „Marci panis“, d. h. Brod des heiligen Markus, umgetauft. Von Venedig haben die Ostseestädte (Lübeck und Danzig), welche in den Lindenwäldern von Litauen und den anderen Ostseeländern dem Hauptbezugsorte von Honig — dem Zucker des Mittelalters — näher lagen, die Kunst, Marzipan zu bereiten, übernommen. So haben auch Leckerbissen ihre Geschichte.

Honig stand im Alterthum als Gesundheitsmittel im höchsten Ansehen. „Honig von innen, Oel von aussen!“ war ein Spruch des Pythagoras. Die verbreitetste

Leckerei des naiven alten Deutschland waren Honigkuchen; sie hiessen „Lebkuchen", was von Labe, Leben stammt und die Werthschätzung dieser Kuchen bezeugt. In einer Zeit, wo das Kilo Zucker kaum $^2/_3$ Mark kostet, ist es uns einigermassen schwer, den starken Eindruck zu berechnen, welchen einst eine volle Süsse auf unverwöhnte Zungen gemacht hat. Wenn aber Dr. Roscher Recht hat, indem er Nektar und Ambrosia der Griechen im Wesentlichen für Honig hält, so mögen jene phönikischen Tafeln den Nordländern gar wohl als eine „Götterspeise" erschienen sein. Und sogar heute sind sie nicht zu verachten!

Sehr überrascht war ich, als ich vor einiger Zeit im „Gastmahle des Trimalchio" von Petronius aus der Zeit Nero's las, wie Trimalchio seine Gäste mit folgender Erzählung unterhält: „Es war einmal ein Künstler, der eine gläserne Schale von solcher Festigkeit machte, dass sie unzerbrechlich war. Er kam mit seiner Arbeit zum Kaiser, überreichte sie, liess sie sich zurückgeben und warf sie dann mit solcher Gewalt auf den steinernen Fussboden, dass auch die festeste und dichteste Masse von Erz nicht unbeschädigt geblieben wäre. Der Kaiser erschrak gewaltig, aber der Künstler hob seine Schale vom Boden auf, und siehe, sie war nicht zerbrochen, sondern nur ein wenig zusammengebogen, wie Kupfergeschirr. Darauf zog er ein Hämmerchen hervor und klopfte die Schale ganz gemächlich und hübsch wieder aus. Nun glaubte er vom Kaiser in den Himmel erhoben zu werden. Aber es kam anders! ‚Kennt noch sonst Jemand das Geheimniss, diese Art Glas zu machen? Besinne Dich wohl.' Als der Verfertiger dies verneinte, liess ihm der Kaiser sofort den Kopf abschlagen, weil sonst, wenn das Geheimniss bekannt geworden, Gold und Silber so gemein wie Strassenstaub geworden wären." . . . . „Glas ziehe ich dem Erze vor" — so fügte Trimalchio dieser seiner Erzählung bei — „ja, wenn es nicht zerbräche, wäre es mir lieber als Gold." Ohne auf die seltsame, volkswirthschaftlich immerhin interessante Begründung, die der Kaiser seiner Grausamkeit gab, näher einzugehen, möchte ich nur fragen: war damals schon die Erfindung des Hartglases gemacht? Wenn ja, dann scheint dies in anderer, vollkommenerer Weise geschehen zu sein, als heutzutage. Oder haben wir es schon mit Aluminium zu thun? Auf letzteres wies der französische Chemiker Sainte-Claire Deville hin, welcher das obige Geschichtchen, das ich nach Petronius berichtete, auch

bei Plinius (h. n. XXXVI. c. 26) fand. Plinius hebt die Leichtigkeit der Schale hervor und erzählt, sie sei „aus thonhaltiger Erde" hergestellt gewesen. Das würde eher auf Aluminium als auf Hartglas deuten. Aus diesem Winke bei Plinius soll Sainte-Claire Deville auf die Erfindung des Aluminium gekommen sein.

Hieran schliesst sich eine Stelle, die ich bei Dio Cassius LVII, 21 finde: „Ein Baumeister war bei Tiberius in Ungnade gefallen; dennoch wusste er sich beim Kaiser Zugang zu verschaffen, warf sich vor ihm zur Erde und liess dabei geflissentlich einen gläsernen Becher zu Boden fallen. Alsbald aber fügte er die Scherben mit den Händen wieder zusammen und überreichte dem Kaiser den Becher unversehrt. Der Baumeister hoffte, auf solche Art die Gnade des Kaisers wieder zu erlangen, Tiberius aber liess ihn hinrichten."

Aber auch der Grund ist nicht ohne Interesse, aus welchem jener Baumeister in Ungnade gefallen war. Darüber berichtet Dio: „Um diese Zeit wurde auch der grösste Säulengang in Rom, als er sich auf einer Seite senkte, auf wunderbar künstliche Weise in die Höhe gehoben. Ein Baumeister, dessen Name Niemand weiss, da Tiberius aus Missgunst gegen dessen Kunstfertigkeit den Vorgang nicht in die Jahrbücher eintragen liess, festigte zuerst ringsumher den Grund, so dass dieser nicht mehr weichen konnte, liess das Ganze mit leinenen und wollenen Decken umbinden und überall mit Stricken umspannen und mit Hilfe vieler Menschenhände und Maschinen in seine alte Lage zurückversetzen. Jetzt bewunderte und beneidete Tiberius den Mann in gleichem Maasse und beschenkte ihn zwar reichlich, verwies ihn aber aus der Stadt." Den Grund für die Ungnade Tiberius', die gottähnliche Ueberlegenheit des Kaisers über alle anderen Sterblichen sicherzustellen, scheint jener Baumeister nicht richtig erkannt zu haben, sonst hätte er nicht versucht, den Kaiser durch neue Künste zu verblüffen. Wir ersehen aber aus dieser Erzählung, dass die Kunst, grosse Gebäude an eine andere Stelle zu verschieben, keine amerikanische Erfindung ist, sondern schon bei den alten Römern geübt wurde.

Polybius (XXII, 11) erzählt Folgendes: „Viele Städte sind auch nach dem Einsturz ihrer Mauern über den Feind Meister geworden, z. B. Ambrakia in Epirus. Denn obgleich die Römer mit den Sturmböcken der Stadt hart zusetzten und immer Theile der Mauern einstürzten, konnten sie doch durch die Breschen nicht eindringen,

weil die Belagerten Gegenmauern aufführten und die Aetoler wacker auf der Bresche kämpften. Sie gaben daher die Hoffnung auf, die Stadt im Sturm zu nehmen, und machten sich daran, sie zu untergraben. Aber auch dieses Mittel schlug ihnen fehl, da die Belagerten, wie sich im Verlaufe zeigen wird, ihnen gegenüber eine grössere Kriegslist entfalteten und ihren Anschlag merkten. Nachdem die Römer das mittlere von den drei früher vorhandenen Werken gesichert und sorgfältig durch Faschinen geschützt hatten, führten sie davor mit der Mauer parallel etwa zwei Plethren weit einen gedeckten Gang, von welchem aus sie anfingen, Tag und Nacht ohne Unterbrechung der Reihe nach zu graben. Geraume Zeit nun merkten die Belagerten nicht, wie der Schutt durch den unterirdischen Gang herausgeschafft wurde. Als er aber zu einem grossen Haufen anwuchs, der den Belagerten sichtbar wurde, so liessen die Anführer derselben innen mit aller Anstrengung einen Graben ziehen, der mit der Mauer und jenem Gange parallel lief. Sobald dieser eine hinreichende Tiefe hatte, stellten sie längs der einen Wand des Grabens in der Nähe der Mauer eherne Gefässe von sehr dünner Arbeit, Becken und andere dergleichen Geräthe in ununterbrochener Reihe auf, und horchten dann, indem sie dem Graben entlang neben ihnen hergingen, auf das Geräusch, welches das unterirdische Graben hervorbrachte. Nachdem sie sich nun die Stelle gemerkt hatten, wo einige Becken vermittelst ihrer Empfänglichkeit für das von aussen kommende Geräusch, das sie erwiderten und fortpflanzten, deutlich ertönten, so gruben sie von dem schon vorhandenen Graben aus in schräger Richtung einen anderen unterirdischen Gang unter der Mauer hin, um so auf die Feinde zu stossen. Dies war denn auch bald geschehen, und weil die Römer unter der Erde nicht blos bis an die Mauer herangekommen waren, sondern auch bereits ein bedeutendes Stück derselben zu beiden Seiten des Ganges nur noch mit Balken gestützt hielten, so trafen sie aufeinander. Anfangs kämpften sie mit ihren Lanzen unter der Erde. Da sie aber nichts Bedeutendes ausrichten konnten, weil beide Theile sich durch vorgehaltene Schilde und Faschinen deckten, gab endlich Jemand den Belagerten den Rath, sie sollten ein der Breite des Ganges entsprechendes Fass vor sich nehmen, den Boden desselben durchbohren, eine eiserne Röhre von gleicher Länge mit dem Fasse durchstecken und dieses mit feinen Federn anfüllen, hierauf einige

glühende Kohlen unmittelbar an die Mündung des Fasses legen, dann einen eisernen Deckel voller Löcher an die Mündung setzen und so das Fass, die Mündung den Feinden zugekehrt, sicheren Muthes in den Gang hineinbringen. In die Nähe der Feinde gekommen, sollten sie den Raum um die Ränder des Fasses von allen Seiten verstopfen und nur auf jeder Seite zwei Oeffnungen lassen, um durch dieselben die Lanzen zu stossen und den Feinden den Zugang zum Fasse verwehren zu können. Nun sollten sie einen Schmiedeblasbalg an die eiserne Röhre ansetzen und mit aller Kraft die Kohlen anblasen, die vorn im Fasse an die Federn gelegt waren, und dabei die Röhre immer soweit heraus und an sich ziehen, als die Federn verbrannt seien. Da nun Alles auf die eben beschriebene Weise geschah, entstand ein ungeheurer und der Federn wegen höchst durchdringender Qualm, der sich ganz in die feindliche Mine hineinzog, so dass die Römer ausserordentlich durch ihn litten, ohne ihn aus den Gängen vertreiben und aushalten zu können."

Diese Stelle des erfahrenen und zuverlässigen Polybius ist sehr merkwürdig, denn sie zeigt uns, dass die Bewohner einer sonst wenig bekannten Stadt der Epiroten, einen ganz hervorragenden Erfindungsgeist bethätigen, womit sie sich gegen die hochentwickelte Belagerungskunst der Römer vertheidigten. Und ihrem Erfindungsgeiste entspricht ihre Technik. Sie bedient sich ebenso einfacher als zweckentsprechender Mittel. Möglich immerhin, dass Ingenieure aus den griechischen Industriestädten nach Ambrakia zu Hilfe gerufen waren.

Besonders beachtenswerth erscheinen auch die tönenden Becken. Und zu dieser Nachricht aus dem Alterthum über tönende Metallschalen füge man nun noch eine Stelle aus dem in der Zeit des dreissigjährigen Krieges spielenden Romane „Simplicissimus" von Grimmelshausen (VII, 13), worin sich der Held folgender Geheimkunst rühmt: „Ein Instrument zu richten, vermittelst dessen man, sonderlich bei stiller Nacht, wunderbarlicher Weise Alles hören kann, was in unglaublicher Ferne ertönt oder geredet wird, was sonst unmenschlich und unmöglich ist; den Schildwachen und sonderlich bei Belagerungen sehr nützlich." Verbindet man nun diese beiden Nachrichten, die des Polybius aus dem 2. Jahrhundert vor Christus und des Grimmelshausen aus dem 17. Jahrhundert nach Christus, so wird man unschwer die Elemente erkennen, aus denen unser neuzeitliches Telephon und Mikrophon entstanden ist.

Heutzutage — so lesen wir in einem Aufsatze der „N. Fr. Pr.“ vom 27. Juli 1893 — sind Automaten etwas Alltägliches, sie spenden uns Süssigkeiten, Zündhölzchen, Eintrittskarten, Cognac, Wohlgerüche, Briefmarken, kurz alles Mögliche. Dass es aber schon im Alterthum verwandte Apparate gab, wird überraschen. Dafür spricht folgende Thatsache: Demetrius, mit dem Beinamen der Städtebezwinger (um 300 v. Chr.) war nicht nur ein hervorragender Erbauer von Kriegsmaschinen, sondern er liess auch bei seinem Triumph-Einzuge in Athen eine kolossale Schnecke vor sich herlaufen, die mit bewundernswerther Naturtreue einen Wasserstrahl in die Höhe spritzte. Wir fragen: was mag wohl die Triebkraft dieses vielbestaunten Kunststückes gewesen sein? — Etwa 150 Jahre später führte Heron von Alexandrien drei verschiedene Automaten auf: einen Weihwasserspender (ähnlich unseren Chocoladespendern), dann eine Art von Theatervorstellung, die an mittelalterliche Kunstuhren erinnert, endlich ein fünfactiges Trauerspiel mit Donner und Blitz. Der Weihwasserspender war ein einfaches Gefäss etwa so gross wie der Aufsatz bei unseren Chocolade-Automaten; oben befindet sich wie bei diesen eine Oeffnung und an der Seite der Ausguss. Im Innern führt eine horizontale Röhre von der Oeffnung auf eine Platte, die ihrerseits das Ende einer einfachen Hebelvorrichtung ist. Die horizontale Stange bewegt sich in einer zweiten Röhre, die das Wasser enthält. Im Ruhezustande verschliesst sie so die Mündung des Ausflusses. Fällt nun aber die Münze, ein Pentadrachmon, d. h. etwa 15 Pfennige, auf die Platte, so hebt das vermehrte Gewicht den Hebel empor und das Wasser kann austreten; schliesslich aber muss das Geldstück bei allzu grosser Neigung des Plättchens herunterfallen, und der Ausfluss ist gehemmt. Solche Automaten werden sich in Alexandrien in jedem grösseren Tempel befunden haben.

Der zweite Automat ist die Vorstellung eines Dionysos-Opfers. Wir sehen vor uns einen kleinen Rundtempel, der sich auf einer viereckigen Holzbasis erhebt; die Verbindung bilden einige Stufen. Das säulengetragene Dach zeigt eine Siegesgöttin auf der Kuppel. In der Mitte des Tempelraumes steht die Statue des Gottes mit Thyrsusstab und Schale. Vor und hinter ihm liegt auf zwei Altären Opferholz zum Anzünden bereit. Endlich stehen ausserhalb der Säulen kleine, Bacchantinnen darstellende Figuren mit den üblichen Attributen. Nun wird

zum Beginn der Vorstellung der Apparat aufgestellt, aber ausserhalb der Bühne. Er geht dann selbstthätig vor bis in die Mitte der Zuschauer und lässt hier seine Productionen schauen. Zunächst umziehen sich die vier Wände des Postaments mit Festons, dann flammt das Holz auf dem Altare vor der Statue auf, und die Statue des Dionysos lässt aus dem Thyrsusstabe Wein und aus der Schale Milch fliessen, um die günstige Aufnahme des Opfers anzuzeigen. Dann bewegen sich die Bacchantinnen im Kreise um den Tempel tanzend herum und lassen das Geräusch ihrer Cymbeln und Schellen vernehmen. Endlich dreht sich die Statue des Dionysos mit der Siegesgöttin auf der Spitze um, und dasselbe Schauspiel beginnt auf der anderen Seite, augenscheinlich um auch dem dort befindlichen Theile des Publikums Gelegenheit zu geben, das Opfer von vorn zu sehen. Der Automat kehrt nach gethaner Arbeit an denselben Platz zurück, auf den er im Anfang gestellt war. Im Innern ist der Apparat natürlich gar nicht so einfach eingerichtet. Durch ein ziemlich complicirtes System von Fäden hat es Heron fertig gebracht, Hin- und Herbewegung und Vorstellung durch ein einziges Gegengewicht zustande zu bringen. Letzteres sinkt in einer Röhre langsam herunter, zieht die an Wellen befestigten Fäden nacheinander an und verursacht so nach und nach jegliche Bewegung im Apparat. Um das Holz z. B. anzuzünden, befindet sich im Innern ein kleines Lämpchen direct unter einem metallenen Plättchen, über dem das Holz aufgeschichtet ist, natürlich so, dass es nicht hineinfällt, wenn sich das Plättchen fortzieht. Nun geht ein Faden von dem Gewichte an den unteren Theil einer Welle. Oben verbindet ein zweiter diese mit dem Plättchen. Wird nun die Welle angezogen, so rollt sich der Faden um die Spitze herum, das Licht wird frei und schlägt sofort in das Holz hinein. Am einfachsten ist dann noch etwa zu beschreiben, wie das Geräusch der Cymbeln etc. bewirkt wird. Ein anderer Faden nämlich zieht den unteren Verschluss einer Büchse fort, in der Bleikugeln liegen. Da nun der Ausgang sehr eng ist, so springt eine nach der andern in einen Metalltrichter und bringt so ein Geräusch zustande. Ebenso, sagt Heron, wird auf dem Theater sonst der Donner dargestellt. Wir können aus dem Vorhandensein dieses Einen Automaten mit vollem Recht auf eine weitere Verbreitung schliessen; namentlich da unser Gewährsmann ausdrücklich bemerkt, er habe selbst Vereinfachungen zuwege gebracht, sind

wir gezwungen, eine Reihe von Vorgängern anzunehmen, die ähnliche Apparate geschaffen hatten. Auch springt eine so hoch entwickelte Technik nicht urplötzlich aus dem Erdboden hervor, sondern hat eine — und in diesem Falle gewiss längere — Entwicklung hinter sich.

Es folgt nunmehr der dritte Automat, bei dem die Hin- und Herbewegung fortfällt und welchen Heron demzufolge zur Gruppe der Standapparate rechnet. Das Theater, das wir da zu sehen bekommen, ist von etwas eigenthümlicher Art: Auf einem etwa ebenso hohen Postamente, wie das des ersten Automaten, scheint sich eine einfache zweiflügelige Thür zu erheben, flankirt von Säulen, in denen augenscheinlich die Angeln der Flügel sich befinden. Die Thür öffnet sich und wir gewahren dahinter eine Holzwand, die mit Leinwand überzogen ist und auf der das Drama sich abspielen soll, natürlich mit wenig individualisirten Gestalten, aber mit einem reichen scenischen Material. Es ist die Dramatisirung eines cyklischen Epos, dem wir hier begegnen und dessen Entstehungszeit bestimmt wird durch die Schilderung des Todes Aias' im vierten Buche der Odyssee. Unser Mythos ist jünger noch als die Telemachie: Er erzählt, dass Aias, Oileus Sohn, bei dem Sturme, der die Griechenflotte auf der Rückkehr von Ilion gegen das klippenreiche Gestade der Heimat des Palamedes trieb, von Athene mit dem Blitz erschlagen wurde. Im ersten Acte gewahren wir die Griechen, ihre Schiffe zur Abfahrt rüstend: eine Menge Figürchen arbeitet mit Hacken, Beilen u. s. w., und man hört den Lärm ihrer Instrumente. Die Thür schliesst sich, um den Uebergang zu einem neuen Acte anzuzeigen. Wir sehen die Schiffe in's Meer hinabgezogen, das spiegelglatt vor ihnen liegt und uns auch im Beginne des dritten Actes so erscheint. Allein bald ändert sich die Scene: die Delphine, die vorher sich munter um die auf voller Fahrt begriffenen Schiffe getummelt hatten, verschwinden, die Wellen gehen höher und die Flotte kommt nur noch langsam vorwärts. Der vierte Act versetzt uns an das Land: auf einem schroff in's Meer abfallenden Felsen steht Nauplios, der Vater des Palamedes, der den Tod des Sohnes zu rächen strebt; neben ihm Pallas Athene. Er entzündet die Fackel, welche die Griechen in's Verderben ziehen soll, und erleuchtet so die dunkle Scenerie, die einen weiten Ausblick in's Land gestattet. Das wilde Durcheinander der scheiternden Schiffe zeigt der letzte Act: unter ihnen gewahrt man auch das des Aias. Der Held selbst

sucht sich durch Schwimmen zu retten, doch ein niederflammender Blitz versenkt ihn in den Fluthen. So raffinirt und complicirt waren Automaten schon vor 1800 Jahren.

Dass die Technik sich später im unendlich reichen und üppigen Rom fortentwickelt hat, kann keinem Zweifel unterliegen. Es ist ein blosser Zufall, dass wir keine weiteren Nachrichten über derartige Apparate haben. Aber wir können zufrieden sein, noch so viel erhalten zu haben, dass wir uns einen Begriff von der Productivität des Alterthums auch in derlei Dingen zu machen vermögen.

Es gehören hieher noch mannigfache Vorrichtungen, die im Theater, respective Circus gebraucht wurden. So kennen wir z. B. eine Art Häuser, auf denen man Gladiatoren kämpfen liess. Diese wuchsen plötzlich aus dem Boden auf, um nach geraumer Zeit zusammenzustürzen. Aehnlicher Art Apparate hat es sicher noch viele gegeben. Uns genügt es, im Vorhergehenden dargethan zu haben, dass uns die Technik der Alten auch in einem scheinbar so jungen Zweige der Mechanik übertroffen hat. So weit der ungenannte Mitarbeiter der „Neuen Freien Presse“.

Es steht sehr dahin, ob nicht auch in Bezug auf Strassenbau, Wasserversorgung, sowie Industrie manche Anregung aus den Schriften des Alterthums entnommen werden kann. Die auf der Stätte alter Römerorte aufgefundenen Werkzeuge, die in unseren Museen (Neapel, Rom, Paris, Laibach, Klagenfurt u. s. w.) gesammelt vorliegen, geben in ihrer Fülle und Vielgestaltigkeit den Fachleuten gewiss viel zu denken. In Pompeji fand man — nach einem Vortrage von Professor Goodman in Leeds — Kochtöpfe mit Kochern an den Seiten und einer Vorrichtung zum Ablaufen des überkochenden Wassers; ebenso Wasserkrüge und Urnen mit einem System von inneren Röhren, sowie Oefen, deren Einrichtung durchaus unseren heutigen Dampfkesseln entspricht. Bewundernswerth sind die chirurgischen Instrumente von sehr gediegener Ausführung und in Specialitäten, die erst in unseren Tagen wieder erfunden und patentirt wurden. Im alten Rom verstand man es, Zähne durch Goldfäden zu befestigen. Auch ist kein Zweifel, dass die Römer, wie Pompejanische Funde beweisen, schon sehr vollkommen gearbeitete Drahtseile besassen.

Von den Luxusbauten der Römer will ich gar nicht erst reden. Lucullus, wie sich Plutarch ausdrückt, „hängte Berge in die Luft“. Er ist auch der Erste, der Sommer-

frischen unter den Europäern einführte; von einem Landsmann gefragt, warum er eine Sommerwohnung nehme, antwortete Lucullus: „Lieber Freund, die Thiere sind oft klüger wie wir; das Wandern habe ich vom Storche gelernt.“ Wahrscheinlich hatte er es nicht vom Storche gelernt, sondern vom Perserkönige, welcher bekanntlich mit seinem ganzen Hof dreimal jährlich wanderte, indem er den Herbst und Winter in Babylon, die drei Sommermonate im hochgelegenen Susa und den Frühling in Ekbatana zubrachte. Aber die Vergleichung mit dem Storche brachte ein Element von Ironie in Lucullus' Rede, und deshalb berief er sich nicht, wie ein pathetischer Mann gethan hätte, auf die Grosskönige.

Ironie ist sonst im Alterthum gar nicht häufig. Ironie findet sich nur bei alten, auf eine lange Welterfahrung zurückblickenden Völkern. Bei Homer, bei den Propheten oder Richtern Israels, bei den deutschen Kirchenfürsten des Mittelalters wird man hohem Ernste, aber keiner Ironie begegnen. In der neueren Zeit beginnt sie erst wieder mit der Renaissance. Aus dem Alterthum sind mir besonders zwei Anekdoten erinnerlich, die den Stempel der Ironie tragen. Punische Gesandte, die in Rom Unterhandlungen zu pflegen hatten, kehrten nach Karthago zurück und wurden dort nach ihren Erlebnissen gefragt. Da erzählten sie nun, sie seien sehr gefeiert worden und besonders aufgefallen sei ihnen „die merkwürdige, ganz unglaubliche Aehnlichkeit des Silbergeräthes auf den Tafeln der römischen Grossen“. Sie meinten damit, dass es in Rom nur ein einziges Silberservice gab, welches sich bei Festen die Gastgeber gegenseitig liehen und zusammenstoppelten. Der echte Spott des reichen phönikischen Kaufherrn gegenüber dem damals noch armen römischen Landadel! Die zweite Anekdote spielt vor der Schlacht bei Cannae. Hannibal stand mit seiner Schlachtreihe gedeckt hinter dem Aufidus; als die Römer unter dem unvorsichtigen Consul Varro den Fluss angesichts des Feindes zu übersetzen begannen, sah Hannibal schon seinen Sieg voraus, ward bester Laune und antwortete auf die Bemerkung eines seiner Officiere, der den in Karthago häufig vorkommenden Namen Giskon trug, „die Zahl der Römer sei doch sehr gross“: „und was das Merkwürdigste ist,“ sagte Hannibal, „von allen diesen heisst kein einziger Giskon!“ Bei uns würde man etwa sagen: „und kein einziger Mayer darunter!“ Die Haltung des überlegenen Kopfes gegenüber der Trivialität der Bemerkung eines der karthagischen Heerverderber lässt

sich in der That kaum schärfer zeichnen, als in jener ironischen Bemerkung Hannibals.

Wir stossen hier wieder auf jenes einflussreiche Volk des Alterthums, die Phöniker. Dort begegneten wir sie auf dem Gebiete der industriellen Technik, hier zeigen sie sich in der Technik des Geistes und der Rede. Und beides hängt untrennbar zusammen. Ein Industrie- und Handelsvolk kann vielen Schwächen unterliegen, aber eine gewisse naturwissenschaftliche Auffassung, eine praktische Richtung, die sich seltener, als anderswo, in ferne Abstractionen verliert, wird jenem Volke kaum fehlen. Auch von diesem Standpunkte müssen wir daher den Verlust des punischen Schriftthums bitter beklagen. Eine Spur des Geistes, der Richtung desselben ist uns jedoch erhalten, sie äussert sich, wie es scheint, in der klaren, realistischen, von vorgefassten Ideen ziemlich freien und daher für alle Völker und alle Zeiten gleich ansprechenden Art jener alten Schriftsteller, deren Heimat und Bildungsstätte Kleinasien war. Herodot, Strabo, auch Arrian und Dio Cassius gehören zu diesem Typus. Sie bilden, wenn der Vergleich gestattet ist, die Göttinger Schule der Griechen. Gleich wie Möser, Schlözer, Spittler, Heeren, Jakobs durch Industrie, Handel und politische Auffassung Grossbritanniens beeinflusst waren, so empfanden jene Kleinasiaten den starken Hauch, der vom alten Phönikien herüberwehte. Phönikiens geistige Tochter war Jonien, und Jonien war es, welches jene zugleich starken und anmuthenden und praktisch klaren Männer erzeugte.

II.

Wenn aus dem Schriftthume des griechischen und römischen Volkes noch manche Münze gewonnen werden kann, die sogar im mächtigen Geldumlaufe der Gegenwart noch ihren Werth findet, so gilt nicht das Gleiche bezüglich des deutschen Volkes.

Das letztere hat sich langsam entwickelt, hat erst spät sich selber kennen gelernt, geschweige denn beschrieben. Auch die Quellen fremden Schriftthums fliessen, den einzigen Tacitus abgerechnet, für die älteste Zeit sehr dürftig; die werthvollsten geben bezüglich der wirthschaftlichen und Culturverhältnisse doch nur Andeutungen. Dagegen liegt unser grosser Vortheil darin,

dass das deutsche Volk noch in ungebrochenem, durch keine fremde Ueberwältigung jemals dauernd gestörtem Zusammenhange mit der Vorzeit steht, daher die Gegenwart zur Erklärung der Vergangenheit in höherem Grade, als bei irgendeinem anderen Volke — etwa die Chinesen und Inder ausgenommen — benützt werden kann.

Dieser Erkenntniss verdanken J. Möser, die Brüder Grimm u. A. ihre mächtigen Erfolge. Ein Volk ändert sich nur schwer und langsam, besonders wenn es so kernhaft und conservativ ist, wie das deutsche. Mögen die Vornehmen die Sitten rascher wechseln, so sind das eben nur Einzelne; die grosse Masse hat dazu weder den Willen, noch die geistige und materielle Freiheit. Erwerb und Familiengründung war allezeit die erste Sorge der Deutschen. Schon weil es ihnen bei ihrer starken Bevölkerungszunahme in der Regel am Capital gefehlt hat, kam es schwer zu tiefgreifenden Neuerungen auf dem Gebiete der Sitte und Gewohnheit, deshalb hielt man sich am Alten. Die Urkunden für die deutsche Culturgeschichte liegen daher nicht nur in den Archiven, sondern in noch höherem Grade in dem täglichen Leben der Gegenwart. In diesem Sinne darf man sich ein Wort des dänischen Forschers Dr. Troels Lund gegenwärtig halten: „Das tägliche Leben ist zu gleicher Zeit der bedeutungsvollste und doch am wenigsten beachtete Bestandtheil der Geschichte der Völker."

Die Wege, um zur Wahrheit zu gelangen, lösen sich ab. Heute ist die Gräberforschung modern, und es ist höchst dankenswerth, dass die Anthropologie diesem lange vernachlässigten Mittel der Erkenntniss eine hervorragende Bedeutung zugestand. Aber die verdienstvollen Männer, welche diese Richtung wiesen, sind selbst sehr weit davon entfernt, der Kunst des Spatens jene Ausschliesslichkeit zuzuschreiben, die früher blos den Urkunden gegönnt war. So hat man denn die sehr richtige Frage aufgeworfen: „Wird man im Jahre 2888, wenn man die Gräber aus der Zeit von 1888 öffnet, ein richtiges Bild von der Cultur von 1888 finden?" Dem pflegt man entgegenzuhalten, dass die Urzeit nach ihren religiösen Anschauungen in dem Grab eine unterirdische Wohnstätte des Verstorbenen erblickte, und diese Fortsetzung des früheren Lebens habe man durch Beigabe von Gegenständen des täglichen Gebrauches in das

Grab für den Verstorbenen wohnlich machen wollen. Gewiss ist dieses richtig. Aber immerhin darf gesagt werden: Deutsche waren keine Egypter, die das Leben der Todten fast höher anschlugen, als das Leben im Lichte, und noch weniger waren sie egyptische Könige. Wenn ein Alarich mit Ross, Waffen, Schätzen und Sclaven bestattet wurde, so geschah das nicht bei der unendlichen Mehrzahl des Volkes. Schon hinsichtlich der Waffen ist das zweifelhaft. Dass Kriegsgenossen nach der Schlacht dem gefallenen Helden die Waffe in das Grab mitgaben — zuweilen legte man ihm aber auch die Waffe des besiegten Gegners, der oft ein Fremder war, an die Seite — so ist das begreiflich. Ebenso wissen wir aus Tacitus (Germ. c. 27), dass den Königen, den Häuptlingen, den Edlen Waffen mitgegeben wurden. Doch hat auch dies seine Ausnahmen. Jene Schwerter, die eigene Namen trugen, ein Balmung, Gram, Adelring, Wölsung wurden nicht in die Erde vergraben, sie gingen als Familienerbstück von Geschlecht zu Geschlecht. Und wenn die Nachkommen des Freien den Vater begruben, sei es zu Hause oder nach der Schlacht, so werden auch Nützlichkeitsrücksichten zur Geltung gelangt sein. Hier hiess es wie im alten Liede: „Mein Sohn, hier hast du meinen Speer!“ Und es durfte gar nicht anders sein. Bei der Kostbarkeit dieses Besitzes für den einzelnen Erben, wie für die Sippe und Gemeinde, ja für Stamm und Stämmebund, durfte die Waffe dem Wehrmann damals so wenig unter die Erde mitgegeben werden, wie heute das Repetirgewehr. Bei den Skandinaviern waren die Waffen sogar in Zeughäusern aufbewahrt. (Tac. G. c. 44). Aber auch jene Sueven, welche schon das Mitglied ihrer Genossenschaft so weit bevormundeten, dass sie ihm die Zufuhr und den Ankauf des Weines untersagten, werden gewiss nicht das Verschwinden der Waffen unter die Erde gestattet haben, soweit nicht der Eigenthümer mehrere Waffen besass, das heisst reich war. Daher ist der Satz richtig, dass die zwingende Beweiskraft der Gräberfunde abnimmt, je breiter die bestattete Volksschichte wird. Aber gerade um letztere handelt es sich.

Durch vorstehende Bemerkungen soll die Bedeutung der Gräberfunde nicht bestritten werden. Nur soll sie ihre Begrenzung in dem vorsichtigen Zusammenhalt aller Verhältnisse finden. Besonders gilt dies für das deutsche Volk. Eine einseitige Begründung der deutschen Vorzeit auf die Ausgrabung führt zu einseitigen Ergebnissen und zu einer ungerechten Unterschätzung der Bildungs-

stufe unserer Vorfahren, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil weder Stein, noch Bronce, noch Eisen das wichtigste Culturmittel unserer Vorfahren war, sondern — Holz!

Im Walde ist das deutsche Volk erwachsen. Auch heute hat von den Ländern alter Bildung Deutschland noch den meisten Wald. An Festtagen wird die Jugend in den Wald geführt, die Dichter besingen ihn, man spricht mit Wärme vom „deutschen Wald". Der Wald ist bei uns volksthümlich. Diese Volksthümlichkeit aber ist ein Erbtheil aus uralter Zeit, da der Wald nicht nur durch Frische, sommerliche Kühlung und freundlichen Anblick erquickte, sondern auch Schutz, Hilfe, Waffe, Werkzeug und Wohnung den Vorfahren bot. Dem Südländer war das Holz Stoff für Fensterrahmen, Fässer, Möbel, sowie Heizung, den Nordländer aber umgab das Holz überall, begleitete ihn und diente ihm in Haus, Hof und Werkstatt. Wir sollen dessen um so mehr eingedenk sein, als die Zeit, wenn es sich nicht gerade um Eichklötze und Lärchenbäume handelt, die Spuren des Holzes leicht verwischt. Während Stein und Bronce ihr eigenes Lob verkünden und dem Forscher noch nach Jahrtausenden von dem Nutzen reden, den sie dem Menschengeschlechte gebracht, gilt nicht das Gleiche vom Holze; nach geleistetem Dienste verschwindet es allmälig, und der Bescheidene, das weiss man ja, wird leicht vergessen. Dafür ein Beispiel. Dass viele Berge Deutschlands einst als Schutzorte und Festungen gedient, das wusste man aus Namen, Sage und Geschichte. Sah man sich aber diese Berge an, so fand man oft weder Steilwände, noch Felsen, noch Bausteine, noch Kalk. Dagegen lagen dort Massen von unbehauenen Blöcken. Wie konnten denn diese eine Befestigung bilden? Lange blieb das Räthsel ungelöst, bis endlich bei einer Prüfung der Steinringe auf dem Altkönig im Taunus bei Frankfurt der (damalige) Hauptmann v. Cohausen auf den Gedanken kam, dass jene Steine nur die Füllung eines Bollwerkes von Balken gewesen seien. Jetzt war Alles klar. Eingerammte Stämme und Flechtwerk (wie man auf der Antoninischen Säule in Rom sieht), welche durch Blöcke und gestampfte Erde Festigkeit erhalten hatten, ersetzten den alten Deutschen die Wälle und Steinmauern der Südländer. Als dann das Holz des Bollwerkes verfault war, blieben die Steine übrig. Diese Steine aber in ihrer Formlosigkeit erweckten, da das Verbindungsmittel, das Holz, verschwunden war, die

Vorstellung einer grösseren Uncultur, als sie thatsächlich unseren Vorfahren eignete. Es ist dies ein wichtiger Punkt zur Beurtheilung der alten Verhältnisse. Die Vergänglichkeit des Holzes hat oft die Ansicht der Forscher zu Ungunsten der Deutschen beeinflusst. Weil die Urkunden, die Zeugnisse in Erz und Stein, fehlten, hat man oft die Sache geleugnet. Es ist daher der Nachweis einer viel verbreiteten und tief einschneidenden Holzcultur für Richtigstellung des Culturzustandes unserer Vorfahren von grosser Bedeutung.

Was oben von den Befestigungen gesagt wurde, gilt für das gesammte Bauwesen der alten Deutschen. Aus dem Munde des Volkes haben wir Sagen von Kirchen vernommen, die, ursprünglich am Ufer des Flusses gelegen, durch eine Hochfluth weitergetragen und an höherer Stelle unversehrt abgesetzt wurden; selbstverständlich können das nur Holzkirchen gewesen sein. Das sind die alemanischen „Betburgen". Im 6. Jahrhundert verbrannte der heilige Gallus Bethäuser der Franken, „wo die Einheimischen (barbari) Holzbilder jener Glieder, die der Sitz der Krankheit waren, aufgestellt hatten." Es waren also nicht nur die Gebäude von Holz, sondern auch die Weihbilder, die ja jeder Besucher der Alpen kennt, die, nebenbei bemerkt, auch in dem hochromantisch gelegenen San Jago di Compostella in Massen aufgehäuft sind, wohin sie wahrscheinlich durch die Sueven gebracht wurden. In der neueren Zeit macht man diese Weihbilder aus Wachs, Silber oder Eisen. Dass sie einst aus Holz geschnitzt waren, wüssten wir gar nicht ohne obige Stelle, woraus wiederum die Nachtheile der Vergänglichkeit des Holzmaterials für culturgeschichtliche Forschungen klar zutage treten. Es waren aber nicht nur die Weihbilder aus Holz, sondern auch die Götterbilder selbst. Pausanias hebt dies für die alten Hellenen wiederholt hervor. Man wählte dazu meistens das Holz des wilden Birnbaumes oder der Cypresse. Die im Museum für Völkerkunde in Berlin aufgestellten Götterbilder aus dem nordöstlichen Deutschland sind von Eichenholz. Dass aber die Griechen gerade bei dem Heiligsten so lange Zeit hindurch am Holze festhielten, spricht für eine altgriechische Holzzeit mindestens ebenso beredt, als die römische Verwendung von Steinwerkzeugen bei der Opferung für eine alte Steinzeit Zeugniss ablegt.

Ebenso sind, um ein weiteres Beispiel anzuführen, in Gräbern aus der Zeit um die Völkerwanderung nur sehr

wenige Spindeln annähernd vollständig, und auch diese nur dann erhalten, wenn sie mit Stäbchen aus Eisen oder Erz verbunden waren; letzteres pflegte nur in England und Irland vorzukommen. In Deutschland oder Frankreich dagegen waren nur Holzstäbchen in Gebrauch, die nach ihrer geringen Stärke in den Gräbern verschwinden mussten. Die Wirtelsteine (Spindelringe) dagegen haben sich, weil aus Stein bestehend, erhalten, finden sich also in deutschen und französischen Grabstätten so gut, wie in englischen und irischen. Ohne sie wüssten wir, mindestens in Deutschland oder Frankreich, wenn blos nach den Gräbern schliessend, wenig oder nichts von jener Beigabe, welche unsere Voreltern fast in alle Frauengräber legten.*) Und damit wäre der so unendlich bezeichnende Zug verwischt, dass die Spindel zur deutschen Frau gehört, wie die Waffe zum deutschen Manne.

Es möchte daher sehr nützlich sein, einmal vom entgegengesetzten Standpunkte auszugehen und, nachdem unsere Vergangenheit so vielfach nach Urkunden und dem Inhalt der Gräber beurtheilt wurde, auch den umgekehrten Weg einzuschlagen und das tägliche Leben der Gegenwart zur Ueberprüfung der aus den Urkunden und Gräberfunden abgeleiteten Schlüsse heranzuziehen.

Da muss denn zuerst die Frage aufgeworfen werden: in welchen Fällen bedient sich jetzt der deutsche Bauernstand, welcher bis vor Kurzem die weit überwiegende Masse des deutschen Volkes bildete, der Metalle? Und in welcher Menge verbraucht er diese Metalle?

Diese Fragen können in gründlicher Weise nur dann beantwortet werden, wenn in den verschiedenen Gruppen, in welche je nach Ortslage, Stamm, Bildungsstufe, Nachbarschaft der deutsche Bauernstand getheilt werden mag, solche Erhebungen stattfinden würden. Für meinen Zweck genügt eine Probe, umso mehr, da sie aus einem ziemlich abgelegenen und weder vom dreissigjährigen Krieg verwüsteten, noch durch gleichmachende Gesetzgebung oder mächtige Culturströmungen sehr geänderten Lande stammt, aus Kärnten nämlich. Anfragen und Erhebungen, die ich in Kärnten veranlasste, ergeben nun Folgendes: Der Besitzer eines Bauerngutes mittlerer Grösse, also etwa von 40 Joch (= 23 Ar), verbraucht jetzt jährlich für 15 bis 25 Mark Eisen. Die Menge des in seiner Gesammtwirthschaft in Verwendung stehenden Eisens dürfte auf 50, 100 bis 150 Kilo anzuschlagen sein; sie

*) Nach Lindenschmit, Handbuch I., S. 417.

wechselt nach den Verhältnissen, je nachdem Haus und Betrieb alt oder neu sind, übersteigt aber in keinem Falle 200 Kilo. Sehr stark bedingt wird das Eisenconto durch den Pferdestand des Bauers. Pferdefuhr erheischt Eisen für Beschlag, Gebiss, Wagen, Karren, Schlitten, Ketten u. s. w. Wo keine Pferde im Gebrauch sind und mit Ochsen die Feldbestellung erfolgt, können alle diese Geräthe viel leichter sein, wird also viel weniger Eisen benöthigt. Wenn oben die jährliche Ausgabe eines mittleren Bauers für Eisen auf 15 bis 25 Mark angeschlagen ward, so war dies noch vor 40 Jahren ganz anders. Für damals kann das jährliche Eisenconto auf 3 bis 12 Mark angeschlagen werden. Eisen jeder Art war damals weit theurer wie gegenwärtig, und daher suchte man so wenig als möglich Eisen zu verwenden. Aeltere Leute in Kärnten haben noch alte Häuser abtragen sehen, an welchen durchaus kein Metall vorkam, nicht einmal ein eiserner Nagel; sogar die Bretterbedachung war mit Holznägeln befestigt. Weder Zweckmässigkeit noch auch Schönheit brauchten darunter zu leiden. Man sieht in abgelegenen Gegenden noch Häuser, Stallungen und Getreidekasten aus Holz, so schön und genau gefügt, die Fugen wie Zierrathen gestaltet, dass heute ein geübter Tischler sich der Arbeit nicht zu schämen hätte; sie wurden früher von gewöhnlichen Land-Zimmerleuten gemacht. Bei Neubauten werden jetzt Dachnägel, Fensterkreuze (Gitter), Thür- und Fensterbeschläge aus Eisen genommen. Seltener werden die Fussböden mit eisernen Nägeln genagelt und bei Steinbauten kommen dann und wann Mauerschliessen vor. Wie die Bauten, so zeigten in früherer Zeit auch die Werkzeuge nicht viel Eisen. Vor einem Menschenalter noch kannte man einfache Pflüge („Arl"), an welchen kein anderes Eisen als eine kleine Pflugschar war; ebenso Eggen, an welchen sogar die Zähne ganz von Holz waren. Heukarren, Mistkarren findet man auch jetzt noch ohne jeden Eisenbeschlag. Ebenso gab es Wagen, die ganz aus Holz waren, also weder eiserne Achsen noch Radreifen, noch Nägel hatten. Je schlechter die Wege waren, umso mehr ward Holz bevorzugt. Wo durch Fall und Stoss Eisentheile brechen würden, bleibt das Holz oft unverletzt. Eiserne Pflüge können in Berglagen, zumal wenn Steine oder Felsen im Boden liegen, nicht gebraucht werden. Nach alledem war die Verwendung von Eisen bei dem Kärntner Bauer sehr gering; wie aber die Verhältnisse in Kärnten vor etwa zwei Menschen-

altern lagen, so waren sie einst ähnlich bei allen Alpenbauern, ja wohl bei allen deutschen Bauern, nur dass statt auf das halbe, vielleicht in dem einen oder anderen Falle auf ein ganzes Jahrhundert zurückgegangen werden muss.

Je mehr eine von vorgefassten Ideen freie Betrachtung des wirklichen Lebens die Wahrnehmung nahe legt, dass Bronce oder Eisen in der vorgeschichtlichen Zeit nicht die beherrschende Rolle spielten, die man ihnen zuweilen zuschreibt, umso klarer wird die vielseitige Verwendung des Holzes. Der Kärntner Bauer verwendet heute noch mindestens zwölf verschiedene Holzarten in seiner Wirthschaft! In einem Gehöfte bei Velden am Wörther-See, wo ich Umschau hielt, fand ich im Gebrauche: das Holz der Fichte (Tanne), der Föhre (Kiefer), Lärche, Birke, Else, Esche, Buche, der Berberize, Eiche, Weide, Hasel und des Ahorn. Aus Fichte waren die Dachschindeln, die Dippelbäume des Daches, die Latten des Gartenzauns, der Stiel des Rechens und des Holzschlegels; aus Lärche die ebenerdigen Dippelbäume des Hauses, die Eckpflöcke und Querleisten des Gartenzauns, die Fenster, die Schaffe (Zuber) und Ständer; aus Buche der Stiel des Dreschflegels, der Hacke (Beils), der Kopf des Holzschlegels; aus Birke die Tischplatte, das Joch der Ochsen, oft die Wagendeichsel, der Besen. Aus Else, als dem leichtesten Holze, das Gestell der Sense; aus Maaslbeere (Berberizen) die Zinken des Rechens, sonst in Ermanglung von Maaslbeere auch aus Buchenholz; aus Eiche die Fässer; aus Ahorn Schüsseln, Teller und das quer aufgesetzte Haltgestell des Rechens; aus Hasel oder Weide das Geflecht des Wagenkorbes. Aus Esche bestanden das Hauptgerüste des Wagens, die Deichsel, die Speichen der Räder, die Heugabeln und der Stiel der Spitzhacke. Aus Föhre das gewöhnliche Brennholz oder wenigstens, wenn Fichte oder Buche gebrannt wird, das Holz zum Anzünden und Entfachen des Feuers. Dies alles in einem einzigen, zufällig herausgegriffenen Hofe! Nur Zufall war es, dass bei dieser Stichprobe Zirbe (Weymuthskiefer), Birnbaum, Nuss und Aspe (Zitterpappel) fehlten, welche sonst auch noch manche Verwendung finden. Nun aber: welcher Reichthum an Hölzern, welche Fülle! Welche genaue Unterscheidung, welche Auswahl des Passendsten für jeden Gebrauch! In wie ferne Urzeiten mögen diese Specialitäten zurückreichen!

Die Föhre oder Kiefer heisst schon bei Plinius „Fackelbaum“. Sie diente nicht nur, wie noch heute,

zum Entzünden des Herd- und Ofenfeuers, sondern gab auch dem Volke das Licht vor der Zeit des wohlfeilen Erdöles. In Kärnten hatte man zu letzterem Zwecke in der Zwischenwand zwischen dem Vorplatze und der Stube eine Mauerlücke mit eigenem Rauchabzuge nach dem Schornsteine; in ihr brannten Spähne aus Föhrenholz, die das Wohnzimmer und das Vorhaus gleichzeitig beleuchten mussten. Die ganze Vorrichtung hiess „die Leuchte“; Adalbert Stifter erwähnt ihrer in Ober-Oesterreich; in den Ostalpen scheint sie allgemein bestanden zu haben. Ein Fortschritt und eine Art Ueppigkeit war es, wenn man die Beleuchtung beweglich machte, indem man die Spähne in einen „Spahnleuchter“ klemmte — ein eisernes, etwa drei Fuss hohes Gestell mit drei Füssen, einem Griffel zum Einfügen und einem Spannring zum Festhalten der Spähne. Die kleinen eisernen Leuchter für Unschlittkerzen kamen später auf. Soweit es irgend ging, half man sich auf dem Lande mit Anpassung der Zeit des Aufstehens und Schlafengehens an das grosse Gotteslicht, die Sonne, bis Amerika durch sein Erdöl eine grössere Unabhängigkeit schuf.

Wenn durch das Erdöl eine der grössten Umwälzungen im täglichen Leben seit Jahrhunderten eingetreten ist, so stellt sich daneben als zweite bedeutsame Neuerung die Erfindung der Phosphor-Feuerzeuge. Alle die alten Arten der Feuerbereitung (durch Zusammenschlagen von Steinen oder von Stahl und Steinen, durch das Reiben von Hölzern, durch Brenngläser), welche bei Dr. M. Planck in Stuttgart abgehandelt sind, waren unbeholfen im Vergleiche mit dem Zünden durch Phosphor. Jedenfalls aber bedient sich der Alpenbauer des Holzes, mag es nun als Fichtenholz vom Phosphor oder als Buchenschwamm von Stahl und Stein den zündenden Funken empfangen. Das Wichtigste aber ist, dass in der alten Zeit Jahrtausende hindurch das Feuer des Hauses in den seltensten Fällen neu geweckt, sondern durchweg, wie im Tempel der Vesta in Rom, als ewiges Feuer behütet und dann an andere Feuerstellen durch Kohlen oder Brände mitgetheilt und übertragen wurde. Auf einer Alm am Mittagskogel in Kärnten hatte ich einmal Gelegenheit, diese uralte Sitte der Menschheit ausgeführt zu sehen. Als die Zeit des Nachtmahles sich näherte, begann der Senne bedächtig in dem Aschenhaufen des steinernen Herdes inmitten der Hütte zu wühlen und zu rühren, er suchte so lange, bis er auf den edlen Funken stiess, den er am

vergangenen Abend verscharrt hatte. Nun legte er den Funken frei, brachte Kienholz darüber und blies den Funken zur Flamme an. Hatte dann das Feuer zur Bereitung des bescheidenen Mahles seinen Dienst gethan, so ward von dem zusammengesunkenen, jedoch noch glimmenden Holzbrande, und zwar von einer Wurzel, ein glimmendes Stücklein genommen, welches nun als Funke in die Asche des Herdes vergraben und für den Dienst des folgenden Tages bewahrt und hinübergerettet wurde.

Mit einer Art stiller Scheu beobachtete ich diesen Vorgang.

Denn, wie der Herd der heilige Mittelpunkt des Hauses ist, so der Funke die lebendige Kraft des Herdes — das ewige Feuer! Am geistigen Auge zogen die Bilder vorüber, in denen Propheten und Dichter das Feuer als erstes Culturmittel der Sterblichen gefeiert haben: Prometheus, welcher den Göttern das Feuer entnimmt und den Menschen zuführt, das Megaron Homer's mit dem Herd und der schwarzberussten Decke, die dreissig Herde der dreissig Curien Roms, der Cult der Hausgeister (Laren) und der Vesta, die vestalischen Jungfrauen als Pflegerinnen des heiligen Feuers, endlich die deutsche Hertha, die grosse liebe Mutter, die Hüterin des Hauses und Herdes, ... Nec tu aliud Vestam, quam vivam intellige flammam (Ovid).

Zur Bewahrung des Funkens findet man an alten Herden in Kärnten eine Vertiefung angebracht, wo der Funke in der Asche schlummert. Sie heisst „die Herdgrube", auch mit einem Kosenamen „das Herdgrübel", und auch diese Einrichtung wie der Name werden uralt sein. Mögen die Olympier der Sprachforschung verzeihen — aber Herd und Herz wie Herdgrube und Herzgrube klingen merkwürdig zusammen. Aristoteles, welcher den Stoffverbrauch des Leibes schon ganz richtig eine Verbrennung nennt, bezeichnet das Herz als den heimatlichen Altar, auf welchem das Feuer des Lebens genährt wird. Und wie das Herz des Menschen die Mitte, die Triebkraft des Leibes, so ist der Herd das Herz des Hauses, wo der belebende Funke wohnt und von wo Feuer, Wärme und Leben ausstrahlen.

Man sieht, wie tief die Holzcultur das Sein und Sinnen der deutschen Urzeit durchdringt! [1])

---

[1]) Ueber den Herd als Mittelpunkt des Hauses äussern sich eingehend Dr. Troels Lund, Das tägliche Leben in Scandinavien während des 16. Jahrhunderts, S. 17, Kopenhagen, 1882, und Julius Lippert, Das Leben der Vorfahren. Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung ff. 1882.

Ein anderer Beweis für diese Bedeutung der Pflanzen, der Gewächse, des Waldes liegt in der germanischen Stammsage.

Nach dem sächsischen Froschmäusler (I. 2) und nach Aventin's baierischer Chronik ist Ascanes, der erste König der Sachsen, im grünen Wald bei einem Springbrunnen aus dem Harzfelsen gewachsen. Auch in der Edda heisst der erste Mensch „Asko", das ist nichts Anderes als: die Esche. Kein anderes Volk als das deutsche, dieses Kind des Waldes, leitet seine Herkunft von Bäumen ab. Und gerade die Esche spielt dabei eine bedeutsame Rolle. Wie wir schon früher sahen, liefert sie dem Landmanne eine Anzahl seiner wichtigsten Geräthe und Werkzeuge, vor Allem aber gab sie dem deutschen Krieger seine Hauptwaffen: den Wurfspeer und den starken Spiess. Auch der Bogen ward meist aus Eschen, zuweilen auch aus Ulmenholz verfertigt. Und wer die leichten und doch stahlharten und zähen Heugabeln der Alpenbauern einmal in der Hand hatte, der weiss, dass auch ohne Metallspitze der Eschenschaft eine nicht zu verachtende Waffe sein kann. Wie Plinius von der Föhre als dem „Fackelbaum" spricht und der Scandinavier (nach Peucker) die Weide „Pfeilbaum" nennt, so könnte unsere Esche gar wohl „Speerbaum" heissen, womit ihre innige Zugehörigkeit und Verwandtschaft mit dem kriegerischen deutschen Stamme genügend gezeichnet ist.

Eschenholz wird denn auch ein wesentlicher Bestandtheil jener alten Karren gewesen sein, mit denen die deutschen Stämme in der Geschichte auftreten. Dem Scharfsinne Mommsen's entging es nicht, dass diesen Wagen zur Beleuchtung der alten Völker- und Heereszüge eine gewisse Wichtigkeit innewohne; bei Anlass des Einbruches der Kimbern in Italien äussert er sich wie folgt: „Der Karren, der überall bei den noch nicht völlig sesshaft gewordenen Völkern des Nordens eine andere Bedeutung hatte als bei den Hellenen und Italikern . . . war hier gleichsam das Haus, wo unter dem übergespannten Lederdache neben dem Geräthe Platz sich fand für die Frau und die Kinder und selbst für den Haushund." (II. 171.) Ohne Zweifel waren diese Karren derb genug, weil für Fortkommen in weglosen Gegenden bestimmt, aber zierlos brauchen sie deshalb nicht gewesen zu sein, so wenig wie die deutschen Bauernhäuser, deren Abbild die Karren waren. Wahrscheinlich gab es mehrere Arten je nach der Fracht.

Als einen zusammengeschrumpften Ueberrest können wir vielleicht noch den Schäferkarren ansehen, der bis heute in Westdeutschland und nicht minder im ganzen östlichen Frankreich von den Schäfern inmitten der eingepferchten Heerde als nächtliche Ruhestätte gebraucht wird. Diese Karren sind zweirädrig, da sie nur für eine Person dienen; der zum Schlafen bestimmte Raum ist länglich und mit einem spitzen Giebeldach versehen; der Hund, wenn er nicht die Heerde bewacht, wird unter dem Wagen angebunden (auch bei den Kimbern wird er nicht, wie man wohl auf Bildern der Kimbernschlacht dargestellt findet, die obere Wohnstätte getheilt haben.) Die Heerkarren werden viel grösser und stärker, auch vierräderig, gewesen sein. Die Räder selten mit Speichen, sondern aus einer einzigen Scheibe, Walze, welche vielleicht fest an der Achse sass, so dass Achse und Rad sich zusammen bewegten. Das Gespann waren Ochsen. Die Hauptstücke des Wagens und vor Allem die Achse bestanden aus Eschenholz, an dessen Zähigkeit, wenn die Karren zu einer Wagenburg zusammengeschoben waren, sich oft die Beile der römischen Genietruppen abstumpften. Das carroccio der lombardischen Städte ist nichts Anderes als der „grosse Karren", der „Heerkarren", und scheint anzudeuten, dass ein Wagen mit den heiligsten Feldzeichen in der Mitte der deutschen Schlachtordnung hielt.

Jedenfalls setzen die Züge der deutschen Stämme, von der Nordsee über die Alpen nach Italien (Kimbern), von der Ostsee bis nach Afrika (Vandalen), eine gewaltige Festigkeit der Wagen voraus. Wenn Frauen und Kinder dabei waren, durften auch die Wagen nicht fehlen, wenn es uns freilich auch schwer wird, zu denken, wie diese Karren über Ströme, durch Bannwälder, durch die Alpenpässe gekommen sind. Die Kimbern sind über den Brenner nach Wälschland gezogen, da aber die Thalstrasse am Eisack noch nicht offen war, so mussten sie entweder von Innsbruck über Landeck durch den Pass Finstermünz oder von Sterzing über den Jaufen ziehen — ein Weg, welcher wohl das von den alten Geschichtsschreibern erwähnte Herabgleiten des jungen Volkes auf den Schildern im Schnee begreiflich erscheinen lässt, viel weniger jedoch das Herabkommen der Wagen. Gleichwohl muss solches stattgefunden haben. Dabei mussten Felsen weggeräumt, Bäume gefällt, Brücken über Abgründe gelegt oder die vorhandenen erweitert werden. Die grossen römischen Heerstrassen über die

Alpen bestanden noch nicht zur Kimbernzeit, und die von den Römern benutzten Saumwege waren zwar für römischen Zeug, d. i. für Tragthiere, genügend, nicht aber für die deutschen Karren. Die römischen Wege für Saumthiere hielten sich gern auf der Höhe oder am Abhange, die deutschen Wagen aber suchten naturgemäss die ebene Thalung auf, wo dann freilich Ueberschwemmungen und Felsenstürze oft die grössten Schwierigkeiten bereiteten.

Von dem Uebergange der karthagischen Elephanten über die Alpen haben wir malerische Schilderungen der Alten, von dem Uebergange der deutschen Heerkarren ist uns nur der Gothenzug nach Italien in einer anschaulichen Beschreibung erhalten. Nachdem die in Siebenbürgen und dem heutigen Rumänien und Bulgarien ansässig gewesenen Heerschaaren der Ostgothen sich bei der Stadt Novae (bei Orsova) versammelt hatten, erfolgte der Aufbruch im Herbst des Jahres 408. Einschliesslich der Weiber und Kinder wird die Zahl der Wanderer auf 250.000 Köpfe angegeben. Mit Rossen und Rindern, mit Knechten und Hunden wälzte sich der schwerfällige Zug auf dem rechten Ufer der Donau hinauf, die Reiter voran, auf den Seiten und in der Nachhut das Fussvolk, nach Tausendschaften geordnet, in der Mitte die Zeltwagen und Karren, auf denen sich Frauen, Kinder, Mägde und Fahrhabe von Schmuck, Gewand, Geräth, sowie Mundvorräthe befanden. Ochsen zogen die Wagen, und Heerden von Rindern und Schafen wurden zur Verpflegung mitgetrieben. Von Singidunum (Belgrad) musste jeder Schritt nach vorwärts mit den Waffen erkämpft werden. Das Gewirre der Wanderer mit ihrem schweren Trosse gerieth oft in arge Bedrängniss. Schlimmer noch ward es bei Eintritt des Winters. Die Pfade wurden unwegsam. Die Landeseinwohner hatten die Vorräthe geflüchtet, den Heerden fehlte das Futter, die Thiere fielen oder wurden geschlachtet, Hunger quälte die Menschen und schlimme Seuchen wütheten in den Zeltwagen. Endlich erreichte man über Laibach die Höhe der Alpen, den Isonzo und mit ihm die Grenze des heissersehnten Zieles Italien. (Nach Dahn, Bausteine, I. S. 493.) Der Zug der Gothen ging bekanntlich über den Dranberg bei Cilly, welcher den mildesten Uebergang im ganzen Gebiete der Alpen bildet.

Um sich eine genauere Vorstellung von derartigen Völkerzügen zu machen, ist vielleicht ein Blick auf die heutigen Reisen der Boers in Südafrika gestattet. Die

von den Boers, diesen Vettern der alten Kimbern, aus der Nordsee-Heimat mitgebrachten Wagen, welche bei den grossen Entfernungen, dem Vorhandensein zahlreichen Zugviehs und bei völliger Weglosigkeit weiter Flächen für den holländischen Ansiedler von grösster Wichtigkeit sind, hat man dem afrikanischen Land mit seinen Hügeln, Bergen, Steppen, Hochebenen und tief eingeschnittenen Flussbetten angepasst, und so kann ein den alten Heerkarren in manchen Zügen verwandtes Fahrzeug entstanden sein. Der englische Reisende Gordon Cumming, der als Jäger fünf Jahre lang Südafrika durchzog, berichtet: „In den Dschungeln von Albany und Kaffernland, besonders aber in den tiefen Klüften und Thälern sind viele herrliche Waldbäume von bedeutender Grösse und Schönheit zu finden, von denen mehrere Arten wegen ihrer Vortrefflichkeit zu Wagenarbeiten und zum Häuserbau sehr geschätzt werden. Ich will von diesen nur den Gelbholzbaum, die wilde Ceder und den schwarzen und weissen Eisenholzbaum erwähnen. Die beiden letzteren zeichnen sich durch Zähigkeit und Dauerhaftigkeit aus und werden zu Wagenachsen sehr geschätzt. Das ursprüngliche System, hölzerne Achsen zu gebrauchen, ist in den letzten Jahren in einigen Gegenden durch die Anwendung der eisernen Patentachsen verdrängt worden. Viele gebrauchen jedoch immer noch die alten hölzernen Achsen und ziehen sie deshalb vor, weil die Wagen mit eisernen Achsen auf steilen Abhängen dem Gespann zu schnell nachlaufen und die beiden Hinterochsen beschädigen, und weil eine hölzerne Achse, wenn sie zerbrochen ist, selbst in den abgelegensten Theilen des Landes wieder ersetzt werden kann, während selbst die geschicktesten Schmiede in den Städten und Dörfern der Colonie eine beschädigte eiserne Achse nicht ausbessern können. Die letzteren brechen besonders gern an kalten, frostigen Wintermorgen, wenn ein Wagen, sofort nachdem er sich in Bewegung gesetzt hat, über unebenen Boden gehen muss, ehe den Achsen durch die Reibung des Rades ein gewisser Grad von Wärme ertheilt worden ist.“ Aus ganz den gleichen Gründen wie hier die Boers dürften die alten Deutschen ihre Wagen mit Achsen von Eschenholz den Achsen aus Eisen, Stahl oder Bronce — falls sie solche zur Verfügung gehabt — vorgezogen haben. Doch, hören wir weiter! Zu seiner Fahrt in das Innere des Landes kaufte sich Cumming 100 Zugochsen und drei Wagen, welche „Zeltwagen“ heissen. Sie trugen also, genau in altgermanischer Art, eine Art Zelt oder beweglichen Hauses.

Der Wagen wird uns in folgender Weise geschildert: „Der Capwagen ist ein grosses und starkes, aber doch lose zusammenhängendes Fuhrwerk auf vier Rädern. Seine äusserste Länge beträgt etwa 18, die Breite 3½ bis 4 Fuss und die Höhe der Seiten war etwa 2 Fuss 6 Zoll, nimmt aber gegen Ende des Wagens zu. In die Längsseiten des Gestells sind Stäbe oder Stangen eingelassen, welche oben durch leichte Bögen verbunden werden; die seitlichen Zwischenräume sind durch Leinwand geschlossen, und als Dach wird über jene Bögen von elastischem Holze eine grosse Matte nebst einer starken Leinwanddecke gespannt. Vorn und hinten zwei Vorhänge aus starker Leinwand, die Vorderklappe und Hinterklappe genannt, können herabgelassen oder aufgezogen werden; geschieht ersteres, so ist das Zelt von allen Seiten geschlossen und bildet einen luftigen, gegen die ärgste Unbill der Witterung gesicherten Raum von etwa 5 Fuss Höhe, wo die Reisenden wohnen. Vorn liegt, quer über die ganze Breite des Wagens reichend, eine grosse Kiste, auf welcher der Fuhrmann und zwei andere Personen sitzen können; sie heisst die Vorderkiste und wird durch zwei starke Lederriemen, die vorn quer übergespannt und an den Seiten des Wagens befestigt sind, am Vorwärtsgleiten gehindert. An der Rückseite des Wagens befindet sich die Hinterkiste und an den Längsseiten zwei schmälere und längere Seitenkisten. Letztere werden von zwei horizontalen Hartholzriegeln getragen, die an dem Boden des Wagens festgeschraubt sind. Die Seitenkisten sind sehr bequem zur Aufbewahrung von Werkzeugen, Riemen, Seilen und allen Arten von Kleinigkeiten, die häufig gebraucht werden. Die Vorder- und Hinterkiste nehmen die Munition, Kleidungsstücke u. A. auf. An den Seiten des Zeltes hin hängen Reihen von viereckig zugeschnittenen Leinwandbeuteln, Seitentaschen genannt, worin Messer, Kämme, Bürsten, Waschzeug, Tischzeug, Vorräthe für den täglichen Gebrauch und Wegekost stecken. Der Körper des Wagens birgt dann die eigentliche Ladung, die möglichst nieder zusammengepackt wird. Darüber schwebend, nämlich mit Riemen an die Bogen des Zeltes gebunden und zugleich neben angeschirrt, befindet sich eine Art Hängematte, Cardell genannt. Dieses Cardell ist eine Matte, die in einem Flechtwerk von Riemen steckt, und enthält die Matratze und die Kissen. Auf solche Weise entsteht ein leichter und doch fester, luftiger Schlafraum von etwa 8 Fuss Länge und der Breite des Wagens. Wie an unseren

alten Güterwagen hängt am hinteren Theile des Fuhrwerkes ein starkes hölzernes Gestell, die Falle genannt, auf welche während des Marsches Töpfe, Geschirre, Laterne gebunden werden. Gesteuert wird der Wagen vermittelst einer Deichsel, welche Disselboom heisst, an dessen Vorderende das Schlepptau, Trekktau genannt, ein starkes, aus Rohleder gedrehtes Tau, befestigt ist. An dieses Schlepptau sind in acht regelmässigen Zwischenräumen vermittelst Jochen rechts und links zwei Ochsen gespannt. Die Joche bestehen aus leichtem, die Jochstäbe aus sehr zähem Holze, der Ochse zieht mit dem Nacken, nicht mit dem Kopfe. Endlich ist jeder Wagen mit einem Theerkübel, zwei starken Eisenketten und einem grossen eisernen Riemschuh (Hemmschuh) versehen."

Ein solcher Wagen fasst eine Unmasse von Gegenständen. Cumming, der anfangs nur einen einzigen Capzeltwagen besass und erst bei Zunahme seiner Sammlungen und Jagdbeute (Elfenbein, Hörner, Felle) noch zwei andere Wagen kaufen musste, führte ein Gewicht bei sich, von dem man nach unseren europäischen Begriffen kaum glauben sollte, dass es auf Einen Wagen geht und auf pfadlosem Grunde fortzubewegen ist: Wasserfässer, Speisevorräthe und Getränke (auch zum Tauschhandel) etwa 2000 Kilo, ferner 10.000 gegossene Bleikugeln, 50.000 Zündhütchen, dann Rohblei und Zinn, eine Feldschmiede, alle nöthigen Werkzeuge, Eisenwaaren und Glaswaaren zum Verkauf, Zelt, Feldmöbel, Matratzen, Sättel, ein Arsenal von Gewehren, Pulverhörnern, Taschen — das Ganze gewiss nicht unter 5000 Kilo. Schon die Verpackung dieser zahllosen Gegenstände erforderte die grösste Sorgfalt und Uebung. Dann begannen erst die Schwierigkeiten der Fahrt, von der wir ein sehr anschauliches Bild erhalten. Wie bei den spanischen Postwagen, hat der Fuhrmann stets einen leichtfüssigen Gehilfen, welcher besonders das Vordergespann bewacht und über schwierige Wegstellen leitet. Der Fuhrmann muss das Gelände kennen, oder, wo er es nicht kennt, genau prüfen und die harten, ebneren Flächen aufsuchen; Steine werden weggeräumt, Felsen mit der Spitzhacke beseitigt, und Cumming hat einmal an Einem Tage fünfzig Bäume gefällt! Ein andermal blieb der Wagen im Schlamme stecken, und erst nachdem er um 1500 Kilo erleichtert war, gelingt es, ihn mit 26 Ochsen wieder flott zu machen.

Hier haben wir ein Bild aus der Völkerwanderung! Der Zeltwagen des Cap mag immerhin in Afrika seine Ausbildung und Anpassung an das Land und an die Be-

dürfnisse der Wander-Boers erhalten haben — seine Grundtheile stammen wohl schon aus der alten niederländischen Heimat und werden im Ganzen einen richtigen Schluss gestatten auf jene Karren, mit denen die alten Franken aus den Niederlanden nach Gallien, die Gothen nach Italien, die Vandalen bis nach Afrika gewandert sind. Schon einzelne Züge, die sich auch bei dem gesammtdeutschen Güterwagen der Gegenwart finden — wie die „Falle“ unter dem Wagen — deuten auf Urverwandtschaft. Der „Disselboom“ ist der Sache nach derselbe Kerntheil, der beim deutschen Hause „Dippelbaum“ heisst, d. i. das lange, starke Mittelstück, an welches sich — beim Haus die Tragbalken des Daches, beim Wagen an der „Deichsel“ die Gespanne — rechts und links anschliessen. Wir erkennen auch die Grundbedingungen des Capwagens: Zähigkeit, Federkraft und, vom Gestell abgesehen, eine gewisse lose Zusammenfügung, damit die Stösse nicht zum Bruche führen — alle diese Bedingungen müssen bei dem Gothenwagen genau dieselben gewesen sein, und ihnen wird durch Holz weit besser Rechnung getragen als durch jedwedes Metall.

Durch einen Blick auf diese holländischen „Zeltwagen“ — schon der Name ist eine Enthüllung — löst sich manche Schwierigkeit unserer Urgeschichte. Wie fast auf allen Gebieten, hat man auch beim Heerzeug unsere Vorfahren als zu mittellos und roh sich vorgestellt. Ein Aufenthalt unter den Trekkbauern des Cap möchte von bester Wirkung zur Ergründung der deutschen Urzeit sein. Ihre Wagen machen es begreiflich, warum die Westgothen, obwohl seit achtzig Jahren im ruhigen Besitze des nördlichen Donau-Ufers, noch um die Mitte des vierten Jahrhunderts theilweise unter Zelten wohnten. (G. Kaufmann, Deutsche Urgeschichte, I., S. 183.) Als Ulfilas mit einer Schaar Westgothen im Jahre 374 vor den Hunnen flüchtend zur Donau zog, führte er eine wandernde Kirche mit; sie bestand aus einem grossen Zelte, welches auf einem Wagen aufgerichtet war und den Tabernakel, den Priesterschmuck und die heiligen Bücher enthielt. Diese Züge vervollständigen das Bild. In der Zeit, da unsere Vorfahren sich in den eroberten Römerlanden niederliessen, standen sich Wagen, Zelt, Haus sehr nahe und gingen ineinander über.

Es wäre aber irrig, deshalb die Deutschen der Völkerwanderung für Nomaden zu halten. Sie waren seit unvordenklicher Zeit Viehzüchter, Landwirthe, Krieger, genau wie die Boers, die ja auch zuweilen „trekken“,

d. i. den Wohnsitz wechseln. Und dieselben Gothen, die unter Zelten wohnen, waren kunstvolle Zimmerleute und wussten von Römern angestaunte Paläste zu errichten. Der Römer Priscus, welcher an den Hof Attila's als Gesandter reiste, gibt uns in dieser Hinsicht merkwürdige Thatsachen. Der Palast Attila's im heutigen Ungarn, so berichtet Priscus, erhob sich auf einer Anhöhe und zog schon von weitem durch seine himmelanstrebenden Thürme die Blicke auf sich. Der Palast bestand aus Hölzern, die bewundernswürdig schön polirt und so genau aneinander gefügt waren, dass sie nur ein einziges Stück zu bilden schienen. Das Haus der Königin war von leichterer Bauart, aber noch zierlicher; es hatte Schnitzereien, Muster in erhabener Arbeit, die selbst dem Römer anmuthig erschienen. Das Dach ruhte auf viereckigen sorgsam behauenen Pfeilern, zwischen denen eine Reihe zierlicher Holzbögen sich wölbte, die, auf Säulchen gestützt, gleichsam die Arkaden einer Gallerie bildeten. Der weite Raum, in dessen Mitte der Palast stand, war mit einer Umfriedung versehen und enthielt nicht minder gedeckte Hallen, in welchen die Gesandten zuweilen lustwandelten. Nach der richtigen Bemerkung Lindenschmits (Alterthümer der Vorzeit S. 413) kann dieser Holzbau weder den Hunnen noch den Römern zugeschrieben werden; er war einem Steppenvolke, welches in seiner östlichen Heimat Wälder kaum kannte, ebenso fremd wie der Steinbau zu einem Bade, das bei dem Palast Attila's von einem römischen Baumeister aufgeführt ward — der Holzbau war also gothisch (wie die Sprache an Etzels Hofe gothisch war), und zwar umso sicherer, als sogar heute noch die bekannten Holzkirchen Skandinaviens und Ungarns in vielen Theilen an die Schilderung des Priscus gemahnen.

Auf der Ausstellung in Budapest im Jahre 1885 hatte ein in jener Stadt angesessener, aus Dänemark stammender Zimmermeister, Gregersen mit Namen, ein schlossartiges Gebäude aus Holz aufgeführt. Es enthielt grössere und kleinere Gemächer mit Lauben und Balconen in's Freie, Freitreppen, bequeme Stiegen und Gänge, einen mächtigen Thurm mit Zinnen — Alles blank, licht und zierlich, die Hölzer theils polirt, theils mit Oel eingelassen, das Ganze den Deutschen merkwürdig anheimelnd, als ob es aus einem Gemälde von Schwind oder Richter herausgenommen worden. Es müssen alte Ueberlieferungen bei diesem Bau mitgewirkt haben. In Ungarn hat sich viel Alterthümliches erhalten, das einer Sammlung und Prüfung im germanistischen Sinne bedürfte. Gothische

Ueberlieferungen mögen an manchen Orten mit den aus den Zeiten der sächsischen Ansiedelung stammenden Sitten zusammenfliessen. In Siebenbürgen, im Szeklerlande, sowie im Zarander Comitate in Ungarn gibt es, nach Jokai, berühmte Zimmermeister, die sich auf die Verfertigung prächtiger Holzhäuser verstehen, welche Jahrhunderte dauern, wahre Paläste aus hartem Holze. Die Szekler und die adeligen rumänischen Gutsbesitzer pflegen in solchen Häusern zu wohnen, in denen das Innere köstliches Schnitzwerk ist. Das Haus sowohl wie die Einrichtung, Tische, Stühle und Schränke sind das Werk Eines Meisters. Alles daran ist aus Holz; an dem Ganzen ist nicht ein Stück Eisen. Glaubt man nicht in dieser gelegentlichen Bemerkung Jokai's, der Schilderung von Attila's Palaste wieder zu begegnen?

Bekannter als diese Holzburgen sind die ungarischen Holzkirchen, die eine auffallende Verwandtschaft mit gewissen norwegischen Kirchen zeigen.

Den deutschen Holzkirchen ist man in neuerer Zeit emsig und erfolgreich nachgegangen. Das Wort „Kirche“ selbst scheint nicht, wie man gewöhnlich ableitet, griechischen, sondern deutschen Ursprunges und hängt vielleicht mit „Kelch“ (Umfassung eines Heiligthums) zusammen. Die aus angelsächsischer Zeit erhaltene Kirche von Greenstead in England zeigt noch die älteste Bauart, bestehend in senkrecht eingerammten oder aufgestellten, schwach behauenen Baumstämmen. Bei einer etwas sorgfältigeren Anlage wurden die Balken wagrecht gelegt und durch Blockverband befestigt. Hieher gehören die schlesischen, steierischen und kärntner Holzkirchen mit hohem, seitlich vorragendem Dache, mit Vorhalle an der Stirnseite und Holzthurm. Die entwickeltsten Muster dieser Bauart finden sich in Norwegen und Ungarn; dort die bekannten malerischen Kirchen von Borgund, Hilludal, Hitterdalen und Urues, hier die Kirche von Vörösmart bei Szathmar u. a.*) Offenbar haben die gothischen Stämme diesen Zusammenhang vermittelt, letztere hatten demnach, als sie die Gestade der Ostsee verliessen, eine eigene Holzarchitektur, wodurch ein neues Licht fällt auf die Culturstufe der Germanen vor den Zeiten der Völkerwanderung. Ja, wenn man sich erinnert, dass Spitzbogenformen in Kleinasien und am Kaukasus auftreten, mit welchen Ländern die Gothen in vielfachen Verbindungen standen; wenn man ferner erwägt, dass

*) Bei Henning, Das Deutsche Haus, 1882. S. 88.

auch in Spanien und der Normandie, wo gleichfalls gothische Formen sich zeigten, Gothen und Skandinaven ansiedelten, so verdient es eine genauere Prüfung, ob nicht die ersten Elemente des neuen Stiles, die in Frankreich mit romanischer Kunst und Technik verschmolzen und durch letztere geläutert und allerdings unendlich erhoben wurden, auf germanischen Holzbau zurückzuführen sind? Ich sage, es verdient eine Prüfung — denn warum sollten wir gerade dem Einheimischen ein ungünstiges Vorurtheil entgegenbringen und gerade bei unseren Vorfahren, römischer als die Römer, die Fülle der Barbarei voraussetzen?

Den scharfen Gegensatz zwischen deutschem Holzbau und römischem Steinbau hat, wenn ich nicht irre, zuerst Albert Schott in seinen trefflichen Untersuchungen über die deutschen Niederlassungen am Monte Rosa dargelegt. Seitdem wusste namentlich auch Bacmeister den Gegenstand, der ja sonst schon fast ein Gemeinplatz ist, anmuthig zu behandeln. „Der Germane hat nicht Steine gemauert, sondern Holz gezimmert.... Die Gothische Bibel übersetzt Grundmauer und Stadtmauer mit ‚Grundwand‘ und ‚Burgwand‘, und Wand (vaddjus) hängt wohl zusammen mit dem gothischen Vidan (vadjan) binden, war also die aus Flechtwerk gefertigte Umzäunung, die Fenz (Wand).“ (Alemanische Wanderungen, S. 61). Bacmeister erinnert dabei auch an die prächtige Schilderung Scheffel's von einem altdeutschen Rennwege im Gegensatz zu einer stolzen Römerstrasse. Es sei gestattet, die Reime aus „Frau Aventiure“ hier wiederzugeben:

„Auf Bergesscheiteln läuft ein alt Geleise
Oft ganz verdeckt vom Farnkrautüberschwang;
Schickt sich der Storch zum siebtenmal zur Reise
So neut sich dort der Nachbarn Gränzbegang:
In Forst und Wald gilt's Zweiungen zu einen
Und neu die Mark zu zeichnen und zu steinen.
Kein steinern Pflaster, drauf die Römer zogen,
Wie es mein Aug' im heil'gen Land erschaut,
Mit Meilenzeigern, Wasserleitungsbogen,
Mit Grabdenkmalen, Brücken reich umbaut —
Ein deutscher Bergpfad ist's! Die Städte flieht er
Und keucht zum Kamm des Waldgebirgs hinauf,
Durch Laubgehölz und Tannendunkel zieht er
Und birgt im Dickicht seinen scheuen Lauf.“

Plastisch lässt in diesem Bilde die schöpferische Kraft des Dichters den römischen Steinweg und Steinbau neben dem deutschen Waldpfade hervortreten. Und auf diesem thaufrischen Pfade waren unsere Vorfahren nicht von Eisen und Bronce begleitet, sondern bedienten sie sich

vorwiegend der Erzeugnisse des deutschen Waldes. So war es vor zweitausend und mehr Jahren, so ist es zu einem guten Theile noch heute. Man gestatte uns, neben Scheffel noch einen zweiten Mann von durchdringendem Blick und treffender Gestaltungskraft anzurufen. Es ist Felix Dahn, welcher nicht aus der Vergangenheit, sondern aus der Gegenwart folgendes anmuthige Bild herausgreift: „Die altbayerische Bauersfrau im Chiemgau, welche lieber als in der weihrauchdumpfen Dorfcapelle draussen im Walde vor dem Eichenbaum kniet, in dessen Rinde sie die Marke des Hofes geritzt und darüber mit rothen Vogelbeeren das Bild der Himmelskönigin gesteckt, indessen ihre Kinder den Waldquell hinab Rindenschifflein, mit Wachslichtern besteckt, als „Lebensschifflein" schwimmen lassen, Glück und Unheil, langes Leben und frühen Tod aus dem Geschicke der kleinen Flotte deutend — sie lehren uns den Wald- und Quellencultus unserer Ahnen verstehen." Sie lehren uns aber auch, möchten wir hinzufügen, die technische Bedeutung des Waldes für die neuen und sicher mehr noch für die alten Deutschen begreifen. Denn Eichbaum, Rinde, Vogelbeeren, Rindenschifflein, sind Theile oder Erzeugnisse des Waldes und Träger der Holzcultur!

Die alten Deutschen haben keine Wege gebaut, sondern im strengsten Wortsinne (durch Baumfällung) „Wege eingeschlagen". Zu Steinstrassen und Steinbauten fehlte ihnen vor allem Eines — das Capital. Und dieser Mangel war ein Glück für die deutsche Freiheit! Hätten die Deutschen schon Steinbauten und Städte im römischen Sinne besessen, so wären sie in den vielhundertjährigen Kriegen von den Römern sicher unterjocht worden. Denn die barbarische Kriegsweise der Römer pflegte in Feindesland alles Entzündbare zu verbrennen. Wie oft und wie kaltblütig berichten darüber die römischen Schriftsteller! Wären die Bauernhäuser der Chatten und Alemanen aus Stein gewesen, so würden die Bewohner, nach den oft wiederholten Zerstörungen, entweder das Land verlassen oder sich unterworfen haben. Allein ihre Holzhäuser waren schnell wieder hergestellt. Kaum hatten die Römer den Rücken gewendet, so begann die Zimmermannsarbeit, der gemeinsame Wald lieferte seinen Kindern den Stoff und der Acker das Dach, der Nachbar half dem Nachbar. Die Geschicklichkeit in der Holzarbeit dürfte im damaligen Deutschland so verbreitet gewesen sein, wie im heutigen Inner-Russland, und so stand bald wieder das Dorf fix und fertig da. Noch aus viel späterer Zeit

hat die Geschichte einzelne Beispiele der Schnelligkeit solcher Neubauten aufbewahrt. So wird von der Stadt Lebus erzählt, sie sei in vierzehn Tagen vollendet worden, und ganz ähnlich lautet der Bericht des Bischofs Thietmar von Merseburg über die Wiederherstellung der abgebrannten Stadt Meissen. Der vielgerühmte Brand des — gleichfalls überwiegend hölzernen — Moskau mag zahllose Vorspiele im alten Deutschland gehabt haben. In solchen Zeiten und Ländern steht an der Spitze der Werthgegenstände das Vieh, dann kommt der Boden, dann das Haus. Je mehr aber die Bevölkerung wächst, die Industrie anhebt und sich ausdehnt, das Land, wie das alte Italien, sich mit Villen und Schlössern bedeckt, umso mehr verschieben sich diese Werthbegriffe.

In den bedrohten Grenzgegenden mögen die Bauten leicht und einfach gewesen sein. Eine gewisse Zierlichkeit ist darum nicht ausgeschlossen. Als die Römer unter Julian im 4. Jahrhundert wieder einmal im Schwarzwald übel hausten, staunten sie über die bequemen alemanischen Häuser. Danach hatten sich die Alemanen auf dem Boden des Zehntlandes auf der römischen Seite des Pfahlgraben schon wohnlich eingerichtet. Sonst waren auch die Burgunder als geschickte Zimmerleute berühmt. Da darf man sich freilich nicht wundern über die prächtigen Schweizerhäuser, die, nachdem Ort und Zeit völlig sicher geworden, von Burgundern und Alemanen im Berner Oberland, am Zugersee, im Bregenzer Wald aufgestellt wurden und jeden Besucher erfreuen! Dass das Wesentliche dieser Bauten nicht erst in der neuen Heimat entstand, sondern in die Urzeit hinaufgeht, ergibt sich aus der Verwandtschaft und Vetterschaft mit dem skandinavischen Hause, worüber das Buch von Rudolf Henning das Nähere beibringt. In dem deutschen Bauernhause liegt eine solche Mannigfaltigkeit des Grundplanes, der sich an Boden, Klima, Wirthschaft und Ueberlieferung anschmiegt, und daneben ein solcher Reichthum der Formen, dass man sehr wohl von ihm als einem „Kunstwerke“ reden kann. Was Justus Möser von dem westphälischen Bauernhause sagte, dass es nämlich in seiner Art „vollkommen“ sei, lässt sich auch auf die Häuser der anderen deutschen Stämme anwenden, deren jeder sich die dem Bedürfnisse am meisten zusagende Hausform geschaffen hat. Im deutschen Bauernhause steht eine vielgestaltete Welt vor uns, eine Welt für sich, welche allein schon imstande ist, das merkwürdige Wort des Tacitus von der Ursprünglichkeit des mitteleuropäischen Stammvolkes zu beweisen und zu bekräftigen.

Dieselbe, von der Natur gegebene und bedingte Bevorzugung des Holzstoffes aber, die bei den altdeutschen Befestigungen, Kirchen und Wohnhäusern sich zeigt, begegnet uns nicht minder im Innern dieser Gebäude bei Geräthen, Werkzeugen und den mannigfachen Gegenständen des täglichen Gebrauches.

Ich habe darüber selbst eine Belehrung empfangen, die, ich gestehe es, nicht ohne tiefen Eindruck geblieben ist. Zur schon erwähnten ungarischen Landesausstellung von 1885 hatte die Marmaros, jene merkwürdige, im Nordosten in die Karpathen eingebettete Landschaft Ungarns, ein Thürschloss eingesendet, welches in allen seinen Theilen aus Holz war. Das Schloss war gross und aus starken Gliedern gebildet und bestand seinem wesentlichsten Theile nach aus einer Anzahl von Tasten oder flachen Stäben, neben einander liegend, aber von verschiedener Länge. Diese scharf bemessene verschiedene Länge der Tasten war nun das Wichtigste, denn zu ihr passte genau ein Schlüssel, dessen verschieden geformtes Zungenwerk bestimmt war, jene Tasten zu heben, wodurch das Schloss sich öffnete. Die Länge der einzelnen (etwa fünf) Tasten war verschieden und bot daher die verschiedensten Combinationen, und wer nicht diese Combinationen kannte und danach den Schlüssel formte, konnte das Schloss nicht öffnen. Kein Zweifel, ich hatte hier jene sinnreiche Construction vor mir, die erst wieder in neuerer Zeit als „Chubbschloss“ oder „Brahmaschloss“ an Geldspinden zur Anwendung gelangt und wahrscheinlich als neueste Erfindung mit Patenten aller europäischen Regierungen versehen ist! Die Ueberraschung war in der That gross und sie wuchs, als ich nicht lange darauf bei einem Besuche in der Reichenau in Oberkärnten ganz dieselben Holzschlösser vorfand. Sie kommen dort noch bei alten Gebäuden vor, beispielsweise bei Mühlen, welche die grösseren Bauern, von ihren Höfen entfernt, an einem Gebirgsbache liegen haben. Die älteren dieser Mühlen tragen, in die Thüre eingeschnitten als Zeichen des Eigenthümers, die Hausmarke des betreffenden Hofes und schützen sich durch ein kunstvolles Schloss. Solche Schlösser kommen in Oberkärnten noch mehrfach vor, wenn man sie auch jetzt nicht mehr macht und sie an den Gebäuden allmälig durch eiserne Schlösser ersetzt. Aber auch im westlichen Deutschland werden sich die alten Holzschlösser noch erweisen lassen. So versichert mich ein zuverlässiger Beobachter, dass er zu Klein-Linden bei Giessen sich noch eines solchen Schlosses

entsinne. Durch diese Thatsachen ist nun der Ursprung des Schlosses der Marmaros ziemlich bestimmt nachgewiesen: wie die ungarischen Holzkirchen stammt es aus germanischer Quelle. Uebertragung im Mittelalter ist kaum anzunehmen, da im Mittelalter eiserne Schlösser doch wohlfeil und in den Städten allgemein verbreitet waren. Ist dies richtig, so hätten unsere Vorfahren schon vor 1500 Jahren jene kunstvollen Bramahschlösser besessen, deren sehr vollkommener Mechanismus erst in jüngster Zeit wieder erfunden und in Uebung gebracht ward.

Zur Kirche gehört die Glocke. Wenige werden wissen, dass auch die Glocke einst von Holz war. In seinem „Waverley" schildert Walter Scott eine Vorrichtung, die als Ersatz der Glocke diente. Diese Vorrichtung bestand in einem starken runden Kessel und war in einem runden Bretterhause vor der Holzkirche aufgehängt. Gegen diesen Kessel wurden nun mit einer Art hölzernen Hammers Schläge geführt und dadurch die Gemeinde zum Gottesdienste geladen. Walter Scott scheint die hier von ihm beschriebene Vorrichtung in Schottland noch selbst gesehen zu haben. Aber auch aus anderen Gegenden wird ihr Vorkommen bezeugt. Oft bestand sie aus einem etwa 10 Fuss langen, gespannten Eichenbrett, auf welches mit einer dicken krummen Stange geschlagen ward. Wie ich einer Reisebeschreibung von Herrn C. Schnabl über Spanien entnehme, befindet sich ein solches Instrument noch heute in dem berühmten Walfahrtsorte San Jago de Compostella im spanischen Galizien. Dasselbe ist in einer Vorhalle der Kirche aufgestellt und man lässt es an grossen Festtagen ertönen. Man beginnt mit langsamen Schlägen, sie werden dann immer schneller, bis sie wieder in langsamen Schlusspunkten austönen — der Tonfolge nach etwa wie unser studentischer „Salamander". Der Apparat, welcher im altchristlichen Gottesdienste eine nicht unbedeutende Rolle spielt, heisst im Kirchenlatein simantrum (*σήμαντρον*), auch Hagiosiderion (heiliges Erz), in welch' letzterem Ausdrucke sich dann schon die Anwendung einer Broncetafel statt des Holzbrettes kennbar macht. Der Schritt von der Erztafel zur Glocke ist dann kein grosser mehr.

Hier möge nur hervorgehoben sein, dass selbst auf kirchlichem Gebiete die Glocke und mit ihr die Bronce nunmehr einen älteren Vorläufer gefunden hat in Gestalt eines Geräthes, das aus dem echtdeutschen Haus- und Hilfsstoff, dem Holz des Waldes, gemacht war.

In der „Zeitschrift der Gesellschaft für Volkskunde" (Berlin 1895) macht R. Andrée Mittheilung über ein von Harzer Köhlern noch vor wenigen Jahrzehnten gebrauchtes Geräth zur Sprache in die Ferne, des Namens „Hillebille". Es besteht aus einem, an einem Galgen hängenden starken Brette aus Buchenholz, das mit einem hainbuchenen Klöppel geschlagen wird. Man hört die Töne, je nach Wind und Wetter, bis auf 1/2 Stunde und mehr. Nach Andrée war die Hillebille auch im Erzgebirge gebräuchlich; den Namen leitet er ab von hille (Stil) und bille (Beil). In der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde" (Wien, 1895, Heft 4, S. 127) erwähnt Prof. R. Hoernes in Graz, dass die im Oedenburger Comitat lagernden Reitertruppen sich eines ähnlichen Lärmgeräthes zur Zeichengebung (bis auf 1 Stunde weit) bedienten. In demselben Blatte führte J. Krainz in Graz den Nachweis, dass diese Vorrichtung, unter dem Namen „die Klopf" in dem uralten Orte Eisenerz vorkommt. Bei Leichenbegängnissen von Bergwerksofficieren (Beamten) wird nämlich vor Annäherung des Zuges zum Friedhof bis zur Einsenkung des Sarges in die Erde, auf zwei schwebenden Brettern eine Art Trauermelodie geklopft. Auch beim Bergswerksbetriebe ward die Klopf gebraucht, wenn es Zeit zum Laden der Spreng- oder Bohrlöcher war oder das Anbrennen der Zünder bei Sprengungen bevorstand. Dass in diesem Falle das Geräthe schon aus Bronce bestand, ändert das Wesen der Klopf durchaus nicht, beweist vielmehr die Verwandtschaft mit der Glocke auch in diesem Punkte. Sprachforscher mögen untersuchen, ob nicht das Wort Glocke mit Klopf, Klopfen, Klöppel verwandt ist. Offenbar sind das von Walter Scott erwähnte Geräthe, das Simantrum der Kirche, die Hillebille und die Klopf identisch.*)

Hieher gehören ferner die Schliessbalken oder Thürbarren (ital. tanco), die sich in allen Burgen und alten Häusern finden; die Stampfen aus Eichenholz zum Bereiten von Grütze oder Graupen, die man in Brandenburg, sowie in Ost- und Westpreussen noch kennt und welche Virchow im Kaukasus wiederfand**); die hölzernen Handmühlen in Steiermark, wie die hölzernen Turbinen in Kärnten; die als Truhen hergerichteten Eichenklötze; die Holzschüssel, von welcher Attila speiste; der Julblock, dessen sich Altengland noch erfreut, und das Holzstück,

*) Der letzte Absatz ist Nachtrag des Verfassers aus dem Jahre 1898.

**) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien Nr. 7, S. 54 (Nov. 1887).

das den alten Baiern im Grabe auf die Brust gelegt ward — all dies bezeugt eine uralte und durch den Brauch ungezählter Jahrhunderte ausgearbeitete und vertiefte Holzcultur, welche ihre eigenen Kunstformen besass, die von Kennern noch in der Art neu zu prüfen sind, ob sie nicht ursprünglicher und älter sind, als die bei der Bildnerei in Thon, Stein und Metall angewandten Stilformen, welche bisher wéit überwiegend das Interesse der Forscher wie des Publicums in Anspruch genommen haben.

Es wurden oben die Hausmarken erwähnt. Wer auf eine Sammlung dieser ehrwürdigen Bauernwappen einen Blick wirft, fühlt sogleich heraus, dass alle diese Zeichen ursprünglich geschnitten und geritzt wurden. Sie sind daher fast durchweg geradlinig, eine Vereinigung mehrerer geraden, leicht in Holz einzuschneidender Züge, genau wie die Runen, mit denen die Hausmarken eng zusammenhängen. Und ist diese Bevorzugung gerader Züge nicht noch immer eine Eigenthümlichkeit unserer deutschen Schrift? Hiemit eröffnet sich aber ein Ausblick auf eine neue Seite der alten Holzcultur.

Aus der Frithjofssage ist auch in weiteren Kreisen der Wikinger „Balk“ bekannt, was so viel bedeutet wie der Wikinger „Satzung“, „Gesetz“. Der Gothe Jornandes, welcher im 6. Jahrhundert schrieb, erwähnt einheimische Gesetze der Gothen „quas usque nunc conscriptas belagines nuncupant“ (c. 11). Das Wort des Journandes „belago“ scheint mit jenem Tegnerschen „Balk“ gleich und bedeutet wohl einfach einen Balken, eine Rolle, die mit Runen „beschrieben“ war, d. i. auf welche Runen „eingeritzt“ waren (englisch: to wright). Ebenso wie der Name der Gesetzesrolle und das Schreiben, so deuten auch die Worte „Buchstaben“ und „Lesen“ auf hölzerne Geräthe: „Buchstaben“ sind kleine Stäbe aus Buchenholz und „Lesen“ bedeutet Sammeln, Aussuchen dieser Stäbe, die mit Runen gezeichnet waren. So bedienten sich denn auch ein wichtiger Theil der geistigen Cultur, der Mittheilung und Ueberlieferung des Holzes.

Dasselbe lässt sich vielleicht bei genauerer Erforschung von der Kunst überhaupt sagen, ich meine die Kleinkunst im Gegensatze zur Baukunst, jedoch in Anlehnung an sie. Wenn man nämlich die ältesten deutschen Ornamente — beispielsweise die von Lindenschmit beschriebenen Gefässe aus den Gräbern des Rheinlandes — genauer prüft, so findet man auch hier überwiegend

solche geradlinigen Zierrathen wieder, die sich bei der Bildnerei in Holz ergeben, also Zickzackbänder, das Andreaskreuz, dachziegelförmig sich ablösende Ritze. Runde Linien sind dabei nicht ausgeschlossen, also beispielsweise Knöpfe, Buckeln oder das vierspeichige Sonnenrad (das bekannte Mainzer Sonnenrad, welches viel älter ist als der angebliche Wagnersohn Bischof Willegis), aber auch in diesem Falle ist die Füllung und überhaupt die Mehrzahl der Linien so gezogen, wie sie bei Schnitt und Ritzung entstehen. Und auch jene vielverschlungenen, wurmförmigen Bänder, jene Schlangen- und Drachenleiber, die auf altdeutschen Bildwerken eine so grosse Rolle spielen, deuten auf Holzbildnerei in halberhabener Arbeit als Ausgangspunkt hin.

Welche Bedürfnisse, welche Nothwendigkeiten bleiben denn aber, so wird man fragen, zur Deckung durch die Metalle übrig? Dass in den Jahrhunderten um Christi Geburt das Gebiet, wo die Deutschen Bronce oder Eisen zur Verwendung brachten, kein grosses gewesen ist, das möchte leicht nachweisbar sein. Am wichtigsten waren die Metalle jedenfalls für Krieg und Waffentechnik. Hier gab die Kunst ihrer Verarbeitung den grössten Vorsprung dem Volke, das sie besass, und doch ist uns auch bei den Waffen durch ausdrückliche Zeugnisse sichergestellt, dass die alten Deutschen, wie Tacitus sagt, an Eisen „keinen Ueberfluss“ hatten, ihre Wurfspiesse nur mit „schmalem und kurzem Eisen“ versehen waren und „nur Einzelne“ Schwerter oder grössere Lanzen führten. (Tac. G. Cap. 6). Der Landsturm ist sicher noch zu Tacitus Zeit überwiegend mit zugespitzten Holzschäften ausgerückt. Dass neben broncenen Spangen, obwohl deren Preis, da sie ein Gegenstand südlicher Massenerzeugung und nordischer Nachahmung waren, kein allzu hoher gewesen sein kann, noch Dorne zum Heften des Kittels dienten, wissen wir gleichfalls aus Tacitus (Cap. 17). In ähnlicher Weise konnten die Pflugschaar durch hartes Holz, die Beile durch Stein, die Ketten durch Lederriemen und Sehnen, die Nägel durch Pflöcke ersetzt werden. Zu Gefässen diente Thon, zu Gewichten Stein, zu Tellern vielleicht schon Zinn, zum Schmucke Bernstein, Glasfluss, Edelmetall. Wo liegt denn da die Nothwendigkeit, ja die Berechtigung, den Culturstand der nordischen Völker nach zwei für sie in damaliger Zeit nicht allzu bedeutungsvollen Metallen, wie Bronce und Eisen, bestimmen und eintheilen zu wollen? Für Semiten, Griechen, Römer mag jene Scheidung bedeutsam sein; indem man aber für Deutsche und Skandi-

naven dieselbe Eintheilung anwandte, hat man ein schiefes Bild von der Cultur unserer Vorfahren hervorgerufen und die letztere viel geringer und dürftiger erscheinen lassen, als sie wirklich war. Solche schematische Eintheilungen vertragen sich überhaupt selten mit dem wirklichen, thatsächlichen Leben. Will man sie dennoch, so läuft bei den Deutschen neben dem Stein, der Bronce und dem Eisen eine viel wichtigere „Holzcultur" her, sollte man also von einem „Holzzeitalter" reden, welches letztere freilich aus der Urzeit bis in die Gegenwart hineinragt.

Dass die alten Deutschen in Haus und Hof, bei Geräthe und Werkzeug vorzugsweise und wo nur immer möglich zum Holze griffen, das hat seinen Grund in dem unwiderstehlichsten und zwingendsten aller Motive: der wirthschaftlichen Nothwendigkeit. Holz bot ihnen der heute noch so ziemlich alle Theile Mitteleuropa's durchsetzende und damals jedenfalls noch weit verbreitetere Wald. Der Wald war durchwegs Eigenthum der Markgenossen, die Fällung zum eigenen Gebrauch selbst im bevölkerten Westdeutschland bis in das vorige Jahrhundert hinein frei, der Ankauf von Stoff für besondere Zwecke wohlfeil, die Kunst der Bearbeitung weit verbreitet. So gut wie heute noch der grossrussische Bauer, wird auch jeder deutsche Bauer die gewöhnliche Zimmermannsarbeit verstanden haben; für bestimmte Zwecke und feineres Werk bildeten sich Wagner und Zimmerleute heraus. Die Werkzeuge zur Holzbearbeitung waren einfach.

Bei Steinbau und insbesondere bei den Metallen war dies ganz anders. Sie forderten andere Werkzeuge, andere Vorbildung, Fachkunde und auf Theilung der Arbeit beruhenden, wenn nicht gar fabriksmässigen Betrieb. Grösserer Gewerbebetrieb passte gar nicht in die alten Markgenossenschaften; man weiss, dass er sogar in späterer Zeit erst in den Städten, diesen anfangs mit grossem Misstrauen betrachteten Schöpfungen der Deutschen Kaiser, einen guten Boden fand. Folge von dem Allen war die Theuerung der aus Metall erzeugten Waaren.

Von den hohen Erzeugungskosten des Eisens in alter Zeit macht man sich heutzutage oft nicht die rechten Begriffe. Ebenso interessant wie wichtig ist daher ein Versuch, den einst in Wien der Director der Alpinen Montan-Gesellschaft, v. Frey, in Verbindung mit Grafen Wurmbrand und dem Feldmarschall-Lieutenant Tiller in dieser Richtung angestellt hat. Bei dem Bau der Mösl-

Hüttenberger Eisenbahn in Kärnten (1869) hatte man zwei Eisenschmelzen gefunden, die wahrscheinlich von Römern herstammten. Die Fachleute waren erstaunt über die Einfachheit und geringe Leistungsfähigkeit der Anlage. Der schwache Luftzug bedingte eine langsame Zufuhr von Sauerstoff und daher einen riesigen Verbrauch von Brennstoff. Herr v. Frey liess nun ganz ähnliche Oefen erbauen und Hüttenberger Erze darin schmelzen. Das Ergebniss war jener Eisenwolf, welcher jedem Freunde der alten Hüttenkunde wohl bekannt ist und als ein ungleichmässiges Gemenge von Eisen, Stahl und Schlacke bezeichnet werden kann. Ueber den Preis des so gewonnenen Materials wurde genaue Rechnung geführt und da zeigte es sich, dass der so gewonnene Eisenwolf nicht weniger als 214 Gulden ö. W. der Metercentner kostete. Erwägt man, dass von diesem Schwamme nur ein Theil, vielleicht nur der kleinere, zu Stahlwaaren (Schwertern) verarbeitet werden könnte, so würde der Preis eines Metercentners so gewonnenen Stahles auf 400—500 Gulden steigen, während die moderne Grossindustrie jetzt guten Tiegelgussstahl, welcher zur Erzeugung von Waffen weit besser ist, als der im Eisenschwamm enthaltene Stahl, mit nur 15 Gulden den Metercentner in den Handel bringt. Der Rohstoff war also etwa dreissigmal so theuer als heute.

Wie hoch dann noch bei den Deutschen die Arbeit des Waffenschmiedes bewerthet wurde, dafür sprechen Sage, Lied, Gesetzgebung, Geschichte. Man kann daher vollständig verstehen, dass im 7. Jahrhundert bei den ribuarischen Franken ein Schwert mit Scheide auf den Werth von sieben Kühen geschätzt ward.

Was Bronce betrifft, so waren deren Productionskosten bei den technisch weiter vorgeschrittenen Völkern des Mittelmeeres gewiss niedriger, aber bis die Waare zu dem nordischen Verbraucher gelangte, wird auch sie nicht billig gewesen sein. Man kann sich daher leicht vorstellen, dass unsere Vorfahren, wenn irgend möglich, zu dem nahen, wohlfeilen Holze als Stoff für ihre Geräthe griffen.

Diese Ziffern machen eigentlich der Lehre von einem „Bronce-Alter", von einer „Eisenzeit" vollständig ein Ende, das heisst, sie führen die Anschauungen auf den Boden der Thatsachen zurück, und wenn dies geschehen ist, wird plötzlich Alles einfach und natürlich erscheinen.

Eine „Broncezeit" hat es in Deutschland nie gegeben. In dieser Hinsicht sind die Ausführungen von

Dr. Ludwig Beck in seiner „Geschichte des Eisens“ geradezu entscheidend. Der Verfasser, welcher in seltener Weise den ausübenden Hüttenmann mit dem Gelehrten vereinigt, sagt darüber: „Eine weit verbreitete Meinung ist die, dass die Benützung des Kupfers und der Bronce älter sei, als des Eisens. Archäologen wie Anthropologen halten noch vielfach an der alten Irrlehre fest, dass auf die Steinzeit erst eine Broncezeit und auf diese erst die Eisenzeit gefolgt sei.“ Diese Ansicht sei aus den Gräberfunden und zwei Stellen des Lucrez und Hesiod entstanden. Diese Beweismittel seien nicht bindend. Seine Auffassung legt dann der Verfasser wie folgt dar: Die Aeusserungen des Lucrez und Hesiod sind mehr philosophischer als geschichtlicher Natur, die häufigeren Erzfunde in Gräbern aber sind kein hinlänglicher Beweis für das höhere Alter der Bronce, da das Eisen in feuchtem Boden sich viel rascher und vollständiger oxydirt und auflöst als die Bronce, so dass nur besondere Glücksumstände (wie bei dem Holze!) die Erhaltung von Eisenstücken durch Jahrtausende hindurch überhaupt ermöglichen. Bronce aber ist weit schwerer zu gewinnen als Eisen. Erstere, eine Legierung von Kupfer und Zinn, setzt die Darstellung des Kupfers aus feinen Erzen voraus; nun brauchen diese Erze eine Erhitzung bis über 1100° C., während Eisen schon bei 700° C. als schmiedbarer Eisenschwamm ausgeschieden wird. Bei der Unzulänglichkeit der Schmelzvorrichtung und Windzuführung machte es aber einen ungeheuren Unterschied, ob eine Operation bei 700 oder 1100 Grad ausführbar war (S. 40). Die Erfindung der Bronce war ein ausserordentlicher Fortschritt in der Metallurgie, der nur von einem der hüttenmännischen Technik kundigen Volke, das im Besitze der beiden Metalle, des Kupfers und des Zinns, war, gemacht werden konnte. Die Erfindung stammt aller Wahrscheinlichkeit nach aus Asien und wurde von den Phönikern in umfassendster Weise ausgebeutet. (S. 43). Die Bronce hatte den grossen Vorzug vor dem Eisen, dass sie sich leicht schmelzen und umgiessen liess, und diese Kunst lehrten die fremden Kaufleute den Eingebornen, indem sie ihnen Schmelzformen lieferten, ihnen zeigten, wie die Schmelztiegel anzufertigen seien und wie man aus zerbrochenen und unbrauchbar gewordenen Gegenständen wieder neue herstellen könne. Versteht man diese Vorgänge unter „Broncezeit“, so hat diese Theorie für Europa ihre Berechtigung. Ganz unannehmbar dagegen erscheint die Lehre, wenn sie so gedeutet wird,

als ob Völker, wie z. B. die alten Bewohner Dänemarks, die in ihrem Lande weder Kupfer noch Zinn finden konnten, oder Binnenvölker, wie die Pfahlbaubewohner der Schweiz, die von der Zinnküste Englands und unserem Erzgebirge doch ziemlich weitab wohnten, selbständig die schwierige Darstellung der Bronce entdeckt und Waffen daraus geschmiedet hätten oder als ob nach der Steinzeit eine Broncezeit hätte folgen müssen. (S. 43 und 45).

Wie hinzugefügt werden kann, darf bei allen diesen Fragen die Gestalt des alten Deutschland, sein innerer Zustand und sein Handel nicht ausser Acht gelassen werden. Deutschland ist von vier Seiten zugänglich und seine Mittellage im Welttheile brachte einzelne seiner Grenzländer mit sehr verschiedenen Nachbarn und sehr verschiedenen äusseren Culturströmungen in Verbindung, während die inneren Wege durch Stammfeindschaft, Bannwaldungen, Kriege, arge Theuerung der Landfracht oft unsicher und kostspielig waren. Massilia mag die Schweiz und die Rheinlande, seefahrende Phöniker oder Gaditaner mögen Norddeutschland, Etrurien mag über Alpen und Adria die Thäler der Donau und Weichsel mit Broncewaaren versorgt haben. Die Typen der auf deutschem Boden gefundenen Metallwaaren können daher sehr verschieden gewesen sein und brauchen sich durchaus nicht über Gesammtdeutschland verbreitet zu haben. Oft entschied das Vorhandensein von Gegenwaaren (Rimessen); wo die werthvollste Gegenwaare Deutschlands — der Bernstein — sich findet, dort erklärt sich leicht das Vorkommen vieler und schöner Erzgegenstände. Jedenfalls aber war Bronce in Deutschland reine Einfuhrwaare. Nach Ort, Zeit und Gelegenheit griffen danach — wie heute etwa nach einem anderen Südproduct: dem Bordeauxwein — die Wohlhabenden, die Reichen, die Häuptlinge; also im Ganzen (wie denn auch Tacitus des Erzes nicht erwähnt und der deutsche Bauer der Gegenwart das Erz nicht kennt) war Bronce selten, werthvoll, und wenn gleichwohl der deutsche Boden auch dort, wo keine Römer gewohnt, dem Forscher zahlreiche Broncefunde in die Hand führt, so erklärt sich dies durch den Gang des Handels und die fast unzerstörbare Dauer des Erzes.

Ganz anders war es dagegen mit dem Eisen. Das Eisen und dessen Erzeugung geht in Deutschland in unvordenkliche Zeit zurück. Begleiter zugleich und Tochter wie Feind des deutschen Waldes, wird es — eben wegen

grossen Brennholzbedarfes — im Urwald gewonnen und in der geheimnissvollen, von Sagen umsponnenen Waldschmiede verarbeitet. Wer sich für die Anfänge des Vorkommens und der Gewinnung des Eisens bei unseren Vorfahren näher interessirt, wird in dem hervorragenden Werke von Dr. Beck alles Erforderliche finden. Für meinen Zweck genügt es, sicherzustellen, dass Eisen und zwar Schmiedeisen — Gusseisen kannte das Alterthum nicht — sowie Stahl in Deutschland uralt sind, ihre Gewinnung wahrscheinlich bei allen deutschen Stämmen verbreitet, aber bei unvollkommener Technik spärlich, unsicher und von fabrikmässigem Betriebe (den wir bei den Broncen der Südvölker schon voraussetzen müssen) sehr weit entfernt war, das Erzeugniss daher zugleich unvollkommen und sehr theuer gewesen ist. Dass man sich unter Umständen mit sehr wenig Eisen behelfen könne, zeigt auch die Geschichte anderer Völker. Von Porsenna besiegt, mussten die Römer jedem Gebrauche des Eisens, ausser bei der Pflugschaar, entsagen, und nicht ohne Erstaunen lesen wir bei Sallust (Catil. c. 56), dass die Verschworenen Catilina's mitten im wohlhabenden, an Kriegen reichen Italien theilweise noch mit zugespitzten Pfählen bewaffnet waren. Zur Zeit des Tacitus (um 100 nach Christus) besassen die Deutschen wenig Eisen und gingen sehr sparsam damit um. Immerhin stellt Tacitus seine Verwendung bei Speer, Spiess und Schwert sicher. Dem entsprechend wird es auch für Pflugschaar, Sense, Sichel, Axt und Messer bei dem Hauptstock der Bauernschaft in Verwendung gewesen sein. Mit der Besitznahme der römischen Länder, durch die Deutschen nach der sogenannten Völkerwanderung, ward Eisen wohlfeiler, aber es war bereits ein Beharrungszustand eingetreten: wo Eisen wirklich nöthig, da hatte man es schon aufgenommen, aber über die oben angegebenen Zwecke hinaus brauchte man es nicht und bediente sich lieber anderen Materials. Ist diese Betrachtung richtig, so folgt daraus, dass der grössere oder geringere Eisenverbrauch sowohl in der alten Zeit als im Mittelalter nur in sehr begrenzter Weise als Massstab der Cultur des deutschen Volkes angesehen werden kann oder, genauer gesprochen: der Culturzustand des Grundstockes der Bevölkerung war in alter Zeit durchaus nicht so verschieden von dem gegenwärtigen, als man jetzt in der Regel annimmt. Das tägliche Leben hatte schon sein sicheres Geleise gefunden. Ob man die Fensteröffnungen mit Glas und mit Därmen oder, wie bis vor Kurzem noch (nach

Ranke) im Isarwinkel, mit Holzstäbchen verschloss; ob man, statt des durch Reibung erzeugten Nothfeuers und des übertragenen Funkens, durch Stahl und Stein oder durch Zündhölzchen die Flamme entfacht; ob man den Kienspahn durch die Erdöllampe ersetzt; ob man statt des Strohdaches oder Schindeldaches Ziegel auflegt; ob man das Ross mit Eisen beschlägt, aufzäumt und spornt, den Wagen mit Radbüchse, Radspeichen und Radreifen versieht, die Riegel, Schlösser, Nägel von Eisen nimmt; das Alles begründet keine so tiefgreifenden Unterschiede, um daraus neue Culturperioden abzuleiten. Die deutsche Vorzeit in ein Bronce-Alter und ein Eisen-Alter zu zerlegen, scheint hienach ungefähr so, als ob man die Deutschen der Gegenwart in Austern-Esser und Forellen-Esser eintheilen wollte: sie essen beides, wenn sie es kriegen. Für eine unbefangene Betrachtung umso selbstverständlicher und natürlicher erscheint es vielmehr, dass Holz in seinen verschiedenen Arten, welches der deutsche Urwald Jahrtausende hindurch in reicher Fülle und Mannigfaltigkeit zu Preisen lieferte, die wohl nur in den Verfrachtungskosten zum nahen Verbrauchsorte bestanden, wo immer möglich Verwendung fand und in Haus und Hof, bei Rast und Reise, bei jeglicher Arbeit, als Geräth und Zier eine viel grössere Rolle spielte, als bisher angenommen worden ist.

Hieraus folgt dann weiter, dass der Culturstand der alten Deutschen nicht einseitig nach Gräberfunden beurtheilt werden darf. Auf diesem Wege kommt man nur zu verschwommenen Menschheitsbildern, zu „schwankenden Gestalten“, zu einer Halbcultur, einer marklosen Nachahmung des Südens und fällt schliesslich, wenn man doch das Ursprüngliche der Germanischen Welt zugestehen muss, am Ende der Kette auf jene nackten Bärenhäuter, wie die von schmerzlichem Patriotismus über den Sturz ihres nationalen Reiches durchdrungenen römischen Missionare unsere Vorfahren so gern schildern. Die Frage, wie durch solche „Wilde“ das am festesten geschmiedete Reich aller Zeiten gestürzt werden konnte, bleibt dann freilich unbeantwortet. Die Lösung ist jedoch von Männern wie Möser und Grimm u. A. gefunden, von ahnungsvollen Dichtern wie Scheffel, Freytag, Dahn, R. Wagner weiter ausgeführt worden. Aber ein allseitig klares Bild von unseren Vorfahren besitzt deshalb die Nation dennoch nicht. Hier bedarf es noch einer mühsamen, Stück für Stück erfolgenden Wiederherstellung des täglichen Lebens der alten Deutschen. Und dabei

gebührt das erste Wort den Thatsachen der Gegenwart. In diesem Sinne sagt einmal Virchow[1]): „Was an einzelnen Orten noch im Gebrauche ist, das hat an anderen seit Menschengedenken aufgehört zu sein.... Die prähistorische Archäologie sucht ihre Erklärungen zuweilen in der Werkstatt des Handwerkers, in der Gewohnheit des Feldarbeiters, in den Gebräuchen der Familie.“ Und Constantin v. Höfler schrieb dem Verfasser: „Ich freue mich immer sehr, wenn die historische und ethnographische Forschung sich aus dem Boden, dem Lande, dessen Benennungen neue Quellen schafft, ich möchte sagen, ein neues Archiv anlegt.“ Nun wohl, unser reichstes Archiv, unsere stärksten Urkunden liegen in dem Leben der Gegenwart, wobei selbstverständlich gewissen, in abgelegenen Landschaften hausenden Bauernschaften die meiste Beachtung zu schenken ist. Fasst man aber die letzteren genau in's Auge, so wird man immer mehr zu der Auffassung Möser's geleitet, welcher die Sachsen aus der Zeit Wittekind's ungefähr so denken und reden lässt, wie die niedersächsischen Bauern des 18. Jahrhunderts. Am deutschen Felsblock haben viele Wellen genagt, aber das Urgefüge haben sie wenig geändert.

Von den drei Quellen für die Geschichte der deutschen Vorzeit: den Zeugnissen des Schriftthumes, Gräberfunden und der neuzeitlichen Volkskunde ward bisher die letztere am sparsamsten gepflegt. Die nächste Zukunft wird sich daher am meisten mit ihr zu beschäftigen haben.

---

[1]) Vorrede zur Uebersetzung von Lubbock, „Vorgeschichtliche Zeit“. S. VII.



Erlebt — Erwandert.

II.

Haine und Heiligthümer.

Von Dr. Alexander Peez.



WIEN 1899
Carl Konegen
Opernring 3.



A. Böcklin pinx. Photogravure Bruckmann

HEILIGER HAIN

Mit Genehmigung der Photographischen Union, München

2134

Erlebt — Erwandert.

II.

Haine und Heiligthümer.

Von Dr. Alexander Peez.



WIEN 1899
Carl Konegen
Opernring 3.

INHALT.



Wenn der moderne Grossstädter liest, dass die alten Deutschen ihren Gottesdienst in Wäldern und Hainen abhielten, so ist er sehr geneigt, darin einen Beweis gröblicher Unkultur zu erblicken. Was ist ihm der Wald! Er schwärmt wohl theoretisch dafür, aber wie selten kommt er hinein, und wenn es einmal geschieht und der Wald ist in Ruf und Mode, so raubt die Massenwanderung den Hauptreiz des Waldes, die Einsamkeit und Stille, und bald wird alle Romantik von den lärmenden Schaaren der Vergnügungszügler, vom Getriebe der Gaststätten und von den rings verstreuten, fettbeglänzten Papierfetzen vertrieben.

Derselbe Grossstädter freilich betrachtet mit Rührung die so oft von Künstlern dargestellten Predigten der Puritaner auf offenem Felde, und ganz anders gestaltet sich sein Urtheil, wenn er einmal selber, etwa an Mai- oder Juni-Feiertagen, zu einem Gottesdienste im Freien, wie er in den Alpenländern stattfindet, zurecht kommt. Der blumengeschmückte Altar unter dem Gewölbe alter Linden und Kastanien; der Zug der Gläubigen — voran die in Roth gehüllten Chorknaben, hierauf der alte Priester im weiss-goldenen, asiatischen Gewande, dann die herzigen weissgekleideten Mädchen, blumenbekränzt und mit bunten Schärpen gegürtet, endlich die andächtige Gemeinde, die nun gruppenweise näher oder ferner um den Altar sich aufstellt; Läuten, Gesang, Böllerschüsse, stumme und feierliche Zeichensprache des Priesters, Niederknien der Versammlung in tiefer Stille unter rauschenden Wipfeln: — mit befremdetem Staunen gesteht man sich ein, dass dieser Gottesdienst unter den Bäumen des Waldes die Seele erhebt und künstlerisch grössere Wirkungen erzielt, als die stolzeste Feier in der mächtigsten Kathedrale.

Zu dem gleichen Urtheile gelangte ein russischer Officier, welcher einem Gottesdienste im Kaukasus beiwohnte: „Die Tscherkessen haben heute noch keine anderen Andachtstätten als geweihte Orte in freier Natur. Die Wälder sind ihre Tempel, und ein Kreuz, vor einem Baume aufgepflanzt, bildet den Altar, vor welchem sie ihr Opfer verrichten mit Salbung, Demuth und Andacht. Die frommen und einfachen religiösen Feierlichkeiten der Tscherkessen in Gottes freier Natur mitten in der Stille des Waldes machten auf mein Gemüth einen unbeschreiblichen Eindruck und weckten Gefühle der Andacht in meinem Herzen, von denen ich in unseren Tempeln nie ergriffen wurde. Sie erregten eine Fülle von Gedanken über Gott, Seele und Unsterblichkeit, die lange nachklangen. Sie richteten meine Blicke auf eine Welt, an die ich sonst nur wenig zu denken pflegte.“ [1])

Der unbefangene Beobachter empfindet in solchen Fällen die Wahrheit des alten Pentameters:

Häuser erbaut der Mensch; Fluren gründete Gott
(Urbes fecit homo, condidit arva deus),

und es überkommt ihn eine Ahnung von dem innigen Zusammenhang der Religion mit der Natur.

Aber, soviel dies sein mag, so wird doch die Wirkung des Gottesdienstes im alten deutschen Wald noch tiefer gegangen sein, da zu allem Anderen, zu dem ewigen Reize der Natur, zu den inneren, dadurch angefachten Regungen der Seele, auch noch alle Schauer eines Hereinragens der Geisterwelt lebendig wurden, da Götter, Helden und Ahnen im Haine wohnten.

Bevor wir jedoch auf das Verhältniss des Deutschen zum Walde näher eingehen, wird es sich empfehlen, einen Blick zu werfen auf die entsprechenden Anschauungen anderer Völker.

* * *

Obwohl es nicht angeht, Turanier und Semiten, ohne Beachtung der von Mischvölkern gebildeten Uebergangsstufen, als völlig getrennte Einheiten den Ariern gegenüberzustellen, so lässt sich doch soviel sagen, dass die beiden ersteren zum Walde eine andere Stellung einnehmen als die Deutschen.

Zum grossen Theile wird sich diese Thatsache schon aus der Art der von ihnen ursprünglich bewohnten Länder erklären. Steppe und Wüste kennen keinen Wald;

---

[1]) K. Fr. Neumann, Russland und die Tscherkessen, 1840.

Mongolen und Araber sind nicht im Walde geboren und erzogen, wenn sie auch Waldländer durchritten, erobert oder besiedelt haben. Soweit bis jetzt unser Auge reicht, stehen die Hauptvertreter dieser beiden grossen Abtheilungen des Menschengeschlechtes der Natur kühler gegenüber, als die Arier. Vielleicht war es in ihrer Jugendzeit anders, aber jetzt und soweit die Geschichte reicht, besteht zwischen ihnen und der Natur eine Lücke, sind sie mehr Beherrscher und Benützer, als bewusste Freunde der Natur, sind sie, mit Einem Worte gesagt, Monotheisten, nicht Pantheisten, wobei jedoch ihr Monotheismus noch am Stammgotte haften blieb und sich keineswegs zum allgemeinen Gotte der Menschheit erweitert hat.

In den eroberten Ländern wussten die Mongolen-Khane Haine und Wälder wohl zu schätzen, doch wesentlich nur als Jagdgebiete. Ihre von Mauern eingeschlossenen Parke umfassten oft ganze. Länder und bargen grosse Mengen von Wild, das bei den Jagden des Grosskhanes von den Theilnehmern, die in voller Schlachtordnung anrückten, getrieben und niedergemacht wurde. Wie bei allen Völkern, war die Jagd Abbild und Vorschule des Krieges. Wo indess die mongolischen Stämme sesshaft wurden, wie in China und Japan, da erweisen sie sich als vortreffliche Gärtner; ihre Landschaftsbilder mit Hügeln, Teichen und Brücken zeigen Liebe zur Natur und, was besonders beachtenswerth, ihre Tempel sind in Hainen und Gärten erbaut. So erzählen neuere Reisende von der Insel Putu bei Ningpo unfern von Shangai, wo siebzig Andachtstätten des Buddha in paradiesischer Landschaft liegen. Das Eiland heisst: „die Insel der Heiligen“. Im Allgemeinen ist der Boden in China zu selten, als dass sich grosse Waldungen dort erhalten hätten. Fast die Hälfte des Bodens ist für Begräbnissstätten in Anspruch genommen. Wo jedoch noch kleine Tempelhaine bestehen, werden sie sorgsamst geschont. Nicht einmal die Vögel dürfen dort gefangen werden.

Im Besitze einer hohen Cultur, wie sie in der frühesten Geschichte auftreten, gewinnen die semitischen Völker der Natur sehr verschiedene Seiten ab. Von den Lustparken an Eufrat und Tigris berichten die alten Schriftsteller. Die „hängenden Gärten“ der Semiramis sind bekannt. Bei Curtius [1]) finden wir über die Ent-

---

[1]) Curtius, V, 1.

stehung dieses Stadtparkes von Babel eine merkwürdige Mittheilung: „Die hängenden Gärten enthielten einen Lustwald mit fünfzig Fuss hohen, schattigen Bäumen, mit Thälern und Hügeln. Ein König von Syrien soll, als er über Babylon herrschte, aus Liebe zu seiner Gemahlin diesen Garten angelegt haben. Denn weil diese allzuviel Freude an Hainen und Wäldern hatte, trieb sie ihren Gemahl an, die Reize einer schönen Landschaft in dieser Ebene nachzuahmen.“ Hier haben wir eine arische Fürstenstochter vor uns, die sich nach den Hainen ihrer Heimat sehnte. Dass diese Haine daher weder babylonischen noch syrischen Ursprungs sind, möchte sich aus dieser Ueberlieferung schliessen lassen.

Wie verhalten sich nun die Hebräer zu den Hainen? In dem 1. Buche Moses heisst es: „Es hatte aber Gott gepflanzet einen Garten gegen Osten in Eden. In diesen setzte er den Menschen, den er gebildet hatte. Und es hatte Gott keimen lassen aus dem Boden allerlei Bäume, reizend anzusehen und gut zu essen. Auch mitten in den Garten den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntniss des Guten und Bösen. Auch ein Strom ging aus von Eden, den Garten zu tränken; von da an theilte er sich und ward zu vier Hauptströmen. Des einen Name ist Pischon; dieser umströmt das Land Hawila, wo es Gold gibt. Und das Gold dieses Landes ist vorzüglich. Da findet man auch das Betellium und den Onixstein. Des zweiten Stromes Name ist Gihon, der umströmt das ganze Land Kusch. Des dritten Stromes Name ist Hiddekel; der fliesset vorbei an Assur. Der vierte Strom ist der Phrat.“ Diese berühmte Stelle der Genesis hat zahllose Auslegungen gefunden. An den verschiedensten Orten hat man das Paradies gesucht. Unbestritten sind nur die Namen Frat und Assur, und sie scheinen auf das Fluss- und Canalgebiet der babylonischen Niederung zu deuten. Für unseren Standpunkt wesentlicher ist die Thatsache, dass an der Spitze der hebräischen Ueberlieferung ein Garten steht, also enge Verbindung des ersten Menschen mit der Natur ausgesprochen wird. „Allerlei Bäume reizend anzusehen,“ das erinnert fast an nordische Ideale. Freilich sind die Bäume und ihre Früchte „gut zu essen“, sie dienen zur Ernährung, und die heilige Sage der Hebräer scheut sich nicht, diesen nützlichen Zweck klar auszusprechen. Auch kennt sie die Bewässerung als Lebensbedingung des Gartens und erwähnt gleichzeitig gewisser Handelsproducte und insbesondere des Goldes und zwar eines

„vorzüglichen“ Goldes, das in einem der genannten Länder gefunden wird. Endlich hatte Gott in Eden auch keimen lassen „den Baum des Lebens und den Baum der Erkenntniss des Guten und Bösen“. Wir sehen also in der vielgenannten Stelle der Genesis, einerseits Freude an der Natur, andererseits Werthschätzung ihres Nutzens sowie Kenntniss des Werthes der Bewässerung ausgesprochen, woran sich noch weiter philosophische Gedanken über den „Baum des Lebens und den Baum der Erkenntniss“ anschliessen, also eine so ausgesprochene Mischung ganz verschiedenartiger Weltanschauungen, dass der Schluss auf eine Verschmelzung arischer und semitischer Gedanken in dieser alten Ueberlieferung und vielleicht auch auf vorausgegangene Völkermischungen sehr nahe liegt.

Aber auch in den späteren Büchern gewahren wir bei den Hebräern ein beständiges Schwanken der Ansichten, die sich auf die Haine und Wälder als gottesdienstliche Orte beziehen. Bei 1 Mose 13, 18 wird der Hain Mamre erwähnt, „wo der Herr dem Moses erschien“; es scheint also der Herr hier gewohnt zu haben, d. h. verehrt worden zu sein. In diesem Wäldchen brachten die Israeliten Gott dem Herrn Opfer dar (Richter 3, 7; 1 Könige 14, 15, 23). Andererseits aber begegnet man bei den Propheten und Richtern einem steten Kampfe gegen diese Gehölze. Sie werden daher wiederholt auf Gottes Befehl ausgerottet, von Moses (2 Mose 34, 13; 5 Mose 12, 3; 5 Mose 16, 21); ferner von Gideon, Assa, Josaphat, Ezechia und Josua. Bei dem Propheten Micha (5, 13) heisst es: „und ich will deine Haine zerbrechen und deine Städte vertilgen“. Haine scheinen unter dem Namen der von den Propheten ungern gesehenen Aschera gemeint zu sein; von ihnen heisst es im Buch der Richter (6, 26): „Ich will deine Rosse von dir thun und deine Wagen zerbrechen; ich will die Zauberer und Zeichendeuter wegnehmen, deine Bilder und Götzen zerstören und deine Haine vertilgen“. Wie sich im Laufe unserer Untersuchung zeigen wird, eine sehr merkwürdige Stelle, welche die Haine unserer Vorfahren ziemlich genau schildert. Die in den Hainen aufgestellten Bilder werden „Haingötzen“ genannt; es scheint also der „Götzendienst“, in welchen die Israeliten bekanntlich so gern zurückfielen, seinen Mittelpunkt in solchen Hainen gehabt zu haben. Mehrfach wird die Beschuldigung erotischer Vorgänge an diesen Orten erhoben. Die Ausrottung dieser Haine erscheint als eine

durch moralische Gründe gestützte politisch-priesterliche Massregel, um die Israeliten von den Nachbarvölkern getrennt und abgesondert zu erhalten: „Ihr sollt zerstören alle Orte, in denen das Volk, das euch unterthan ist, seinen Göttern dient, auf hohen Bergen, auf Hügeln und unter den grünen Bäumen".

In dieser Hinsicht folgten die christlichen Priester den Spuren ihrer jüdischen Vorgänger. Die fünfte Synode von Karthago richtete im Jahre 401 an den Kaiser in Byzanz Vorstellungen, dass er die heiligen, den heidnischen Göttern geweihten Haine und Bäume beseitigen und die anstössigen Schmausereien in den Hainen verbieten möge. Die Synode machte mit einer bezeichnenden Wendung geltend, in der Anziehungskraft, welche von diesen Festen auf schwache Gemüther geübt werde, liege eine in Zeiten christlicher Kaiser unerträgliche, wenn auch versteckte Verfolgung (!) des Christenthums.

Glaubt man nicht in dieser alten Feindschaft gegen die Haine Bonifazius zu erblicken, wie er die heiligen Eichen der Deutschen fällt? Im 13. Jahrhundert vor Christus wie im 8. Jahrhundert nach Christus der uralte Kampf zwischen Monotheismus und Pantheismus!

Im Einzelnen waren natürlich die Semiten geschmackvoll genug, um die Reize der Bäume, der Gärten und schöner Landschaften zu würdigen. „Komme mit mir, mein Geliebter, wandern wir hinaus in die Fluren", heisst es im „Hohen Liede". Das blieb auch später so. Wer einen Baum pflanzt, wird von Mohamed gepriesen. Der Orient baut Brunnen (und Gräber) dauerhaft mit Quadern, während die Wohnhäuser und sogar die Königspaläste oft von Holz sind. Oft waren an den phönikischen und syrischen Quellen Tempel errichtet. Herodot sah in Memphis das Tyrierviertel, von der übrigen Stadt abgesondert, um den Hain und die Kapelle der „fremden Aphrodite" herumgebaut, und mitten in Karthago befand sich ein schattiger Tempelhain.

Echt semitisch ist die intensive Gartenwirthschaft in wohlbewässerten Fruchtebenen, wie sie auch schon in dem Paradiese der Genesis angedeutet ist. Babylonien, wo das Land dreihundertfältigen Weizen wiedergab, war wohl die Perle solcher Gegenden. Die Gewässer des ausgedehnten Armenischen Hochlandes, in zwei mächtigen Strömen herabrinnend, bildeten in Verbindung mit der starken Sonne des Südens die Quelle dieser Fruchtbarkeit. Aber das alte, reiche Babylonien war kein Geschöpf der Natur, sondern ein Werk von Capital

und Arbeit, beide geschützt, herangezogen und vereinigt durch einsichtsvolle Herrscher. Ohne Canalsystem kein Babylonien. Heute herrscht dort die Natur, und was bringt sie? Der makedonische Alexander opferte sein junges und doch schon so unendlich thatenreiches Leben bei dem Versuche einer Wiedererschliessung dieser Schätze, die noch des erlösenden europäischen Zauberers harren.

Wo es anging, aufsuchten nun die Semiten ähnliche Oertlichkeiten, wie sie Babylonien in Verbindung mit dem armenischen Hochlande darbot, für ihre Niederlassungen und siedelten mit Vorliebe an dem Fusse hoher Gebirge, deren Schneelager auch für die Sommerszeit das köstliche Nass zur Bewässerung der Felder lieferten. Oben auf den Höhen Schnee und Eis, also gefrorene Vorräthe von Feuchte, die, allmählich von der Sonne zum Schmelzen gebracht, in der Zeit des Wachsthums und Reifens der Feldfrüchte und Bäume herabrinnen in sonndurchglühte Ebenen, — das ist der Semiten Paradies. Und wenn diese Gegenden gar am verkehrsreichen Meere liegen, so ist Alles erfüllt, was sie begehren: Gunst der Verhältnisse für Handel, Industrie und intensive Land- und Gartenwirthschaft. So war Phönikien eine Vermählung der Schneeberge des Libanon mit der syrischen Küste; nach diesem Muster entstanden die Fruchtebnen am Fusse des Aetna in Sicilien, des Atlas in Afrika und die spanischen Vega's am Fusse der Sierra Nevada. So strebten noch in späterer Zeit, im 8. und 9. Jahrhundert, Araber und Berbern — beide sind schwer zu scheiden — nach Länderbesitz im nördlichen Italien, da, wo die Alpen ihre weissen Häupter erheben. Wir kennen bis heute keinen ergiebigeren Anbau, als ihn in solchen Oertlichkeiten schon vor zwei- oder dreitausend Jahren die Semiten in's Leben riefen.

Dass es in solchen Gegenden auch nicht an Lustgärten fehlte, ist mit Sicherheit anzunehmen. Die Vorstellungen des Orients vom Paradiese knüpfen sich an solche wohlbewässerte Gärten. Als Beispiel können heute noch die Gärten von Kairo gelten, die vom Nile getränkt werden. Von den Kairogärten entwirft Fallmerayer folgendes Bild: „Die Kairogärten sind, nach Art der Paradiese des Orients überhaupt, schattige Baumdickichte, wo hochwüchsige Pomeranzen- und Citronenstämme mit ihrer goldenen Frucht, dann traubenbehangene Weinranken, hellgelbe Akazien mit Sycomoren und schlanken Dattelpalmen, dunkle Maulbeer- und Granatbäume in

purpurrother Blüthe neben undurchdringlichem Buschwerk von Myrten, Hibiscus und dem Riesenblatte des prachtvollen Bananenstrauches plan- und regellos Schatten und Blumenduft ineinander giessen. Enge, krumme, durch das Laubdickicht hinschleichende Pfade, Teiche, die der Sonnenstrahl nicht erwärmt, rinnendes Wasser, Feiertagsstille und der romantische Hauch balsamgeschwängerter Lüfte vollenden das Zauberbild."

Aehnlich müssen die schon erwähnten Parke in Babylon gewesen sein, aus deren Cypressen, durch die Noth gedrängt, Alexander von Makedonien einen Theil der nach Indien bestimmten Flotte bauen liess. Nicht anders waren jene „Paradiese", die im Gebiete von Karthago von punischen Geldfürsten an den Atlas-Flüssen errichtet waren. Niemand kann sagen, ob sie nicht grossartiger angelegt und reicher mit Merkwürdigkeiten aller Art gefüllt waren, als heute die Parke und Schlösser englischer Lords. Der römische Grossadel hat sich ihrer nach Scipio's Siegen in aller Stille bemächtigt. Dagegen ist uns noch das Entzücken der deutschen vandalischen Häuptlinge überliefert, mit dem sie sich in diesen herrlichen Landsitzen niederliessen. Von ihnen stammt auch die Anwendung des Namens „Paradiese" auf die Tunisischen Lustgärten.

Der Orientale kennt heute noch vier irdische Paradiese: Damascus, Bewan, Kaschmir, Samarkand. Und Fallmerayer fügt bei: „Zu ihnen ist noch Kolchis zu zählen, wo die Rebe über riesenhafte Ulmen hinaus steigt und ein einziger Stock bis zu 250 Pfund Trauben trägt; noch heute redet die Sage von dem irdischen Paradies des Kaisergartens bei Kalanoma und Santa Sofia." [1]) Die Ueberlieferung berichtet auch von den Gärten Diocletians, der bei Spalato einen herrlichen Park besass, da, wo heute verkarstetes Felsgestein der sonst grossgeschnittenen Landschaft ein ödes Angesicht verleiht.

* * *

Wir haben nun schon die Turanier und Semiten verlassen und nähern uns den Ariern, von welchen Name und Sache der „Paradiese" stammt.

Nach Jacob Grimm heisst pairidaeza im Zend soviel wie Umhegung, eingehegter Garten. Von dort ging das Wort, das mit hebräisch pardês zusammenhängt, in

---

[1]) **Fallmerayer**, Fragmente, S. 50.

das Bibelgriechische.[1]) Schweiger-Lerchenfeld erzählt uns, „die heutigen Parsen, die echten Nachkommen der Altperser, welche Feueranbeter geblieben, bezeichnen mit dem Worte Paradies das Jenseits, den Himmel". Hier treffen wir also ganz christliche Begriffe oder, richtiger gesagt, das Ideal der Indogermanen; dies Ideal hat wahrscheinlich auf den Glauben der Hebräer Einfluss geübt und dort die Vorstellung vom Garten Eden geschaffen und ging mit dem Gedanken des Paradieses, als Aufenthalt der guten Geister, in das Christenthum über. In diesem Sinne erscheinen heilige Haine als irdische ideale Landschaft und zugleich als Ahnung und Vorbild des Jenseits. Sehr bezeichnend ist ein Wort von Heeren: „Die Paradiese der Perser waren Bilder der reinen Schöpfung von Ormuzd, die hier von den Vornehmsten seiner Verehrer nach Möglichkeit dargestellt wurde." [2])

Gärten, Parke, edle Landschaften spielten nirgends eine grössere Rolle als im Reiche der Perserkönige, welche, als Sieger über Babylon-Medien, die eroberten Reichthümer der Semiten und Halbsemiten zur freien und grossartigen Ausgestaltung ihrer arischen Ideale benützten.

Die Perserkönige wechselten im Jahre dreimal ihren Wohnsitz. Sie gingen nicht nur, wie die Modernen pflegen, in die Sommerfrische, sondern auch in die Frühlingslust. In der Grossstadt Babylon verbrachten sie Spätherbst und Winter, die drei Sommermonate hindurch hausten sie in Susa, den Frühling aber genossen sie in Ecbatana. Ein ungeheures Gefolge begleitete sie, und das Beispiel ihrer Wanderungen ward von den Vornehmen und Reichen nachgeahmt.

Die persischen Könige hatten an jenen Orten Paläste („Pforten" genannt), die ganzen Lagern glichen, und diese Residenzen standen in Gärten so gross wie ganze Länder. Wohlgelegene, wasserreiche Abschnitte des Geländes waren zu mächtigen Wildparken oder „Paradiesen" ausgebildet, geräumig genug, um in ihnen Heere zu mustern und Jagden grössten Styles abzuhalten. Jagdbares Wild, Löwen, Eber, Bären hausten in den von Bächen und Flüssen durchzogenen Dickichten, an den Rastorten der Jäger waren Thürme angelegt, und Alles, was das Land Schönes und Nützliches hervorbrachte, ward dort eingepflanzt. Solche Parkanlagen

---

[1]) J. Grimm, Wörterbuch, unter „Paradies"; Band VII, S. 1454.
[2]) Heeren, Ideen I, 353.

fanden sich jedoch nicht nur bei den früher genannten regelmässigen Wohnsitzen der Herrscher, sondern an vielen anderen Orten, wo die Könige reisten oder kürzere Zeit zu verweilen pflegten. Auch waren diese Gärten unter Mitwirkung der Fürsten selbst angelegt und gepflegt: „Alle diese Anlagen — so sagte der jüngere Cyrus zu Lysander[1]), als er ihn zu Sardes in seinen Lusthainen umherführte und der spartanische Feldherr seine Bewunderung aussprach — habe ich selbst geordnet, ja manche dieser Bäume habe ich mit eigenen Händen gepflegt“. Und als der Grieche bei diesen Worten einen misstrauischen Blick auf die Pracht seiner Gewänder, seiner Ketten und Armbänder warf, schwur ihm Cyrus als Diener des Ormuzd und bei der Sonne, dass er nie eher Speise zu sich nähme, als bis er sich durch Landarbeit ermüdet hätte“. Die Pflege der Landschaft und des Landes mit dem Nebenzwecke rüstiger, stählender Arbeit scheint auf religiösen Vorschriften beruht zu haben.

Wie in Sardes besass Kyros auch zu Kelänä in Phrygien einen Park mit Thieren, auf welche er zu Ross Jagd zu machen pflegte. In Babylon bestand noch zur Zeit der Parther ein Wildpark hinter dem Palaste.

Die mit den Persern so nahe verwandten Armenier haben gewisse Baumgattungen göttlich verehrt. Ein Hain spielt schon in der armenischen Stammsage eine Rolle. Diese berührt sich dadurch mit den Ueberlieferungen deutscher Stämme. Wie wir später sehen werden, errichteten die Baiern, als sie von Norden her in ihre alte Heimat wieder einzogen, bei Regensburg ihrem Kriegsgotte, dem Her (Hercules) einen Hain, den sie Erklô nannten. So soll auch der älteste heilige Hain Armeniens von Aramaneak, dem Sohne des Stammheros Haik, gepflanzt worden sein; er lag am Araxes, unfern der Stadt Armavir. Die Bäume dieses Haines nennt Moses von Chorene Sos (eine Art Silberpappel). Die Priester legten das Säuseln und Rauschen des Blattes in Orakeln aus.[2])

Den persischen Statthaltern war die Verschönerung, die Bepflanzung, der bessere Anbau ihrer Länder zur Pflicht gemacht. Alljährlich wurden — offenbar durch Oberbeamte, die an die späteren Sendgrafen Karl's des Grossen erinnern — die dem Kriegszwecke, der bürger-

---

[1]) Xenophon, Oecon. Op. S. 830.
[2]) Justi, Geschichte des alten Persien, S. 82.

lichen Verwaltung und der Cultur gewidmeten Einrichtungen untersucht und geprüft. Xenophon berichtet darüber: „Einen Theil des Reiches besucht der König jährlich selbst; wo er aber nicht selbst hinkommt, da lässt er die Länder durch seine Bevollmächtigten besichtigen. Die Statthalter, in deren Landen ein gut angebauter Boden, ergiebige Saaten und reicher Baumwuchs sich finden, denen weist er noch mehr Land zu und ehrt sie durch Geschenke; deren Kronland aber schlecht angebaut oder entvölkert ist, sei es wegen Bedrückung oder Nachlässigkeit, die bestraft er oder setzt Andere an ihre Stelle."

Wie grossartig und reich damals schon diese Staatseinrichtungen waren, ersieht man aus einzelnen Daten, die uns der Zufall überliefert hat. In den Nysäischen Gefilden, zwischen Susa und Ecbatana in Medien, hatten die Könige riesige Gestüte, um ihre Haustruppen mit guten Rossen zu versorgen und die Pferdezucht des Landes zu verbessern. Hier weideten 60.000 Stuten; einst sollen ihrer 160.000 gewesen sein. Alexander traf nur mehr 6000. Unfern von den Nysäischen Gefilden lag auch der durch den Namen der Semiramis berühmte Lustgarten Bagistane. Diese Gegend, vom Flusse Choatres (dem Euläus der Alten) umflossen und mit dem mächtigen Zagrosgebirge im Westen, soll trotz aller Verwilderung auch heute noch ihre Reize haben.[1])

---

[1]) Wir möchten hier schon die Bemerkung einflechten, dass anmuthige Landschaften oft durch eigene Ortsnamen kenntlich sind. So ist es mit den Namen Nysa und Meru. Die Nysäischen Gefilde in Medien wurden eben erwähnt. Zu Nishat-Bágh am Dhál-See in Kaschmir lag der grossartige Park und Sommersitz der Mongolenkaiser. Ein anderes Nysaea gab es im westlichen Indien. Diese Stadt lag zwischen zwei Flüssen, dem Indus und Cophen, und ihre Umgebung war ausgezeichnet durch Frische und reichen Pflanzenwuchs. Als Alexander von Makedonien kam, zogen ihm die Bewohner von Nysa entgegen, huldigten ihm und behaupteten, Bachus habe auf seinem Siegeszuge nach Indien diese Stadt gegründet. Arrian sagt darüber: „Nysa nannte Bachus die Stadt und Nysaea die Gegend nach seiner Amme Nysa". Dieselbe Bewandtniss wie mit dem Namen Nys, Nis u. s. w. hat es mit der Bezeichnung Meru. Arrian fährt in seiner Erzählung fort: „dem in der Nähe der Stadt gelegenen Berge gab Bachus den Namen Meros, weil er selbst

Der Alexanderzug brachte uns ferner Kunde von grossen Wildparken in Mittelasien. Von einem solchen berichtet Curtius aus der Nähe von Sogd östlich vom heutigen Samarkand: „Es gilt für ein hohes Zeichen von Reichthum (barbarae opulentiae), wenn in weiten Hainen und Wäldern (nemoribus saltibusque) Heerden von edlem Wild gehalten werden. Man wählt dazu ausgedehnte Wälder, die durch häufige Quellen fliessenden Wassers verschönert sind. Man umgibt sie mit Mauern und errichtet im Innern Thürme, wo die Jäger eine Zuflucht finden. In dem Lande Bazaria lag ein solcher Park, in welchem, bevor Alexander ihn betrat, vier Menschen-

---

nämlich nach der Sage in der Lende des Zeus gezeitigt ward.“ Von diesem Berge erzählt Arrian ferner: „Alexander bestieg mit seinen Leibschaaren den Berg Meru und fand hier eine Fülle von Epheu, Lorber und allerlei Strauchwerk; auch schattig fand er den Berg und wildreich.“ [1]) Der Anblick des Eppich entzückte die Makedonier; denn, da sonst in ganz Indien kein Eppich wächst, selbst da nicht, wo der gewöhnliche Begleiter des Epheu, der Weinstock vorkommt, so freuten sie sich des Wiedersehens der heimischen, gefeierten Pflanze. Sie machten sich Kränze, setzten sie auf's Haupt und stimmten Loblieder an zur Feier des Bachus. Dem Gotte soll Alexander geopfert und seine Genossen zu einem Festmahle vereinigt haben. Hier erkennt man schon deutlich die begeisterte und von religiösen Gedanken gestützte Liebe der Europäer für anmuthige baumreiche Landschaften; schon haben wir den Hain vor uns, in welchem zu Ehren der Götter Festmahle stattfinden!

In der Indischen Götterlehre ist Meru der Götterberg, der Olymp, die Weltachse und Weltmitte. Er heisst auch Sumeru (schöner Meru) und Mahameru (grosser Meru); er wird im Norden liegend gedacht und sein Name dürfte noch in der letzten Silbe von „Kasch-mir“ enthalten sein, jener paradiesischen Landschaft, wo auf herrlich grünen Matten mächtige Ahorne, Ulmen und Tannen stehen. Seltsam berührt es, dass nach den Mittheilungen von Oscar Baumann auch in Afrika unfern des Gletscherdomes des Kibo über den weiten Ebenen des Massai-Landes ein Meruberg als vielgenannte Landmarke sich erhebt. In der germanischen Mythologie ist Meru die Erde als Mittelpunkt der Welt.

[1]) Arrian, Feldzüge Alexanders V, c. 2.

alter lang kein Wild erlegt worden sein soll; Alexander brachte einen Löwen zur Strecke. Die Jagdbeute belief sich auf 4000 Stück Wild. Nach der Jagd gab der König seinem Heere im Walde ein Gastmahl [1]. Man wusste aber auch schon damals, dass das eingeschlossene Wild doch nicht so recht gedeihe. Xenophon erzählt von einem Wildparke des Astyages in Medien: „Im Parke sind die Thiere schmächtig und schäbig, auch wohl lahm oder verstümmelt, dagegen im Freien auf den Bergen und Fluren gross, schön und wohlgenährt.“ [2])

Diese persischen Anlagen gingen auch auf die Parther über. Bei der Hauptstadt Ktesiphon lagen drei Paläste. Gibbon erzählt darüber: [3]) „Die anmuthige Lage der Gärten längs der Ufer des Tigris war nach persischem Geschmack durch die Symmetrie der Blumen, Springbrunnen und Schattengänge verschönert; und geräumige Wildparke bargen Bären, Löwen und wilde Eber.“ So traf sie noch Kaiser Julian bei seinem Feldzuge gegen die Parther im Jahre 363 nach Christus. Da Julian's Heer zum grossen Theile aus Deutschen bestand, kann man sich das Entzücken dieser Freunde der Wälder und fremdartiger Haine wohl vorstellen.

Aus den Berichten der Geschichtschreiber Alexander's erfahren wir auch von hehren Hainen auf der Balkanhalbinsel. „Im Innersten von Thracien — erzählt Curtius [4]) — ist ein Hain, welcher von alter Zeit her dem Bachus geweiht ist. Alexander opferte dort nach Art der Barbaren und goss Wein auf den Altar“. Eine sehr bemerkenswerthe Nachricht. Sie beweist, dass die Tracier, die so viele nordische Charakterzüge aufweisen, „im Innersten des Landes“, d. i. an einem möglichst in der Mitte wohlgeschützt gelegenen Orte ein Heiligthum besassen; es bestand dies Heiligthum „seit alter Zeit“, das heisst doch wohl seit der Urzeit, nämlich seit Menschengedenken, soweit überhaupt eine Ueberlieferung reicht, und es war dem Bachus geweiht, der als Stammgott und (wenn dies moderne Wort gestattet ist) als Schutzpatron der Thracier hier seinen Wohnort und Altar hatte. Nun waren aber die Thracier bekanntlich ein sehr kriegerisches Volk; einen Gott des Weines, wie Bachus später bei den Griechen erscheint, hätten die Thracier so wenig zu ihrem Hauptgotte gemacht,

---

[1]) Curtius, VIII, 1.
[2]) Xenophon, Cyropädie VIII, 6, 12.
[3]) Gibbon, c. 24.
[4]) Curtius, I. 11.

als die alten Deutschen, so sehr sie auch, wie die letzteren, dem Weinstocke und seiner Frucht eine andächtige Stimmung entgegenbrachten. Der thracische Bachus war jedenfalls ein Held, und so dürfen wir denn weiter schliessen, dass bei dem berühmten Bachuszuge nach Indien Thracier betheiligt waren, das heisst, dass die Krieger, welche unter Bachus Indien eroberten, Europäer waren und etwa aus denselben Gegenden stammten, woher auch das Heer Alexander's geschöpft war. Vielleicht ist sogar in den Ueberlieferungen vom Bachuszuge eine dunkle Erinnerung an die, von Europa aus, erfolgte Einwanderung der Arier nach Indien enthalten, die ja, in Betracht der geographischen Lage der Balkanhalbinsel, sehr wohl über Thracien und von dort aus vor sich gegangen sein mag.

Zugleich fällt aber auch von jener Stelle des Curtius einiges Licht auf die innerthracischen Verhältnisse. Alexander, der nicht nur ein grosser Kriegsheld, sondern auch ein trefflicher und vorsichtiger Staatsmann war, wollte sich vor seinem Zuge nach Asien in Europa den Rücken decken. Er wollte gegen Ueberraschungen aus Thracien und Feindseligkeiten, die von dort — etwa durch persisches Gold erregt — gegen Makedonien erfolgen konnten, möglichst geschützt sein. Daher eilte er nach Thracien's „Innerstem" und opferte dort dem Gotte der Thracier in landesüblicher Weise, worin eine starke Huldigung gegenüber dem thracischen Stamme und der thracischen Priesterschaft, sowie die Anerkennung einer gewissen religiösen Gemeinschaft gelegen war. Wie bekannt, waren die Thracier in zahllose kleine Gaue zersplittert. Zu einem Gaugotte wäre aber Alexander sicher nicht gewallfahrtet. Wie auch schon die Hervorhebung des „Innersten" andeutet, dürfen wir daher Bachus als den allen Thraciern gemeinsamen Gott auffassen, woraus denn weiter folgt, dass die Thracier, genau wie die Griechen und Deutschen, politisch zerspalten, dagegen durch die Religion zu gewissen Verbänden geeinigt waren.

Ausdrücklich wird aber von Curtius ein Hain als der Ort genannt, wo Alexander dem Bachus huldigte. Daneben kommen dann noch bei den Thraciern heilige Berge vor. Ein solcher Heiligenberg lag an der Küste der Propontis (des Marmorameeres) und dem Anfange des Chersones (jetzt, nach Forbiger, Kuru- oder Tekir-Dagh, den die Zehntausend auf ihrem Rückzuge durch Thracien berührten. [1])

[1]) Xenophon Anabasis, VII, 1, 14.

Alle die hier wahrgenommenen religiösen Einrichtungen führen uns von Thracien, der Heimat des Ares wie des Orpheus, ganz naturgemäss nach Griechenland hinüber.

Die Fluren des schönen, buchtenreichen, seeumflossenen, lichtglänzenden Hellas waren mit Andachtsstätten erfüllt. Zahlreich standen Tempel in Hainen, auf Höhen, am Gestade, in stillen Thälern, und durchwegs bildeten anmuthige, mit Baum und Busch besetzte Matten und Gehölze die Umgebung der Heiligthümer. Es ist dabei nicht immer an mächtige Kunstbauten zu denken. In grossen Städten, an berühmten Orten, an den Sitzen der Priesterschaft haben sie nicht gefehlt. Aber daneben begegnen wir noch einem ganzen Heere von Heiligthümern kleinerer Art, die sich kaum von unseren Dorfkirchen, Kapellen, Heiligenhäuschen, Bilderstöckeln und Wegkreuzen unterscheiden mochten. Wer die Schilderungen des Pausanias von den Ländern Griechenlands liest, der fühlt sich unwillkürlich nach Oberbaiern, Tirol, Salzburg und den anderen österreichischen Alpenländern versetzt. Ueberall in Feld und Flur Heiligthümer.

Hafenstädte pflegen sich nicht durch besondere Frömmigkeit hervorzuthun; wirft man jedoch, Pausanias folgend, einen Blick auf die drei Häfen bei Athen, so lagen im Bezirke des Piräeus eine heilige Stätte der Minerva und des Jupiter, eine Bildsäule des Jupiter, ein Tempel der Venus und dabei noch Denkmäler des Feldherrn Laosthenes und des athenischen Volkes. Am zweiten Hafen, der Munychia, finden wir einen Tempel der Diana, und am dritten, Phaleron genannt, ein Heiligthum der Ceres, ferner Tempel der Minerva und des Jupiter, sowie Altäre der unbekannten Götter und Heroen, also in den drei Häfen nicht weniger als acht Tempel, zwei Altäre und drei Bildsäulen und Denkmäler.

Noch viel dichter häufen sich die religiösen Erinnerungen in den Hauptstädten. Sparta war doch nur ein kleiner Platz, wenn wir ihm 15—25.000 Einwohner zuschreiben, so ist das viel; auch ist man gewöhnt, Sparta nicht als Kultstätte und Kunststadt, sondern als Heimat rauher Krieger sich vorzustellen. Und doch zeigt eine Wanderung an der Hand des Pausanias durch die Stadt, dass sie in sich schloss: 48 Heiligthümer (theilweise mit Tempeln), 12 Tempel, 26 Bildsäulen, 18 Denkmale von Helden (Heroen), 25 Grabstätten und 3 Altäre, also zusammen 132 Weihstätten.

Die Haine müssen oft von bedeutender Ausdehnung gewesen sein. In den Hain des Argus flohen 500 Argiver, als sie von dem Spartanerkönige Kleomenes geschlagen waren. Kleomenes liess Feuer zwischen die Bäume werfen. Die Flammen ergriffen den ganzen Wald und mit ihm verbrannten die Schutzflehenden.

Die Haine waren oft um Quellen gepflanzt, und Hain, Tempel und Quelle trugen dann den Namen des Gottes. In den Hainen standen höhere Schulen, Uebungsplätze der Jugend, Rennbahnen und Theater. In den Tempeln wurden Trophäen aus Schlachten aufgehängt, so der Speer des Meleager u. s. w.[1]. Hier sah man Merkwürdigkeiten, wie beispielsweise Walfischknochen im Heiligthume des Aesculap in Sicyon[2]; auch wurden in den Tempeln des Aesculap Schlangen gehalten[3]. Befreite Gefangene hängten ihre Fesseln im Tempel auf, so im Tempel der Ganymeda oder Hebe, der in einem Cypressenhaine zu Phlius stand.[4] Auch sah man Votivbilder und Opfer, so beispielsweise Haare Genesener oder Haare von Frauen und Jungfrauen, die in die Ehe traten[5], — dies Alles genau so, wie man es noch heute in den bairischen und österreichischen Alpen antrifft.

Den Hellenen war vom Schicksale die Zeit vergönnt, die den Deutschen versagt war: ihre Natur-Heiligthümer, zu hohen Kunststätten auszubilden.

Das vollkommenste Beispiel einer solchen Verbindung von geweihter Naturstätte und Kunststätte war wohl Olympia. Da, wo der Alpheios in breiten, vielgewundenen Strömungen seine lebendigen Fluthen aus den Engschluchten Arkadiens in das fette Marschland von Elis herabwälzt, lag das heilige, waldbedeckte Gelände, wo die Achäer seit unvordenklicher Zeit den pelasgischen Zeus, als ältesten Inhaber des geweihten Bodens, als den Herrn schreckender Naturmacht und Urheber des Gedeihens der Früchte des Feldes verehrten. Die Landschaft war weit und breit umher nur in Dörfern bewohnt und galt im Alterthum für die wohlhabendste und gepflegteste Gegend Griechenlands, voll von Ackerfluren, Schattenholz und Gärten zum Schmuck des Heiligthums. Den Mittelpunkt bildete ein schon von

---

[1] Pausanius II, 28.
[2] „ II, 10.
[3] „ II, 11.
[4] „ II, 13.
[5] „ II, 11 und II, 32.

Herakles mit heiliger Mauer umschlossenes Walddickicht von Kiefern, Weisspappeln, Palmen, wilden Oelbäumen und Platanen, das in der Landessprache vorzugsweise „der Wald“ (τὸ Ἄλσος, ἡ Ἄλτις) genannt ward. Innerhalb dieses heiligen Mauerbezirkes, zu welchem ein prachtvolles Säulenthor den Zugang öffnete, waren die sittlich-religiösen und kulturgeschichtlichen Erinnerungen und Denkmäler des hellenischen Volkes zusammengedrängt; der colossale Opferaltar mitten im Gehölz, der grosse Zeustempel, die Heiligthümer des Pelops, der Hippodamia, der Hera — jedes für sich ein Tempelhof, — mit Bildsäulen und Monumenten angefüllte Gassen, Theater, Pantheon, Prytaneum, die breit aufgemauerte Terrasse am Fusse des spitzen, vom Olympios in die Altis hineinragenden, mit Pinien beschatteten Kronoshügels mit den Schatzhäusern der verschiedenen Staaten Griechenlands, und am äussersten Nordostrande endlich das Stadium und das Hippodrom für Wettlauf und Wagenrennen mit Viergespann. An diesen geschlossenen Bezirk reihte sich ausserhalb der Mauer eine freie Wald- und Flusslandschaft mit sonnigen Plätzen und schattigen Säulenhallen, ein Labyrinth voller Kunstschöpfungen. Die Strassen waren eingefasst mit Bildsäulen der Sieger in den Olympischen Spielen, Bildsäulen, deren man noch im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach wiederholten Plünderungen über 230 zählte. Von den anderen Denkmälern aber weiss Niemand eine Zahl. „Die Altis war ein Archiv der hellenischen Geschichte in Erz und Marmor.“ (Ernst Curtius). Die Menge der Tempel, Altäre, Erzgruppen, Viergespanne, Denksäulen und Bilder von Göttern, Heroen und grossen Hellenen war durch die geheiligten Haine zu einem Volksgarten ersten Ranges verbunden.[1]

Neben Olympia war Delphi der gefeiertste religiöse Mittelpunkt Griechenlands. Mächtige, ungeheure Felsbildungen mit eingesprengten, lieblichen Culturflecken, zu Füssen das ewige Meer! Gleichsam in einer nach dem Meere sich öffnenden Hochnische des gewaltigen Parnassos gelegen, oben emporragend der schneebedeckte Gipfel, daran als Strebepfeiler die zwei Felswände der Phädriaden, dem Wanderer entgegenstürzend ein starker Bach aus der heiligen Quelle Kastalia entsprungen, dazu grüne Matten und riesige Platanen, die Aussicht auf das blaue

[1]) Nach **Ernst Curtius**, Olympia. Berlin 1852 und **Fallmerayer**, Gesammelte Werke, Leipzig 1861, II., Seite 425.

Meer, und über das Ganze gebreitet der Reiz des Geheimnissvollen, Ahnungsreichen inmitten glanzerfüllter Landschaft, — das war Delphi.

Ein neuerer Reisender, E. Engel, äussert in dieser Hinsicht: „Die Lage Delphi's ist von ausgesuchter Schönheit, so recht im Geiste der alten Griechen, die für ihre höchsten Heiligthümer stets die schönsten Punkte zu finden wussten. Ich sagte schon, sie sei schöner, als die von Olympia; aber eigentlich ist kaum ein Vergleich zwischen den beiden berühmtesten Stätten altgriechischer Religionsübung möglich. Olympia's Schönheit ist die eines Flussidylles, eingerahmt von sanften Hügeln, im Alterthum wohl auch von schattigen Wäldern. Delphi ist ein südliches Hochgebirgs-Idyll und hat vor Olympia den herzerfreuenden Blick auf's Meer voraus. Olympia ist ein verborgener Winkel in einem Thalkessel; von Delphi überschaut man ein grosses Stück von Nord-Griechenland und den Peloponnes mit einem Blick."

Von Delphi und Olympia ganz verschieden ist wiederum die Lage von Delos, der Geburtsstätte Apollo's. Der genannte Reisende sagt von Delos: „Ein erhabenerer Platz für einen thronenden Gott lässt sich nicht denken. Die Mitte des Inselchens nimmt der Berg Kynthos ein, von dessen Höhe der entzückte Blick in weite Fernen dringt und auf reizenden Inseln ruht. Ringsum ist Meer. Zu Füssen liegt Megadelos, nicht weit Mykonos und Tenos, im Süden tauchen Naxos auf und daneben die marmorspendende Paros. Kleine Eilande schwimmen wie gelbe Tupfen im grossen Blau umher." Auch das innere Gelände der Insel birgt starke Eindrücke. „Die Kuppe des Kynthos ist aus kolossalen, graublauen Granitblöcken gebildet, welche die ungeheuerlichsten Formen haben; sie gleichen aneinandergereihten Elephantenrücken und konnten durch ihre phantastischen Gebilde den Wunderglauben der Hellenen nur steigern. Mitten zwischen den Blöcken öffnet sich mystisch eine Grotte des grossen Pan. Nicht einmal der heilige See fehlt, auf dem einst Apollo's Schwäne schwammen; der See war von einem lieblichen Haine umgeben." Den Griechen schien die Sonne bei ihrem Aufgehen im Osten aus der Richtung von Delos zu kommen. Kein Ort war daher passender, Apollo's Heimat zu heissen.

Aus einem Tempelhaine von Eichen erscholl auch das uralte Orakel von Dodona im Lande der Thesproten. „Fern von der Küste, im abgeschlossenen Berglande, wo die Quellen des Thyamis, des Aoos, des Arachthos und

Acheloos nahe zusammenliegen, erstreckt sich am Fusse des Tomaros der See von Janina, an dessen walddichtem Ufer zwischen Saatfeldern und feuchten Wiesen Dodona lag, eine auserwählte Stätte des pelasgischen Zeus, des unsichtbaren Gottes, der im Rauschen der Eichen seine Gegenwart verkündigte. . . . Die Auserwählten des Volkes, welche den Dienst des Gottes verwalteten, nannte man Selloi oder Helloi und nach ihnen das umliegende Land Hellopia oder Hellas." (Ernst Curtius.) Die uralte Weihe des Ortes und die Gleichheit des Namens der Dodonischen Priester mit dem Namen des Volkes sind sehr bedeutsam. Wenn Delphi der ideale und politische Mittelpunkt der griechischen Welt war, wenn es „der gemeinsame Herd Griechenlands" hiess und die Staaten und Fürsten des Auslandes, die mit dem griechischen Volke Verbindungen anknüpften, sich nach Delphi wandten, so erscheint Dodona als altes Stammheiligthum der Hellenen.

Die Versammlungen des Jonischen Bundes fanden nicht minder in einem heiligen Haine statt, am nördlichen Abhange des Vorgebirges Mykale zwischen Ephesus und Milet in Kleinasien. Der Ort hiess Pan-Jonium.

Eine nähere Erforschung dieser alten Heiligthümer der Griechen würde bei der fast unzerstörbaren Dauer der religiösen Ueberlieferungen unerwartete Lichter auf die Urgeschichte des Volkes werfen.*)

---

*) Eigenthümlich in Griechenland ist das häufige Vorkommen des Namens „Olymp" für heilige Orte, zumal Berge. Olympia, wo die bekannten Spiele gefeiert worden, war kein städtischer Bezirk, vielmehr ein Walddickicht. Aber heilige Berge, die Olymp hiessen, gab es in Troas und Phrygien, in Makedonien, Cilicien und auf Kreta. Die Bedeutung des Namens ist noch dunkel, um so deutlicher dagegen die Ableitung eines anderen, häufig vorkommenden Flurnamens: Ida. Es hat uns nämlich Curtius Rufus [1]) die werthvolle Nachricht erhalten, die Griechen hätten in alter Zeit baumbesetzte Matten „Ida" genannt. Das ist nun ganz deutsch. Jakob Grimm erklärt das bekannte Schlachtfeld Idiavisus mit Wiese der Idisen, Nympharum pratum, und sagt, „Tamfana, Veleda waren solche heilige Idisi." [2]) Die erneuerte Walhalla heisst „Idafeld".[3]) Man weiss, wie das Wort tief

[1]) Curtius, Alexanderzug, II, 1.
[2]) J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. Nr. 656.
[3]) Dahn, Bausteine I, S. 130.

Auch in dem Spiegelbilde altgriechischen Lebens, der Odyssee, begegnen wir mehrfach Andachtsstätten in der freien Natur. Von Ithaka heisst es:

„Ringsum war ein Hain von wasserliebenden Pappeln
In die Runde gepflanzt, und hoch vom Berge herunter
Schäumte das kalte Wasser; ein Altar stand auf der Höhe,
Wo die Wandrer alle den Nymphen pflegten zu opfern".[1])

An einer anderen Stelle wird erwähnt „der Schattenhain des göttlichen Schützen Apollon".[2])

Bei Theben stand ein Hain des Jolaus,[3]) denn es hatten neben den Göttern auch die Heroen ihre Haine. Nach Strabo VII, 3 waren auf der Insel Leuke gegenüber den Mündungen der Donau dem Achill, welcher, jenem Schriftsteller zufolge, vom Norden zu den Griechen kam und wieder nach Norden „zur seligen Insel" (Krim?) zurückkehrte, heilige Haine, Tempel und eine Rennbahn errichtet.

* * *

Ganz ähnliche Verhältnisse wie auf der griechischen treffen wir auf der italischen Halbinsel.

Schon in der Sage von Roms Gründung spielen die Haine eine Rolle. Diese Landschaft war allezeit reich an Quellen und Bäumen. Moltke, der die Umgebung Roms genau erforscht hat, sagt darüber: „Zwischen den beiden Kapitolinischen Gipfeln, welche die Burg und den Jupitertempel trugen, grünte noch zu Livius Zeit der Eichenhain, in welchem Romulus das Asyl für Flüchtlinge

---

in die deutsche Mythologie hineinführt. Eine Ida-Wiese — vielleicht sind beide Worte Einen Ursprungs — lag bei Troja. Dort sollen die Idaei Dactyli entsprungen sein, die, von der grossen Erdmutter gelehrt, das Eisen für die Menschen erfanden. Wer denkt da nicht an die Frau Eisen Thurmayer-Aventin's? Auch in Makedonien kommt das Wort als Flurnamen vor; wie wir aus Plutarch erfahren, lagen in einem Wiesenlande am Ida-Berge die Gestüte der makedonischen Könige. Am Ida-Berge auf Kreta war Zeus geboren. Dort huldigten ihm die Sterblichen, „denn die hochragenden Berggipfel waren den Griechen zu geistiger Erhebung die von der Natur geschaffenen Hochaltäre". (Ernst Curtius). Auch Kybele stammte aus „des Ida Hain" auf Kreta.[4])

[1]) Odyssee, XVII, 208—212.
[2]) Odyssee, XX, 278.
[3]) Arrian, Alexander I. 7.
[4]) Virgil, Aeneis III, 111.

anderer Städte gegründet hatte. Der Palatin, den Ovid den Waldreichen nennt, nemorosi colla Palati, war, als Cicero lebte, mit einem Hain der Vesta geschmückt. Zwischen diesem Hügel und dem Esquilin stand unweit der summa sacra via zur Zeit des Symmachus ein Wäldchen von Cornel-Kirschbäumen, und eines Myrthenhains im Thale des Circus maximus geschieht Erwähnung. Der Aventin war, nach Dionys, mit Bäumen aller Art bedeckt, unter welchen Satyre, Faune und Waldgötter hausten; er ragte, nach Ovid, aus dem Schatten der Steineichen hervor. Das Grab des Tatius stand in einem Lorberhain, wahrscheinlich an derselben Stelle, wo noch heute ein schöner Baumgang von Edellorber nach dem Priorat von Malta führt. Der Coelius heisst bei Tacitus querquetulanus, und der Viminal hatte seinen Namen von den Weiden, die ihn bedeckten. Der Monte Pincio, später der Gartenhügel, war ein Wald, vielleicht von Pinien, deren Urenkel noch heute die Villa Borghese überschatten, und der Vatikanische Hügel trug, nach Plinius, einst eine Steineiche, älter als Rom, auf welcher mit ehernen Buchstaben in etruskischer Sprache geschrieben stand, dass sie einem heiligen Haine angehöre. Eichen bedeckten den Janiculus und das Thal nach der Tiber zu, wo Grachus erschlagen wurde. Unter ihren Gipfeln rauschte damals die Quelle, deren Inschrift, den Nymphen des Ortes gewidmet (Bibe, lava, tace), man im Garten des Palastes Salviati gefunden hat. Die Axt musste dem Mausoleum des Augustus auf dem Marsfelde Raum schaffen." [1])

Eine der lieblichsten Haingegenden der Erde ist das Albanergebirge; hier lag, von einem aus dunkler Höhle kommenden Bache durchrauscht, der berühmte Hain, wo die Nymphe Egeria dem Könige Numa Weisheit lehrte. [2]) Tacitus kennt in derselben Gegend bei Aricia Hain und Tempel der Diana. [3]) Dass der Nemi-See in einem Haine lag, sagt schon der Name (nemus, Hain). Der Priester in diesem Haine der Diana behielt — ganz nordisch gedacht — seine Stelle nur so lange, als ihn nicht ein Stärkerer im Zweikampfe besiegte. [4])

Die Latiner hielten ihre Landtage im Haine der Feronia [5]) am Fusse des Felsberges Soracte, jener Landmarke, die jedem Besucher Roms erinnerlich sein wird;

---

[1]) **Moltke, Wanderbuch** S. 68.
[2]) **Livius** I, 2.
[3]) **Tacitus Hist.** III, 36.
[4]) **Pausanias** II c. 27.
[5]) **Livius** III, 25.

heute heisst der Berg Monte di Silvestro und seine alte Bedeutung wird noch durch eine vielbesuchte Messe bezeugt.

Bei Croton in Unteritalien befand sich ein berühmter, allen umliegenden Völkern heiliger Tempel der Juno Lacinia. Ein von dichtem Wald und hohen Tannenbäumen umgebener Hain umschloss in seiner Mitte vortreffliche Weideplätze, wo allerlei der Göttin geweihte zahme Thiere ohne irgend einen Hirten weideten; und in zusammengehörigen Gruppen gingen Abends die Heerden nach ihren Stallungen zurück, ohne dass ihnen jemals von wilden Thieren oder diebischen Menschen nachgestellt oder ein Leid zugefügt worden wäre. Man zog von diesen Heerden gewisse Einkünfte, wofür man eine Bildsäule von purem Golde der Göttin weihte.[1])

Gleiches hören wir von Sicilien. Eine Gegend der Haine und zugleich die erste Andachtstätte Siciliens war die Umgebung der Stadt Henna. Henna war berühmt wegen seines Weizens, den man für den besten hielt und zur Veredlung der Saat weithin bezog. Damit im Zusammenhange steht es, wenn Henna für die Heimat der Demeter (Ceres, der Erdmutter) galt. Hier hat die Sage von der Demeter, die ihre von dem Gotte der Unterwelt entführte Tochter Proserpina (die Aussaat) sucht und (bei der Ernte) wieder findet, ihren Urboden. Hier dachte man sich den Mittelpunkt (umbilicus, Nabel) Siciliens. Henna war berühmt wegen seiner vielen Heiligthümer, wozu besonders die Höhle gehörte, durch welche Pluto die Proserpina entführt haben soll. Als der römische General Pinarius, der, während des zweiten punischen Krieges in Henna stand, einen Ueberfall der Bewohner besorgend, zu seinen Soldaten redete, da schloss er mit den Worten: „Euch aber, Mutter Ceres und Proserpina, euch alle, ihr Götter der Ober- und Unterwelt, die ihr diese Stadt und die heiligen Seen und Haine bewohnt, euch flehe ich an, uns beizustehen“ u. s. w.[2])

Am anderen Ende Italiens waren die Umgebungen des Flusses Timavus zwischen Aquileja und Triest mit Hainen geziert. Der Timavus ist von Sagen umsponnen, die sich bis in die fernste Kunde der Vorzeit emporranken. Hier erreichten die Argonauten, nachdem sie von Laibach zwölf Tage hindurch die Argo auf den Schultern getragen, das Adriatische Meer. Virgil, Strabo,

---

1) Livius XXIV, 3.
2) Livius XXIV, 38 u. 39.

Plinius, Martial, Livius, Cornelius Nepos u. A. erwähnen dieses Gewässers. Posidonius (etwa 260 vor Christus) berichtet, der Timavus werde, kaum in den Gebirgen entsprungen, von einem Abgrunde verschlungen und fliesse 130 Stadien ($4^1/_{16}$ Meilen) unterirdisch, um dann, knapp vor dem Ufer wieder zutage tretend, in's Meer zu münden. Die Alten schrieben ihm sieben oder neun Quellen zu; eine dieser Quellen wurde wegen ihrer Mächtigkeit, nach Polybius „Mutter des Meeres" genannt. Die Schiffer versorgten sich hier mit Süsswasser. Heute, wie vor zweitausend Jahren, bietet das wallende, wirbelnde Auftauchen zahlreicher Süsswasserquellen hart an der Meeresküste bei Duino eine bemerkenswerthe Erscheinung. Die Zahl der Quellen wechselt nach Regenfall und Jahreszeit. Die Menge des Wassers ist so stark, dass es hart bei seinem Ursprunge schon eine Fabrik treibt und mit Kähnen fahrbar ist.

An den Ufern des Timavus standen nicht weniger als drei Haine. Sie waren der Juno, Diana und dem thracischen Diomedes geweiht. In dem Eichenhaine des Diomedes wurden Weissagungen ertheilt und weisse Pferde geopfert.

Noch ein vierter Götterhain, welchen Capitolinus erwähnt, lag zwischen Aquileja und dem Flüsschen Alsia; weiter östlich, in Dalmatien, kennt ein anderer spätrömischer Schriftsteller den Hain Burnum.[1]) „Als" und „Burn" sind Namen mit entschieden nordischem Anklange. Aus dieser Gegend kamen zu Alexander dem Grossen, jene unerschrockenen Männer, welche dem mächtigen Könige auf dessen Frage sagten, dass sie sich nur vor Einem fürchten: dass der Himmel einfalle. Letzteres ist eine heute noch im deutschen Volke lebende Redensart. Jene Krieger werden überdies von Arrian wie von Curtius „Germanen" genannt; Strabo nennt sie „Celten".

Wie sehr übrigens in der Römerzeit in Oberitalien die Plege heiliger Haine verbreitet war, ersieht man klar aus den Dichtungen Virgil's, des Mantuanischen Sängers. Virgilius Maro ist der Nordländer unter den römischen Dichtern. Aus dem Volke entsprossen, Sohn eines Landwirths und selbst erfahrener Landwirth, ist er ein genauer Kenner des oberitalischen („cisalpinisch-gallischen") Volks. Obwohl ganz in römisch-griechische

---

[1]) Capitolinus in Maximino, und Dandulus bei Hansitz. Analectae pro histor. Carinthiae.

Bildung getaucht und in seiner Aeneis sogar zielstrebender römischer Politiker, verleugnet er doch thatsächlich nirgends die Vorstellungen seiner Heimat. Sein Natursinn ist ganz modern: „eigentlich hat nur Virgil schon etwas deutsche Naturschwärmerei, er versteht die ‚amica silentia lunae‘ und ‚cum placidum ventis staret mare.‘“ [1]) Haine sind ihm eine Gründung „uralter Pelasger“, ja er berührt sich so sehr mit deutschen Anschauungen, dass er die Menschen selbst auf Bäumen erwachsen sein lässt. Kein Wunder, daher auch die häufige Erwähnung der Haine bei Virgil, die deutlich verräth, dass er den Hain für die ältere Andachtsstätte hält, weit ehrwürdiger, als die Tempel. Virgil spricht von „unwegsamen Hainen, wo die Mütter schwärmen“ [2]), er erwähnt „unnahbare Haine“ auf der Insel der Circe [3]), „schaurig umschattete Haine“ an der Küste Afrika's [4]), den „Hain des Ida“ auf Kreta [5]) und mitten in Karthago einen „Hain voll lieblichen Schattens“ [6]), wo einst vom Sturm verschlagene Punier ein Rosshaupt in der Erde fanden und auf dies Götterzeichen hin die Stätte für eine glückliche Niederlassung wählten.

Virgil kennt die heiligen Orte Italiens und schildert sie als Naturtempel, in denen schon die Umgebung die Seele erhebt und auf Grosses vorbereitet. So, wenn er von dem Eingange in die Unterwelt spricht:

„Mitten im Italerland, umkreist von ragenden Bergen,
Hochberühmt und vom Ruf in entlegnen Landen verkündet,
Dehnt sich das Thal Amsanctus, wo beidseits sich des Gehölzes
Wand mit verschlungenem Laub schwarz andrängt, und in der Mitte
Unter der Felsen Getös' ein Giessbach Wirbel hinabdreht“. [7])

Ist dieser heilige Wald in Umbrien zu suchen, das als Mitte Italiens gedacht ward und die Quelle des Tiber in sich schloss? Von einem, einst dem Silvanus (Pan) geweihten Walde in Latium am Tiber gibt Virgil folgende Schilderung:

„Weithin dehnet und kühl sich ein Hain an dem Strome von Cäre,
Hehr durch heiligen Glauben der Vorzeit; Hügel in Wölbung
Schliessen ihn rings, sie selber mit dunkelen Tannen gegürtet;
Hain und Jahrfest weihten vordem uralte Pelasger.“

---

1) Fallmerayer. Fragmente S. 50.
2) Virgil, Äneide VII, 580.
3) „ VII, 11.
4) „ I, 165.
5) „ III, 112.
6) „ I, 441.
7) „ VII, 565.

Rom selbst stand, nach Virgil, an einer Waldstätte:

„Hier einst wohnten im Forst einheimische Faunen und Nymphen,
Und ein Männergeschlecht, aus Stämmen erwachsen und Kernholz.“ [1])

Und die Gegend war reich an Hainen. Einen davon erblickte Aeneas, zu Schiffe heransegelnd, an der Tibermündung; einen andern, welcher „gewaltig“ genannt wird, machte Romulus zu einer Freiung (Asil).[2]) Eichbäume werden als Siegesmal auf Schlachtfeldern gepflanzt.[3]) An heiligen Bäumen werden erbeutete Waffen, Trophäen und Gaben aufgehängt. So von Schiffern, wenn sie, den Wogen entronnen und zur Heimath zurückkehrend, gelobte Kleider oder andere Geschenke an einem, dem Waldgotte geweihten, wilden Oelbaume aufhängen.[4]) Und der Held Pallas beschwört den Flussgott Tiber zur Hilfe, indem er zum Kampf mit dem Feinde anschreitend ausruft: „Mag Dir den Eichbaum zieren des Mannes erbeutete Rüstung!“ [5])

Die verstorbenen Helden wohnen in heiligen Naturparken, in „glückspendenden Hainen“,[6]) und als Aeneas in die Unterwelt hinabstieg zu den Sitzen der Seligen, die sich um die Menschheit verdient gemacht, da berichtet ihm einer der Schatten:

„Keiner hat eignes Haus; wir wohnen in schattigen Hainen
Am sanftschwellenden Bord; auf Auen, erfrischet von Bächlein,
Lagern wir uns.“ [7])

Hier haben wir die Idee des Paradieses! Auch die Römer dachten sich das Jenseits als Hain und Naturpark.

Von grossem Interesse ist aber auch Virgil's dichterische Darstellung des Ortes, wo die alten Latiner ihre Berathungen pflegten:

„Herrlich erhob sich ein Haus, von hundert Säulen getragen,
Hochher über der Stadt, der Palast des laurentischen Picus;
Schaurig umgab ihn ein Hain und heiliger Glaube der Väter.
Scepter hier zu empfangen, die ersten Zeichen der Herrschaft,
War hochheilige Sitte der Könige; hier der Berathung
Tempel; für heilige Mahle der Ort; nach geopfertem Widder
Pflegten die Väter daselbst an gereiheten Tafeln zu schmausen.
Auch Abbildungen hier aus der Ahnenreihe der Vorzeit,
Alt, aus Cedern geschnitzt: hier Italus, Vater Sabinus
Pflanzer des Weins, der im Bild die gebogene Hippe bewahret;
Auch Saturnus der Greis und des Janus doppeltes Antlitz

---

1) Virgil, VIII, 596.
2) „ VIII, 315.
3) „ VII, 29.
4) „ VIII, 342.
5) „ VI, 673.
6) „ XII, 766.
7) „ X, 423.

Nahmen die Vorhall' ein und andere Fürsten des Urstamms,
Und wer Wunden als Held im Kampf empfing für die Heimat.
Noch viel Kriegsgeräth, an heilige Pfosten gekettet,
Hing dort: neben erbeuteten Wagen gekrümmte Aexte,
Büsche als Helmzier und gewaltige Schlösser von Thoren,
Lanzen und Schild und Schnäbel, den feindlichen Barken entrissen.
Mit quirinalischem Stab und das Prachtkleid stattlich geschürzet,
Sass er selber und hielt in der Linken das heilige Schildlein,
Picus . . . . "[1]).

Das Bild eines alten Heiligthums, eines aus dem Hain erwachsenen Tempels, steht in dieser bisher zu wenig beachteten Schilderung vor uns. Ob sie entworfen ist nach einem noch bis in's Augusteische Zeitalter erhaltenen latinischen Tempel oder ob dem Dichter, was mir wahrscheinlicher dünkt, eine Weihstätte der Alpen oder Oberitaliens (des cisalpinischen Galliens) als Vorbild diente, gleichviel, es sind fast alle Momente vereinigt, die sonst mehr zerstreut bei dem Dienste der Götter in Hain und Tempel erscheinen: Gotteshaus, Opferstätte, Ahnensaal mit den Reichskleinodien, Ehrenhalle mit Heldenbildern, mit Beutestücken und Siegeszeichen, endlich Rathhaus. Das heilige Schildlein, das Picus in der Linken hält, ist vielleicht das Palladium, auf welches wir später zurückkommen. Der Hain ist schon zum Tempel geworden, aber noch immer sind die Ahnenbilder nicht von Stein oder Erz, sondern von Holz, — in Italien von der Ceder, im Norden von Eichenholz, — die Waffen hängen nicht mehr an lebenden Bäumen, aber an geweihten Holzsäulen, und noch immer umgibt den steinernen Bau von Menschenhand ein „schaurig Gehölz" als Ueberrest und durch „heiligen Glauben der Väter" geweihte Erinnerung an den Hain. Einzelne Wendungen, die Virgil bei dieser höchst bemerkenswerthen Schilderung gebraucht, mahnen geradezu an die Beschreibungen des Tacitus von den Hainen in Deutschland, zumal vom Semnonen-Hain. (Silva auguriis patrum et prisca formidine sacra. Tac. Germ., c. 39.)

Soviel von Italien.

Es bestanden Haine als Kultstätten nicht bloss in Oberitalien (dem „cisalpinischen Gallien"), sondern auch auf dem Gebiete der mittel- und süditalischen Stämme, vom Lombardisch-Venetianischen bis nach Sicilien. Gallier, Veneter, Latiner, Sikelioten pflegten ihre Haine, wie sie heute ihre Kirchen pflegen.

Wir gelangen nun nach Gallien.

---

[1]) Aeneis, VII, 170.

Obwohl die Trennung Galliens in einen punisch-griechischen und einen deutschen Theil soweit zurückgeht, als es überhaupt eine Geschichte gibt, finden wir im südlichen wie im nördlichen Gallien zahlreiche Haine.

Gleich bei Marseille liegt ein Hain, den uns Lucan geschildert hat. Der Dichter sagt: „Ausserhalb der Mauern Massilia's stand ein heiliger Wald, auf den niemals, seit Beginn der Welt, eine Axt gefallen war. Die Bäume waren so dichtbelaubt, dass kein Sonnenstrahl hindurchdrang, es herrschte dort beständige Dunkelheit und Kühle. Frohe Wald- und Feldgötter hatten hier nie gewohnt. Dieser Hain war zur Feier schrecklicher Mysterien bestimmt. Man sah in ihm Altäre, auf denen Menschen geopfert wurden. Die Rinde der Bäume war vom Blute geröthet. Nie ist ein Vogel in diesem Walde geflogen, kein Thier jemals eingetreten, kein Wind weht, kein Blitz hat hier je geleuchtet. Die Gestalt des Gottes, dem dieser Hain geweiht, ist ein unförmlicher Stamm, mit gelbem Moose bedeckt. Schreck und Traurigkeit führen hier das Scepter. Die Sage geht, dass die Bäume dieses Haines zuweilen von selbst erzittern, dass klagende und drohende Stimmen aus dem Boden erschallen, dass gestürzte oder verdorrte Bäume sich von Neuem erheben, plötzliches Feuer das Gehölz erfüllt und grosse Schlangen die Eichbäume umwinden. Niemand wohnt in der Nähe. Ein einziger Priester hat Zutritt, und auch er nur zitternd, voll Furcht, dass der Gott ihm erscheinen könne."[1]) Die kraftvolle Schilderung Lucan's entspricht dem Düsteren und Grausamen des Kultus der Stämme des südlichen Galliens und gibt jedenfalls gut wieder, was das Volk bei Marseille von jenem Haine glaubte. Bemerkenswerth ist der unförmliche Stamm

. . . . . . simulacraque moesta deorum
arte carent caesisque extant informia truncis,

wir werden diesem Strunk (truncus) als Irminsäule, Upstalsboom oder Stock im Eisen auf deutschem Boden wieder begegnen.

Im nordwestlichen Gallien waren besonders die Inseln als Kultstätten berühmt. So namentlich das Eiland Sena (Ile de Sain) bei Brest, wo neun Priesterinnen den Seefahrern weissagten und bei ihrer gefahrvollen Fahrt Schutz gewährten.[2]) Ein anderes Orakel bestand auf einer Insel an der Mündung der Loire (bei dem heutigen Nantes),

---

[1]) Lucan. Phars. III, 399 u. ff.
[2]) Pomp. Mela III, 5.

gleichfalls von Priesterinnen geleitet. Die Oertlichkeit war so heilig und es herrschte dort so unbedingt der Wille der Gottheit, dass, wenn den Händen einer Priesterin bei Aufbau des Tempeldaches (das in gewissen Zeiträumen in Einer Nacht wieder hergestellt werden musste) ein Baustück entglitt, dies als göttliches Zeichen galt und die Thäterin dem Gotte als Opfer verfallen war — ein Zug, der wiederum an den Semnonenhain erinnert. Es scheint, dass diese Heiligthümer an der Fahrstrasse der Schiffe errichtet waren, die das hochwichtige Zinn, nächst dem Bernsteine die Hauptwaare des Nordens, von den Scilly-Inseln holten.

Zwei andere gefeierte Kultstätten dieser nordwestlichen Inselwelt waren die beiden Eilande Mona (heute Man und Anglesey). Vom Hauptberge der ersten, dem 1880 Fuss hohen Schneeberge, erblickt man gleichzeitig das 8 Stunden entfernte Schottland, das 11 Stunden entlegene Irland und die 13 Stunden fernen Küsten Englands. Diese Mittellage trug wohl viel bei, um dem kleinen Eilande den Ruf besonderer Heiligkeit zu verschaffen. Auf die Nähe der drei grossen Nachbarländer deutet auch das Wappen von Man, welches in einem Rade mit drei in der Mitte verbundenen, laufenden Beinen besteht. Und da Sicilien ganz das gleiche Wappen besitzt, so sieht man auch hier wieder die durch den Zinnhandel und wahrscheinlich auch durch Ansiedlungen begründeten uralten Beziehungen mit Phönikern. Aber auch das etwas südlicher an der Küste von Wales gelegene Anglesey erfreute sich des Rufes grosser Heiligkeit. Als der römische Feldherr Paulinus Suetonius die Insel angriff, standen die Druiden am Ufer und riefen mit aufgehobenen Händen Verwünschungen auf die Römer herab, während die Druidinnen, in Trauerkleidern mit aufgelöstem Haar, brennende Fackeln schwangen. Es war vergebens. Unter dem Beile der römischen Krieger fielen die Götterhaine. [1])

Unter den Inseln im Aermelmeer zwischen Gallien und Britannien sucht man auch das Eiland, wo Saturn gefesselt schlafe und von Briareus bewacht werde. Das erzählt Plutarch in der Abhandlung über den Verfall der Orakel (c. 18), und damit würde denn auch ein neuer Weg angedeutet sein, auf welchem die anerkannte Einwirkung des phönikischen Kultus auf den Kult mancher Stämme Galliens und Britanniens vor sich ging.

---

[1]) Tacit. Ann. XIV, 29 u. 30.

Auch die Aehnlichkeit des an jenen nordwestlichen Küsten beobachteten Bachusdienstes (Adonisklage und schwärmende Mänaden) mit verwandten Gepflogenheiten des geographisch weit entlegenen Thraciens würde sich durch phönikische Vermittlung leicht erklären.

Der erste Hain Galliens jedoch, sein „Haupt- und Erzstift", lag in der Mitte Galliens, bei dem heutigen Chartres. Hier hielten die Druiden ihre jährliche Versammlung, vollzogen gewisse, besonders heilige Gebräuche, wählten ihr Oberhaupt, beriethen allgemeine Angelegenheiten, sprachen Recht, schlossen Widerspänstige von der religiösen Gemeinschaft aus und mögen im Wesentlichen auch die Politik der Staaten Galliens geleitet haben. Sie waren, solange das gallische Leben sich kräftig erhielt, seine Lenker und Regierer und der Kern und Schwerpunkt der celtischen Nationalität.

Mit den Deutschen kamen die Gallier lange Jahrhunderte hindurch darin überein, dass sie keine von Menschenhand errichteten Weihstätten besassen, ja sie vielleicht nicht einmal bei Andern duldeten. Die alten Geschichtschreiber machen wiederholt die Bemerkung, dass die Gallier bei ihren Einfällen in die südlichen Länder (Italien und Makedonien) besonders die Tempel zerstörten, ebenso wie die Perser in Griechenland und die Gothen in Kleinasien. Es geschah dies wohl weniger aus blinder Lust am Verwüsten, als aus Glaubenshass und zum Beweise dessen, dass ihre eignen Götter stärker seien, als die der Besiegten. Mit den in den Tempeln aufgehäuften Schätzen verfuhr man nach Kriegsrecht.

Zur Zeit Cäsar's waren die Bewohner des grösseren Theiles von Gallien (Belgien ausgenommen) ganz unter der Herrschaft des Adels und der Priesterschaft. Diese beiden Classen hatten sich, wie im späteren Frankenreiche bis 1789, so eingerichtet, wie es ihnen gefiel. Dass dann Haine und Forste aller Art nicht fehlten, ist gewiss. So begreift es sich, dass der Grossadel Jagdparke bis zu einer Quadratmeile Umfang besass.[1])

Heilige Wälder werden in Gallien noch mehrere genannt.

Eine wichtige Kultstätte war aller Zeit die Oertlichkeit bei Lyon, am Zusammenfluss von Saône und Rhône. Ob der Name Lugdunum auf einen lucus (Hain) deutet, bleibe dahingestellt. Aber gewiss ist, dass zur Zeit des Augustus hier dem ersten Kaiser der Römer eine Hauptkirche geweiht ward.

---

[1]) **Mommsen.** Röm. Geschichte III, S. 523.

Lucus Augusti, d. i. Hain des Augustus, ist ferner der Name einer Stadt rechts der Rhône im Gebiete der Vocontier; heute Luc en Die.

Auch in Spanien begegnen wir einem Lucus Augusti am obern Minho. Lucus Asturum im nordwestlichen Spanien war schon den Römern bekannt, wahrscheinlich eine keltiberische Schöpfung, in dessen Nähe später der westgothische König Fruela „in anmuthiger Gegend auf einem waldbeschatteten Berge", wo schon eine Vincentius-Kirche lag, Orviedo (oder Oviedo) gründete. Wahrscheinlich ist dieser Asturenhain (lucus Asturum) ein und derselbe mit dem berühmter gewordenen Gothenhaine („lugus" genannt) in dem nördlichen Kettengebirge, von welchem im 8. und 9. Jahrhundert die Befreiung Spaniens von den Arabern ausging. Schon in der Mitte des 6. Jahrhunderts war es ein Bischofsitz. Der Madonna von Lugos schrieb König Alonso II. seine Siege zu.[1])

Wenn man sich erinnert, dass Paris Lutetia hiess und an den auf dem linken Seine-Ufer gelegnen Theilen desselben, etwa an der Stelle der heute noch gartenreichen Vorstadt St. Germain, der Name Locotitia haftete, so wird man auch in dieser berühmten Oertlichkeit den lucus, Hain, wiederfinden. Bestärken darf in dieser Thatsache, dass der Kern von Paris auf einer Insel lag und die feuchte, wald- und buschreiche Umgebung durchaus hainartigen Charakter trug. Dann wird wohl auch die Madonna, welche in dem berühmten Inseldome Notre-Dame wohnt, ihre Ableitung von der grossen Erdmutter, der so viele Haine blühten, nicht verleugnen können.

Das erste, vom heiligen Martin zu Ende des vierten Jahrhunderts gestiftete Kloster in der Nähe von Poitiers finden wir bei dem Orte Locociagum, heute Ligugé, und da die ältesten Klöster am liebsten sich an alten Weihstätten niederliessen, dürfen wir wohl auch in Locociagum den alten lucus erkennen.

Ungefähr in die gleiche Zeit geht die Gründung des Stammheiligthums der Burgunder zu Lukshof (Luxovium), heute Luxeuil zurück. Die Burgunder kamen als Heiden und wählten als ihre wichtigste Kultstätte eine romantische Oertlichkeit unferne der Saônequelle bei Wesel (Vesoul) in der Freigrafschaft. Dichter schöner Wald, Berge, heisse Quellen, seltsame Felsen, die Ein-

---

[1]) Lugos in Ungarn kann von denselben Gothen seinen Namen erhalten haben. Das deutsche Wort für lô (Hain) ging (wahrscheinlich in der gothischen Fassung lug) in's Magyarische über. Hier heisst der Hain liget; das Stadtwäldchen bei Budapest wird varosliget genannt.

bildungskraft anregende Steinbilder, alles lud hier zu einer Andachtsstätte ein. Ob Heilthum und Name von Burgundern geschaffen wurden oder diese sich nur in einer altgallischen Heilstätte niederliessen, ist schwer zu sagen, im Uebrigen auch gleichgiltig. Jedenfalls zieht sich der Name lucus durch das ganze westliche Europa, von Asturien-Galizien bis zu den Vogesen: Lucus Augusti am obern Minho in Galizien, Lucus Asturum in Asturien, Lucus Augusti im südöstlichen Gallien, Lugdunum (Lyon), Lutetia-Locotetia an der Seine, Luxeuil an der Saônequelle — überall klingt in diesen Namen das in der Tiefe der deutschen Sprache wurzelnde Wort lû, lô, lohe, altnord. lund wieder.

* * *

Wenn man den Boden des europäischen Centralvolkes, der Deutschen, betritt, gewahrt man alsbald, dass man sich dem Urquell der auf Waldheiligthümer gerichteten Empfindungen und Gedanken nähert.

Die entscheidende Stelle hat uns Tacitus aufbewahrt: „Die Götter in Mauern einzuschliessen und ihnen ein Menschenantlitz und Menschengestalt zu verleihen, halten die Deutschen für unvereinbar mit der Erhabenheit der Himmlischen. Sie weihen ihnen Wälder (lucos) und Haine (nemora) und ahnen unter dem Götternamen jenes Geheimnissvolle, das sie nur mit dem Auge frommer Andacht erblicken.“[1] Also heilige Wälder und Haine waren die Mittelpunkte der deutschen Religion. Sie waren den Göttern geweiht. Hier kam die fromme Gemeinde zusammen und betete, hier wohnten Himmlische, neigten sich dem Flehn der Andächtigen, gaben ihren Willen kund, empfingen Opfer und gewährten dafür Fruchtsegen in der Flur, Gedeihen im Hause und Sieg im Kampfe.

Die weihevollsten Eindrücke fanden unsere Vorfahren in der nicht von Menschenhänden angetasteten heiligen Stätte. Ihren Sinnen stand die befreundete Schöpfung ebenso nahe, als der zuweilen etwas unbestimmt gedachte Schöpfer. Zwischen der reinen Natur in Wald und Hain, dem betenden Volke und der Gottheit wob sich hier ein inniges, unzerstörbares Band.

Wenn es gestattet ist, zwischen Wäldern und Hainen zu unterscheiden, so wird in den tiefen, einsamen, durch Opfer geheiligten Hochwäldern das Düstere und Erschreckende gewohnt haben, welches die

[1] Tacitus. Germ. c. 9.

Eine Seite der Religion bildet, während die Haine mehr der anmuthigen, den Geist erhebenden und erfreuenden Seite des Gottesdienstes gewidmet waren. In beiden Fällen aber tritt uns das innigste Naturgefühl als höchst wesentlicher Theil der Religion unserer Vorfahren entgegen.

Als Beispiel des ernsten heiligen Waldes kann der Wald der Semnonen dienen, von welchem Tacitus berichtet: „Die Semnonen behaupten von sich, dass sie die ältesten und edelsten unter den Sueben seien und ein religiöser Brauch lässt diesen Glauben als begründet erscheinen. Es schicken nämlich zu einer bestimmten Zeit des Jahres alle stammesverwandten Völkerschaften ihre Vertreter zu den Semnonen in einen durch Weihe der Vorfahren und uralte Schauer geheiligten Wald. Nach grausamer Sitte beginnt die Feier damit, dass öffentlich ein Mensch geopfert wird. Noch in anderer Weise zeigt sich die religiöse Ehrfurcht, mit der dieser Wald gefeit ist. Niemand darf ihn anders als gefesselt betreten, wodurch die Unterwürfigkeit unter die Macht der Gottheit ausgedrückt werden soll. Fällt etwa Einer zu Boden, so darf er weder aufstehen, noch sich aufrichten lassen, auf dem Boden muss er sich hinausrollen." Und Tacitus fügt dieser Schilderung bei: „Der ganze religiöse Brauch weist darauf hin, dass hier die Wiege des Stammes (initia gentis) steht und der Lenker seiner Geschicke wohnt, dem Alles unterthänig und dienstbar ist." In diesen Worten hat uns der grosse römische Geschichtschreiber in einen wichtigen Gedankenkreis der alten Deutschen eingeführt, er hat klar ausgesprochen, dass die Deutschen gewisse tiefe Waldungen als ihre „Wiege", als Ursprung und erste Heimat betrachtet haben. Die ganze uralte Ueberlieferung einer Entstehung des nordischen Menschen von Bäumen, gleichsam der älteste Stammbaum der Deutschen, wird vor unser geistiges Auge geführt. Zugleich war aber im heiligen Walde auch die Stätte, wo der Lenker der Geschicke des Volkes wohnte. Also eine dreifache Weihe des Waldes: Die Heiligung durch Natur, Stammgenossenschaft und dort hausende Gottheit.

Nur flüchtige Erwähnung soll hier der einschneidenden Frage gethan werden, ob im Semnonenwalde der Gott des Stammes wohnte oder ein weiter ausgreifender Gott. Da Tacitus erwähnt, dass alle Völkerschaften (populi) desselben Blutes im Semnonenwalde zusammen-

kommen und da gerade auf diese ihre Eigenschaft als Inhaber der heiligsten Kultstätte die Semnonen ihre Ansprüche auf die Führung aller Sueben begründeten, so könnte zunächst an einen suebischen Stammgott gedacht werden? Doch würde ihn Tacitus genannt haben, während er dies nicht thut; im Gegentheile nennt er an anderer Stelle den Wodan („Mercur") als Hauptgott der Deutschen,[1]) und Paul Warnefried sagt ausdrücklich, dass alle deutschen Stämme den Wodan als den Lenker ihrer Geschicke verehrt haben. Dadurch wird es wahrscheinlich, dass auch im Semnonenwalde Wodan wohnte. Und das würde weiter auf eine sehr alte, sehr bewegte und an grossen Ereignissen reiche Vorgeschichte der Deutschen deuten. Denn, wenn eine zweitausendjährige Geschichte nothwendig war, um im Jahre 1871 die staatliche Sonderung der deutschen Stämme bis zu einem gewissen Punkte zu beseitigen: wieviel Jahrtausende mögen erst vergangen sein, bis jene religiöse Vereinigung der Stammgötter zu einem einzigen Hauptgotte gelungen ist, wie wir sie schon unter Tacitus finden. Doch ist das, wie gesagt, eine Frage, die gründlichster Untersuchungen bedarf.

Was die Sueben betrifft, sagt Tacitus, ein Theil der Sueben habe der Isis geopfert.[2]) Wenn Tacitus in einem späteren Abschnitte die Nerthus nennt, welcher Longobarden, Angeln, Varner und andere suebische Stämme in Deutschlands Nordosten huldigten, so ist wohl die Nerthus mit jener Isis gleichzustellen. Die Nerthus nennt er aber „die Erdmutter" und schildert schon einen jener Umzüge der Göttin zu Wagen, die bis in das Mittelalter, ja bis in die Neuzeit fortgedauert haben: Festtage überall, wo die Göttin erscheint, kein Zank und Krieg, nur Freude und Segen! Der gewöhnliche Sitz der Göttin sei auf einer Insel des Meeres, und ausdrücklich erwähnt er den heiligen Hain mit einem einsamen See, wo der geweihte Wagen aufbewahrt wurde. Wahrscheinlich sind Isis, Nerthus, Nehalennia, Berchta, Hertha, Holda, Kybele nur verschiedene Namen der Erdmutter, und gerade ihr sind, wie wir später noch sehen werden, die lieblichsten Haine und anmuthigsten Landschaften geweiht, die in christlicher Zeit von der Madonna, der Mutter der Gnaden, geerbt wurden. Auch die von Tacitus als Zeichen der Isis erwähnte Mondsichel[3]) ging auf Maria über.

[1]) Tac. Germania c. 9.
[2]) c. 39.
[3]) c. 40.

Ein anderer Hain, „durch Alter heilig", befand sich bei den Nahanarvalen in Deutschlands Nordosten, ein Hain ohne Bilder, dem Brüderpaare Alkis geweiht.[1]) Solche Brüderpaare als Götter, Halbgötter und Stammväter kommen bei Angelsachsen, Vandalen, Longobarden und später bei Polen vor; es lag also der Mittelpunkt dieses Kultus an der Ostsee.

Von einem anderen dieser heiligen Haine weiss Tacitus sogar den Namen zu nennen, er heisst „Baduhenna", worin unverkennbar Wodenshain (Odensen?) uns überliefert ist.[2]) Man sucht diesen Hain an der Südersee.

Bei dem Ueberfalle, welchen das römische Heer auf das „Tamfana" genannte Heiligthum der Marsen machte, wird diese Kultstätte als „templum" bezeichnet, doch hat man sich darunter wohl nur einen Hain mit geschmückten Bäumen und allenfalls mit einer Halle zu denken. Mehrere deutsche Bauernschaften hatten sich mit Weib und Kind zu Gottesdienst und frohem Mahle bei der Tamfana zusammengethan, während der Nachtruhe wurden sie von den Römern überfallen und niedergemacht. Damals sollen Bructerer, Tubanten, Usipeter fast ausgerottet worden sein.[3]) Diese Kultstätte wird im Bergisch-Märkischen gestanden sein.

Einen heiligen, dem Hercules (Donar?) geweihten Forst kennt Tacitus zwischen Weser und Elbe; dorthin waren die Cheruscer unter Arminius gekommen, um sich mit den jenseits der Weser wohnenden Stämmen zum Kampfe gegen das nahestehende Römerheer zu vereinigen.[4]) Aus der Thatsache, dass später ein von den Bayern heiliger, dem Donar (Her) geweihter Hain bei Regensburg „Erklô" heisst, wird man wohl auf einen ähnlichen Namen des Weser-Haines schliessen dürfen.

Ob in dem Teutoburger Wald schon ein heiliger Forst war oder ob er es erst in Folge des grossen Sieges der Deutschen geworden ist, mag gleichviel sein. Jedenfalls trafen dort die Römer bei ihrem Rachezuge Haine mit Altären, an welchen die römischen Obersten und Hauptleute den Göttern geopfert worden waren. Im schauerlichen Walde bleichten Gebeine und an Baumstämmen waren Rosshäupter angeheftet.[5])

---

[1]) A. a. O. c. 43.
[2]) Tacitus, Ann. IV, 73.
[3]) Tac. Ann. I, 51.
[4]) Tac. Ann. II, 12.
[5]) Tac. Ann. I, 61.

Eine ganz andere Seite zeigt der Hain, in welchen der Bataver Civilis den Adel und die unternehmendsten Führer des Stammes berief. Nach uralt deutscher Sitte ging ein Festmahl den Berathungen voraus, und die fröhliche, gehobene Stimmung benutzte dann Civilis, um die Mannen zum Kampfe mit den Römern fortzureissen. Im heiligen Walde gelobten sich die Verbündeten Treue.[1])

So legen uns die Nachrichten des grossen römischen Geschichtschreibers den Hain in seinen verschiedenen Belangen dar. Bei unseren Vorfahren war jene Trennung des Weltlichen vom Geistlichen, die von der modernen Zeit befürwortet wird, nicht durchgeführt. Auch Recht und Politik waren unter den Schutz der Religion gestellt, und der Ort, wo sie zusammenflossen und sich durchdrangen, war der Hain Wenn die Römer ihre Vorstösse mit Vorliebe auf die Kultstätten der Deutschen richteten und wenn Tacitus gerade der religiösen Seite des deutschen Lebens eine so auffallende Beachtung schenkt, so war die Ursache davon die klare Erkenntniss, dass nur in der völligen Verschmelzung von Glaube und Politik jene ausserordentliche Kraft wurzle, wodurch es möglich ward, dass in den furchtbaren Angriffskriegen des Drusus, Tiberius und Germanicus ein kleiner Theil Deutschlands, vielleicht ein Viertheil oder Fünftheil des ganzen Volkes, und auch dieses noch oft gespalten, schlecht bewaffnet, ohne Geld, ohne Geschütze, nur einfache Landwehren, dem Feinde die Spitze biete, dem ungeheueren Römerreiche auf der Höhe seiner Macht, mit seinen stehenden Heeren, aus drei Welttheilen erlesen, mit höchster Sorgfalt in vieljährigen Uebungen ausgebildet, verschwenderisch ausgerüstet, durch alle Künste der Politik gefördert, durch alle Mittel der Spähung unterstützt und von ausgezeichneten Feldherren geleitet. Wie im 19. Jahrhundert in Tirol, war der Krieg nicht nur ein Freiheits-, sondern auch ein Religionskrieg. Und da Haine die Kirchen der alten Zeit waren, spielen sie so oft in die Geschichte jener Zeit hinein.

Heilige Wälder und Haine waren also vor Allem Mittelpunkte und Stätten des Gottesdienstes. „Einzelne Götter, sagt J. Grimm, mögen auf Berggipfeln, in Felsenhöhlen, in Flüssen hausen, aber der feierliche, allgemeine Gottesdienst des Volkes hat seinen Sitz im Hain. Nirgends hätte er auch einen würdigeren finden können. Zu einer Zeit, wo erst rohe Anfänge der Baukunst vorhanden,

[1]) Tac. Histor. IV, 15 u. 16.

muss das menschliche Gemüth durch den Anblick hoher Bäume, unter freiem Himmel zu grösserer Andacht erhoben worden sein, als es innerhalb der kleinlichen, von unmächtiger Hand hervorgebrachten Räume empfunden hätte. Die lange nachher eingetretene Vollendung eigenthümlich deutscher Baukunst hat sie in ihren kühnsten Schöpfungen nicht eben gesucht, die aufstrebenden Bäume des Waldes nachzuahmen? Wie weit hätte die Unform ärmlich geschnitzter oder gemeisselter Bilder von der Gestalt des Gottes abgestanden, den die kindliche Einbildungskraft der Vorzeit sich auf dem belaubten Wipfel eines heiligen Baumes thronend vorstellte. In dem Wehen, unter dem Schatten uralter Wälder fühlte sich die Seele des Menschen von der Nähe waltender Gottheiten erfüllt. Götter wohnen in diesen Hainen; ihre Bilder sind nicht aufgestellt und keine Tempelwände aufgeführt, aber heiliges Geräthe, Altäre stehen in dem Walde, Thierhäupter hängen an Baumästen. Da wird Gottesdienst gehalten, Opfer gebracht, da ist Volksversammlung und Gericht, überall heilige Ehrfurcht und Erinnerung des Alterthums." [1])

Im Haine befragt über öffentliche Angelegenheiten der Priester die Götter. Hier fallen die von einem Fruchtbaume geschnittenen Reiser auf ein weisses Tuch und werden vom Priester gedeutet. Hier lauschte man auf der Vögel Flug, Sang und Ruf und in diesen Hainen wurden auf öffentliche Kosten glänzend weisse Rosse, von keiner irdischen Arbeit berührt, gehalten, aus deren Wiehern und Schnauben, wenn sie vor dem heiligen Wagen gespannt sind (der vom unsichtbaren Gotte geleitet wird), Priester und Fürst[2]) den Willen des Gottes deuten. Aus einem Haine erscholl, wie Claudian berichtet, zu Alarich der Ruf zum Aufbruche der Gothen nach Italien.[3])

Feldzeichen und Fahnen wurden in den heiligen Hainen aufbewahrt.[4]) Im Kriege sind die Priester Fahnenträger, wie noch im 19. Jahrhundert der Kapuziner Haspinger den Tirolern die Sturmfahne vorantrug. Der

---

[1]) Grimm, Deutsche Mythologie I. S. 56 u. 57.

[2]) Es ist ein starker Zug unserer Alten, dass sie nicht dem Priester allein die Deutung des Götterwillens überliessen. In privaten Anliegen gab der Hausvater allein die Deutung kund, in öffentlichen Dingen aber Priester und Fürst gemeinsam. Bei dem wichtigsten Orakel, durch Rosse, schritten beide (sacerdos ac rex vel princeps) neben dem heiligen Wagen und beobachteten die Kundgebungen der Rosse. Tac. G. c. 10.

[3]) Claudian, de bello Get. 545.

[4]) Tac. G., c. 7.

Ruf „Gott mit uns!“ war nicht nur ideal, sondern auch ganz wirklich gemeint, indem Gott und seine starken Paladine und Patrone als Mitkämpfer im Kriege gedacht wurden. Der Krieg selbst war ja ein Gottesurtheil, und vielleicht enthält das noch in Tirol übliche Wort „Kriecht“ für Krieg, das ist Gericht, die richtige Ableitung.

Aber auch erbeutete fremde Feldzeichen finden ihren Ort im Haine. Als ganz besonderer Schatz wird ein eroberter römischer Adler im heiligen Haine vergraben.[1])

In den Hainen wird ferner oft Gericht gehalten, besonders der Blutbann geübt, bei welchem grösste Oeffentlichkeit galt, also im Freien und angesichts der Sonne. Gerichtliche Zweikämpfe wurden an dieser heiligen Stelle ausgefochten.

Sonst war gerade der Hain auch Friedensstätte, Freiung, Asyl, weshalb denn auch, als später Kirchen erbaut wurden, nicht blos das Innere dieser Gebäude, sondern auch Nebenräume, ja sogar Bäder und Gärten, überhaupt eine bestimmte Umgebung den Flüchtenden Sicherheit gewährten. Nahrung sollten eigentlich die Schutzsuchenden nicht erhalten. Die ihnen gegönnte Frist währte meist drei Tage, erfuhr jedoch eine Verlängerung, wenn die Verfolgten, die Freiung überschreitend, glücklich wieder dahin zurückkehrten. Später wetteiferten, wie im alten Griechenland, die heiligen Stätten in Bezug auf die Dauer der gewährten Sicherheit.[2])

Soviel wir sehen, deckte die Heiligkeit des Ortes nicht blos die Person, sondern auch das Gut. Dass sich die heiligen Haine zu Schatzstätten, gleichsam Banken, entwickelt hätten, dazu waren die alten Deutschen noch zu arm und wirthschaftlich zu wenig fortgeschritten. Jeder anständige Phönikier besass seinen Metallschatz und Plutarch erzählt, wie kunstvoll — in scheinbar metallenen Götterbildern — Hannibal den seinigen verbarg und mit sich führte; daran war im alten Deutschland selbstverständlich nicht zu denken, hat es doch

---

[1]) Tac. Ann., II. 25.

[2]) Grimm, Rechtsalterthümer S. 887. Die Höfe zu Godesberg, der Herrnhof zu Helfant, der Matheishof zu Nennig sowie Lichtensteig gewährten sechs Wochen, Stablo 30 Tage u. s. w. In der Schweiz (bei Muri im Aargau) hatte der grosse Stallhof der Frau Berklind das Recht der Freistatt. Stier, Eber und Widder gingen frei umher in Feldern und Gärten; sie waren die einzigen in dieser Gegend. Joh. v. Müller, Schweizergeschichte, VIII S. 37. Solche Freistätten hiessen auch „Weihberge“. Zöpfl, Die Rulands-Säule S. 368.

fast zweitausend Jahre gedauert, bis das den Metallschatz ersetzende Checkbuch halbwegs bei uns in Gebrauch kam. Immerhin geht auch der Güterschutz an heiligen Orten weit in die Vorzeit zurück. Fremde scheinen ihre werthvollen Waaren in die Obhut heiliger Stätten gelagert zu haben. So erklärt sich das Auffinden eines grossen Vorrathes von phönicischem oder etrurischem Bronzegeräth am Halstättersee, einer Oertlichkeit, die für die weitere Verschickung der Waare im Kleinhandel sehr ungünstig liegt, aber, wie schon der Name des Halstättersees (Alastadt, von alah Tempel) sagt, durch ihre Heiligkeit anerkannte Sicherheit bot. Jener See in Gallien, in welchem die Tektosagen ihre erbeuteten Schätze aufbewahrten, wird ein Theil eines heiligen Waldes gewesen sein. Und im Leben des h. Ludgers aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts wird berichtet, dass bei Zerstörung eines Heiligthums der Friesen dort viel Gold und Silber gefunden und an Karl d. Gr. abgeliefert wurde. Darf man aus dieser Nachricht schliessen, dass (im 9. Jahrhundert) die Friesen den Verkehr schon besser und früher zu schätzen wussten, als die binnenländischen Stämme? Vielleicht hängt damit auch die furchtbare Drohung des friesischen Gesetzes zusammen: „Wer in einen Tempel einen Einbruch gethan und etwa von dort geraubt hat, wird an den Strand des Meeres gebracht, wo ihm in dem Sande, welchen gewöhnlich die Fluth bedeckt, die Ohren aufgeschlitzt werden; er wird entmannt und den Göttern (diis) oder Heiligen, deren Tempel er geschändet hat, geopfert.“[1])

Aus Saxo wissen wir, dass skandische Edle goldene und silberne Schüsseln, mit Edelsteinen besetzte Hörner von Auerochsen, köstliche Schwerter und Dolche in Tempeln aufbewahrten.

Im Nonnenkloster zu Ely in England raubten die Dänen die dem Kloster als Asyl anvertrauten Schätze. Im 12. Jahrhundert befindet sich unter den Bedingungen, unter denen der Haupttempel der slavischen Stämme zu Arkona auf Rügen an die verbündeten Deutschen und Dänen sich ergab, die Auslieferung des Tempelschatzes. Und noch im 13. Jahrhunderte pflegten die hansischen Kaufleute in fremden Ländern die Kirchen als Waarenniederlagen in Anspruch zu nehmen.[2])

Dass die Rathsversammlungen und Landtage ursprünglich in Hainen, auf Eilanden, Bergwiesen, Wald-

---

[1]) Leg. Fris., tit. XII leg. 1.
[2]) Vug, Schlesische Heidenschanzen. 1892.

wiesen, unter alten Bäumen abgehalten wurden, ist bekannt. Priester waren dabei „die Ordner". Die Heiligkeit des Ortes erweckte bei Sprechern und Stimmenden wohl ein grösseres Gefühl der Verantwortlichkeit, minderte den Parteigeist und gab den Beschlüssen Nachdruck. Und nach der Arbeit kam die Erholung, nach der Berathung das fröhliche Mahl. Wir haben schon früher gesehen, dass der Bataver Civilis bei Anlasse eines solchen Gastmahles im heiligen Haine den Aufstand gegen die Römer vorbereitete. Dem Geiste des Ortes entsprechend, werden Opfer und Weihen das Mahl eingeleitet haben. Waffentänze zu Ehren der Götter waren dabei willkommene Schauspiele, wie denn auch die berühmten Nationalfeste und Wettspiele der Griechen auf heiligen Kultstätten stattfanden.

Fast scheint es, als ob das. Brauen von Bier einst Vorrecht und Einkommensquelle der heidnischen Priesterschaft war. Dadurch würde ein neues Licht auf das von Nerviern und Sueven berichtete Verbot der Einfuhr des Weines fallen, dieser damals noch aus Italien zugeführten Fremdwaare. Im Kaukasus hat sich wie Klaproth und Radde berichten, die ganze Einrichtung noch erhalten. Bei den Tscherkessen und besonders den weltentlegenen Chewsuren und Pschawen liegen die Brauereien in heiligen Bannwäldern, auf deren Verletzung oder Entweihung der Tod steht. Diese Haine sind dem heiligen Georg oder dem heiligen Michael geweiht, und der Schutzpatron ist der Eigenthümer und Schützer der zur Brauerei gehörigen Geräthe. Zuweilen dient sogar die Vorhalle einer neuerbauten christlich-russischen Kirche als eine Art Gährkeller. Aber auch die Brauer selbst sind heilig. Sie haben priesterlichen Rang und werden vom Dekanos, dem Oberpriester, beim Neujahrsfeste nach unmittelbarer göttlicher Eingebung für Ein Jahr ausgewählt. Bei den Chewsuren heissen sie Dasturen, bei den Pschawen Schulta sie wohnen während ihrer Amtszeit im heiligen Hain und sind zugleich dessen Hüter, Bäcker des Tempelbrodes und Brauer des heiligen Bieres Dieses letztere wird nur für die grossen Volksfeste gebraut und darf nur vom Oberpriester eröffnet und vertheilt werden. Dann trinkt man es mit Weihe in heiligen Schalen als eine seltene, lebenspendende und herzerfreuende Göttergabe. Diese merkwürdige Schilderung aus dem Kaukasus lässt uns Einiges vom Leben und Treiben im deutschen Haine ahnen. In Kärnten haben sich noch Spuren erhalten, welche in die gleiche Richtung

weisen. In Köstenberg auf dem Mittelgebirge zwischen Villach und Klagenfurt hat sich nicht blos die Ueberlieferung, sondern auch noch das Mauerwerk einer Brauerei in ganz abgelegener Haingegend erhalten. Nach einer übrigens weitverbreiteten Uebung geschah das Brauen mit heissen Steinen, und das so gewonnene Bier, „Steinbier" genannt, galt, obschon technisch unvollkommen bereitet, für besonders heilsam. Auch in Bayern wird sich noch mancher religiöse Zug im Brauen entdecken lassen. Nicht die Kirchen, wohl aber Klöster haben diese alten Heidensitte beerbt. Gerste war eine heilige Frucht und, wo sie und der Hopfen am besten gediehen, genossen auch diese Landstriche den Ruf einer gewisse Weihe. (Die Hanna in Mähren, die Holedau in Bayern.)

Und wie der heilige Wald den ganzen Lebenslauf des heidnischen Deutschen begleitete, so stand er ihm auch im Tode zur Seite. Die bekannten Reihengräber werden von Höfler als deutsche Columbarien aufgefasst, wo die Sippengenossen beisammen liegen.[1]) Da nun Reihengräber sich besonders häufig bei Ortschaften finden, welche auf die Silbe lo, loh, lohe, luh (lucus) endigen (wie Buchlohe, Hessellohe, Eschenlohe, Perlach, Andlach in Bayern, Hohenlohe in Schwaben, Hassloch in Franken, Loë in Westfalen), so liegt hierin ein Beweis für die Ueblichkeit der Bestattung im Haine. Hier war der Wohnort der Abgeschiedenen, der „stillen Gemeinde", des „alten Heeres". In diesem Sinne wurde der Hain — wie der Tod — „Gevatter" und „Freund" genannt, und in der Sterbestunde angerufen: „Er rufet schon Freund Hain herbei."[2]) Der Hain tritt hier als eine Person auf und zwar als eine solche, mit der man auf gutem Fusse eines Vertrauten verkehrt. Hiermit berührt sich der in Ostfriesland übliche Ausdruck für den Tod „Junker Moll"[3]), das besagt doch wohl „Junker Hügel", d. h. „Todtenhügel" (mol, mal).

---

[1]) S. M. Höfler, Wald- und Baumkult, S. 63.

[2]) Bekanntlich pflegen Worte, in Fremdsprachen aufgenommen, sich unverändert zu erhalten. So mag eine Spur des alten deutschen Hain sich noch im Czechischen vorfinden, wo der Förster heute noch hainý heisst. Der Forstwart des heilgen Haines mag in vielen Fällen auch Grabwart gewesen sein, d. h. Todtengräber, und dann stünde „Freund Hain" noch persönlicher uns vor Augen.

[3]) Clement, Das Recht der Salischen Franken. In den jetzt eine slavische Mundart redenden östlichen Grenzländern tritt moll als mohille auf.

Im Haine bei seiner Sippe begraben zu werden, war üblich und erwünscht und brachte im Jenseits Segen. Im Grundplane des Klosters St. Gallen erscheint der Baumgarten als Friedhof. Noch im 8. Jahrhundert liess sich ein schwerverwundeter Sachse heimlich aus seiner Burg in den heiligen Wald schleppen, um dort zu verenden. Es verräth daher eine bewunderungswerthe Ahnungskraft, wenn H. Lingg in dem Gedichte „An der Ostsee“ folgende Zeilen niederschrieb:

„Der letzte, der der Schlacht entrann,
Es war ein wunder Skalde,
Er sprach: „O traget mich sterbenden Mann
Zum kühlen, grünen Walde!

Im kühlen Waldgrund möcht ich ruh'n,
An Wodans letzter Eiche
Möcht' ich den letzten Athem thun,
Dorthin legt meine Leiche.“

Wieder ist es der Kaukasus, wo die Bestattung im Haine sich lange erhalten hat. Darüber erzählt ein neuerer Reisender: „Ueberreste des Heidenthums sind die heiligen Haine, oft von grosser Ausdehnung. Kein Stamm darf in ihnen gefällt, kein Thier in ihnen gejagt werden. Entschieden heidnisch sind auch die Opferaltäre, (Kapischtsche), obschon sie jetzt alle dem heiligen Georg geweiht sind. Diese zahlreichen Altäre haben ihr Eigenthum und Einkommen, dessen Nutzniessung den Priestern (Dekanossen) zusteht, welche hier die Opfer darbringen. Diese Heiligthümer nehmen oft die Gestalt von kleinen Kapellen an, in denen ein Kämmerchen sich befindet, in das man durch eine viereckige Oeffnung gelangt. Dort steht eine steinerne Bank. Früher war es Sitte, dass der Sterbende sich in diese Kammer schleppte, oder von den Angehörigen dahin gebracht wurde, um auf jener Bank sein Leben zu beschliessen.“[1]) Möglicherweise hatte der bei so vielen süddeutschen Kirchen getrennt vorkommende „Karner“, worin jetzt die Gebeine aus abgeräumten Gräbern aufbewahrt werden, einst eine gleiche Bestimmung.

Der Wunsch, an dem Orte zu sterben, wo man hingehört, ist in deutscher Auffassung tief begründet. Ihm folgen der Arme wie der Reiche, der einfache Bauersmann wie der Kaiser. Der Kaiser eines Wahlreiches jedoch gehört nicht mehr zu seinem Stamm, sondern zu seinen Amtsvorfahren und so ruft der greise Habs-

[1]) C. Hahn, Reise von Tiflis nach Tuschetien und Pschawien in der „M. Allg. Z.“ Beil. vom 26. Sept. 1890.

burger, als er das Herannahen des Todes fühlt: „Auf nach Speyer, auf nach Speyer!“ In Speyer ruhen sieben deutsche Kaiser; sie ruhen im uralt heiligen Haine, denn Speyer, das alte Augusta Nemetum der Römer, trägt in seinem Namen das Wort nemus, Hain.

In heiligen Hainen schlummerten die Königsgeschlechter. So die dänischen in Roeskilde auf Seeland, die schwedischen bei Upsala, die schottischen in Edinburg, die französischen in St. Denis, die ungarischen in Stuhlweissenburg (Alba regia). Oft liegen diese Begräbnissstätten im Westen des Reiches, da, wo die Sonne zur Ruhe und Rüste geht; oft aber auch inmitten des Sitzes der Herrschaft. So machte der Babenberger Markgraf Leopold das eben eroberte Mölk zu seiner Königsburg und seinem Erbbegräbnisse.[1]) Die Perserkönige wandten sich, ihrer Lichtreligion entsprechend, gegen Sonnenaufgang. Ihre Ruhestätte lag im heiligen Haine von Persagadae.[2]) Gleich nach dem Antritte der Regierung eilte der neugewählte Herrscher an diesen Ursitz und „Gaden“ des Stammes, um dort zu opfern; die Genossen feierten ein gemeinsames Mahl und wurden beschenkt. Cyrus hat siebenmal diese Walfahrt gemacht. Alle Perserkönige der alten Zeit wurden dort begraben und ihre Ruhestätten vermehrten dann die Heiligkeit des Ortes.[3]) Man hat es also hier mit uralten Einrichtungen zu thun, die im Einzelnen sehr verschieden sind; jedoch in den Grundgedanken stimmen sie zusammen und nur insoweit kann man bei den vielgestalteten, eigenwilligen, durch bewegte Schicksale umgeformten und durch Blutmischungen beeinflussten Stämmen der Arier und besonders der Deutschen von einem „Gesetze“ reden.

Die Thatsache, dass die Nordgermanen Könige hatten und diese Könige meist an bestimmten Orten bestattet wurden, hat zur Erhaltung und zum Fortleben der heiligen Haine in der Erinnerung der Völker wesentlich beigetragen.

Auch bei den Ostgermanen, die ja gleichfalls unter Königen standen, würden die heiligen Orte noch deutlicher zu erkennen sein, wären nicht so schwere Umwälzungen, Auswanderung des grösseren Theiles der herrschenden Classe, Ueberfälle durch Mongolen u. A., über diese Länder und Völker hingeschritten. In Polen

---

[1]) Hormayr, Geschichte Wiens. I, 1. S. 150.

[2]) Persagadae schreibt Curtius. V, 6. Das Wort „gadae“ scheint unserem Gaden (Steinkammer, Gemach) verwandt, s. Berchtesgaden, Maingaden, Engadin (Inngaden).

[3]) Die Perserkönige der Neuzeit haben ihre Gruft in Kum.

sieht man allerdings das alte Vandalenreich noch hindurchblicken und auch in Russland werden sich, wenn einmal die Forschung sich der Grösse der deutschen Geschichte bewusst wird, noch weit mehr germanische Spuren finden, als man bis jetzt ahnt oder annimmt.

Bei den königlosen Westgermanen — und es werden darunter auch die in der Mitte zwischen Westgermanen und Ostgermanen stehenden Sueven im Ganzen einzurechnen sein — fehlt die schärfere und grossartigere Ausgestaltung der heiligen Ruhestätten der Stammführer, weil Macht und Reichthum der Könige fehlten, wenn auch dieser Mangel bis zu einem gewissen Punkte durch zähes Erinnern des Volkes ersetzt wird.

Die sogenannte Völkerwanderung schob die Stämme durcheinander, zersprengte die Kultverbände und zerstreute die zumeist auf Kultverbänden ruhenden Keime staatlicher Bildungen. All dies beeinträchtigte die alten Heiligthümer.

Dazu kamen dann die vielen Kriege, die sich fast ununterbrochen in der Mitte des Welttheiles, dem „Schlachtfelde Europa's“, abspielten. In Süddeutschland haben der, wahrscheinlich mit allen Künsten listiger Politik vorbereitete und dann mit furchtbarer Kraft durchgeführte Angriffsstoss der Römer unter Augustus in den Jahren 15—13 vor Christus und die darauf folgende planmässige Umwälzung aller früheren Verhältnisse in den Ländern südlich der Donau die Spuren der alten Heiligthümer verwischt und als, nach dem Sturz des Römerreiches, neue deutsche Einwanderer, wahrscheinlich geleitet von den Ueberresten jener herrschenden Classen, die vor fünfhundert Jahren vertrieben worden, nach Süddeutschland wieder einrückten, da trafen sie im alten Lande schon auf die Vorposten einer neuen Religion, so zwar, dass die Wiedereinrichtung der früheren Zustände nicht mehr mit der alten bestimmten Ausprägung und im früheren Umfange erfolgte.

Durch das Schicksal des Südens gewarnt, wusste sich zwar Norddeutschland des römischen Weltunterjochers zu erwehren, aber das Christenthum ward in den folgenden Jahrhunderten so mächtig und Karl der Grosse lieh ihm seinen starken Arm, so dass auch in Norddeutschland, wenn auch länger erhalten, mit dem alten Glauben die religiös-politischen Einrichtungen Noth litten. Später zogen noch Hunnen, Avaren, Magyaren, Nordmannen, Slaven, Türken und Franzosen verheerend durch die deutschen Gaue, und, wenn die

äusseren Feinde fehlten, sorgten Bürgerkriege, vor Allem der dreissigjährige Krieg, für Verwüstung, Verfall, Rückgang und Zerstörung der alten Ueberlieferungen.

So hat es denn das Schicksal gewollt, dass wir in Deutschland weder von einem einzigen der von Tacitus genannten sieben Haine, noch auch von einem einzigen der alten grossen Kultverbände und der Stämme den Ursitz mit voller Bestimmtheit nachweisen können! Aus den verschütteten Trümmern muss man mühsam die etwa behauenen Steine herauslesen, die in anderen, glücklicheren Ländern noch zu stolzen Gebäuden vereinigt dastehen.

Vor Allem aber wird man gut thun, die Einrichtungen der Nordgermanen sorgfältig in's Auge zu fassen. Aus dem bei verwandten Völkern noch Erhaltenen, Bestehenden oder doch genau Bezeugten wird man auf das bei uns Zerstörte, jedoch in Spuren Angedeutete, Schlüsse ziehen können.

Die skandinavischen Reiche, durch ihre Lage geschützt, waren so glücklich, ihre uralten heidnischen Lebensgrundlagen ohne gewaltsame Unterbrechung in die christliche Zeit hinüber zu führen. Dänemark und Schweden sind daher die Länder, wo die eigenthühmliche Vereinigung des heiligen Haines, als wichtigster Kultstätte, mit dem politischen Mittelpunkte sich klar erkennen lässt.

Das Stammheiligthum des dänischen Volkes lag auf Seeland. Seeland selbst war ein Eiland, „das von seinen heute noch prächtigen Buchenwäldern den Namen Saelundr führte"[1]) (lund=lucus, lô, Hain). Die Gegend von Roeskilde und Leire, dem alten Lêdera, galt als die Perle der Insel und die mit Eichen gemischte Buchenwaldung als der schönste Hain Skandinaviens. Bei Roeskilde (kilde=Quelle, nach einem alten sagenhaften König Hroar genannt) fliesst heute noch eine mächtige Quelle, bei welcher sich die Schiffer mit Wasser versorgen; wie am Timavus an der Adria gaben solche Quellen einer Oertlichkeit eine besondere Weihe und verliehen ihr zum Schutze des Verkehres geheiligten Frieden. Das kleine Dorf Leire in der Nähe von Roeskilde war der eigentliche Königssitz vom urzeitlichen Stammhelden Dan bis auf Harald Blauzahn im Jahre 980. Es wird von Dietmar von Merseburg als erste Opferstätte Dänemarks bezeichnet und geradezu „caput regni" genannt,

[1]) Grimm, Mythologie I. S. 61 u. S. 39, Anm. 2.

offenbar weil es dem dortigen Häuptling den Rang eines Oberkönigs sicherte. Die Gegend hat alle Reize einer milden Landschaft des Nordens. Ein kleiner Fluss, die Leire-Aa (Leire-bach), schlängelt sich durch die Buchenwälder und führt zu dem „heiligen Lund“ (heiligen Hain), wo gewaltige Grabhügel die Ueberreste der ersten dänischen Helden bergen. Dabei liegen Herthathal und Herthasee, aus welch' letzterem die Göttin zu Zeiten emporstieg, um in einem mit Kühen bespannten Wagen segnend durch das Land zu fahren. Hier wohnten die ältesten Führer der Dänen, Dan, Skiold und Rolf Krake mit seinen zwölf Riesen. Hier wurden auch die Landtage, Thinge, abgehalten. Ein tief in's Land einschneidender und weit verästelter Seearm, der Jssefjord, erleichterte das Zusammenkommen der Theilnehmer, der freien Männer des Dänenstammes, die bei wichtigen Anlässen ihre Schiffe von allen Seiten hierher lenkten. Hier, auf dem Wahlfeld von Jsöre, wurden Könige gewählt, Gesetze gegeben, Fehden beigelegt, Gerichte abgehalten und Wikingerzüge beschlossen. Im Jahre 980 ward der Königssitz von Leire nach dem benachbarten Roeskilde verlegt und erst im Jahre 1443 nach Kopenhagen. Die Begräbnissstätte der Könige blieb in der altheiligen Landschaft. Im Dome zu Roeskilde ruhen 31 Könige und Königinnen und 46 Prinzen und Prinzessinnen.

Leire-Roeskilde als Mittelpunkt des Kultes ward ganz folgerichtig in der christlichen Zeit Sitz eines Bischofes, welcher 150 Kirchen unter sich hatte und in das benachbarte schwedische Schonen hinübergriff.[1]) Im Jahre 1080 ward in Roeskilde die erste Steinkirche Dänemarks erbaut. Und da Glaube und Dichtkunst verschwistert waren, so gilt diese Oertlichkeit als die Heimat der dänischen Poesie. In Leire soll Starkadr das ursprüngliche Beowulflied gedichtet haben.

Um das Bild des Stamm-Heilthumes vollständig zu machen, fehlt auch nicht der entrückte Held, welcher in Zeiten höchster Gefahr seinem Volke zu Hilfe eilen wird. Es ist Holger Danske, der in Kronborg schlummert, der Kyffhäuser Dänemarks. Eine andere, an eine benachbarte Oertlichkeit geknüpfte Sage bezieht sich auf Waldemar III., welcher einst von Gurre, das an einem dunklen Waldsee liegt, versicherte: „Wenn mir Gott nur Gurre ewig geben wollte, so verzichte ich auf das

---

[1]) Das Erzbisthum Lund in Schonen ward erst im Jahre 1104 errichtet. Auch dieser Ort birgt in seinem Namen den Hain (lu, lund).

Himmelreich.“ Die Sage lässt nun den König, wie unseren Rodensteiner, mit einem Geistergefolge in finstern Nächten über Wälder und Seen dahinjagen.

Die reizvolle Natur hat übrigens den Norden der Insel Seeland zum Lieblingssitze auch der neuen Dänenkönige gemacht. Dort liegt das vielgenannte Fredensborg. Auf Roeskilde bezieht sich auch Klopstock's Ode „Die Gräber Rothschilds.“ [1])

Was Leire-Roeskilde für Dänemark, war Upsala für Schweden. Upland, in welcher Upsala liegt, ist anerkannt die anmuthigste Landschaft Schwedens. Der mächtige und doch freundliche Mälarsee und die majestätische Dalelf mit ihren Wasserfällen, von denen der Elfkarleby-Fall an Masse den Rheinfall bei Schaffhausen übertrifft, zieren ein fruchtbares Land, das mit Grabhügeln, Runensteinen und anderen ehrwürdigen Ueberresten erfüllt ist. Bei Alt-Upsala lag denn auch jener heilige Hain, in welchem das grosse, von Adam von Bremen geschilderte Opfer der Schweden vollzogen ward. In jedem neunten Jahre sollen von allen männlichen Geschöpfen, Menschen und Thiergattungen, je neun Häupter den Göttern dargebracht worden sein. Die vom Blute besprengten Bäume galten für besonders heilig. Upsala, wie das an einer Bucht des Mälarsee's gelegene Sigtuna, waren der Hauptsitz des Odinkultes und Wohnsitz des Oberpriesters. In Sigtuna soll Odin selbst einst sich niedergelassen und geherrscht haben. In der Nähe lagen die in Schwedens Geschichte berühmten Morasteine auf der Morawiese, wo die Vorstände der Landschaften zum Morathing zusammenkamen. Jeder Vorstand hatte zwölf Schöffen zur Seite. Sie wählten den König. Uplands Vorstand oder Richter gab zuerst seine Stimme ab. Der erwählte König ward auf den Morastein gehoben und schwur dem Volke einen feierlichen Eid, wie auch umgekehrt Richter und Volk dem Könige Treue gelobten. Dies hiess: schwören auf den Morastein. Vom Morasteine aus begann der neu gewählte König den altüblichen Umritt durch das Reich.[2])

---

[1]) Nach Dahlmann, Geschichte Dänemarks I. S. 192, 231 u. 277. Ferner nach einer Schilderung von Dr. Wasserzieher in Kopenhagen. — Die Namen Jssefjord und Jsöre erinnern an die vielen Ida-stätten des deutschen und griechischen Alterthums. Der dänischen Hertha von Jsöre entspricht eine Diana Jssoria, die in der Stadt Teuthrone in Lakonien verehrt ward. Pausanias III. 25 u. 14.

[2]) Vorzugsweise nach Geijer, Geschichte Schwedens, Bd. I. S. 262 u. a.

Neu-Upsala hat das alte Heiligthum beerbt und dessen geistige Belange fortgebildet. Es ist seit dem 12. Jahrundert Sitz des Erzbischofs von Schweden und Universitätsstadt. Im gewaltigen Dome ruhen die Gebeine Gustav Wasa's und anderer Könige. Nicht mit Unrecht hat man Upsala das nordische Rom genannt. Eine in die ältesten Zeiten hinaufreichende und vielbesuchte Messe, die alljährlich im Februar abgehalten wird, heisst „distingen" und wenn man darin Disa-thing vermuthen darf, so stossen wir auch hier wieder auf Disa, Ida und die bekannte heidnische Weihe.[1])

Auch das schottische Edinburg darf unter die mythologischen Landschaften gezählt werden. Klingt nicht auch dieser Name an die heiligen Disen an? Und verkündet er nicht im voraus schon die Lieblichkeit der Gegend, die mit ihren vielgestaltigen Höhen und mit den reizvollen Blicken auf das von Eilanden und Schiffen belebte Meer jeden Reisenden entzückt? Das Flüsschen Ask (Esche, Ursprung) durchzieht das Gelände, an dessen anmuthigstem Punkte der Königshain lag, mit dem 800 Fuss hohen Arthursberg, dem St. Leonhardsberg und der auf einem 400 Fuss hohen Felsen erbauten alten Edinburg, die auch Jungfrauenburg (Disenburg?) genannt wird. In der Edinburg wurden die Reichskleinodien aufbewahrt, die Könige wohnten in Holyrood (Heiligenkreuz). Also auch in Edinburg eine Anhäufung von Naturreiz und von alten Namen und Belangen, welche regelmässig die grossen Weihstätten bezeichnet.

Was Irland betrifft, verdient Tara besondere Beachtung. Es war Stammheiligthum, Wahlplatz und Sitz des Oberkönigs von Irland. In der den Ort umgebenden Erdbefestigung liegen zwei Doppelringe, davon der mittlere der Forrad heisst (Platz der Rathsversammlung). Hier steht auch der berühmte Lia-tall, der irische Königsstein oder Königstuhl. Von Tara gingen die fünf Hauptwege aus, welche durch Irland zogen. Das unter dem Namen „Psalter von Tara" bekannte Geschichtsbuch ist verloren gegangen; gereimte Geschlechtsfolgen der Könige haben sich in späteren Abfassungen erhalten. So misstrauisch man mit Recht gegen keltische Dichtungen geworden ist, so mag sich doch im weltent-

---

[1]) Kann das Wort Mora etwas Anderes sein, als „Wahl"? Man denke an die vielen Wahlfelder Deutschlands — sowohl im Sinne von Wahl (Erkürung) als von Wal (Schlacht) — und besonders an Wola bei Warschau.

rückten Tara manches Alterthümliche erhalten haben, wobei zu beachten ist, dass starke skandische Einwirkungen auf Irland stattfanden.[1])

* * *

Wir kehren jetzt zu dem Mutterlande Deutschland zurück.

Solche allseitig und klar ausgeprägte Stammheilthümer wie in Dänemark und Schweden finden sich bei uns nicht mehr. Verdunkelt und verwischt sind fast alle, und wo noch Bestimmteres übrig blieb, da hat oft eine Trennung der staatlichen — wenn der Ausdruck gestattet ist — von den kirchlichen Belangen stattgefunden.

Dagegen haben die Deutschen, um dies hier gleich hervorzuheben, Eines bewahrt: den bildlich und auch dinglich aufgefassten Stammesmittelpunkt, den Baum, die Säule, den Schwert- und Schildpfahl, das emporgereckte Schwert auf rother Erde, als Wahrzeichen der Nähe der Götter, des Opfers, des Blutgerichtes, kurz, als Kern und Angel der weltlichen und geistlichen Gemeinschaft des Volkes, und mit dieser Einrichtung wollen wir uns etwas eingehender beschäftigen.

Ein heiliger Hain, ein mächtiger, weithin kenntlicher Baum, auf der Wiese ein trotzig gewachsener Fels, in Steppe und Haide ein aufgestelltes Schwert, pflegten das Heilthum des Landes zu bezeichnen. Unter den Bäumen war die Eiche wegen ihrer Grösse, Festigkeit und langen Dauer bevorzugt; da aber selbst Eichen, „so alt wie die Welt“ (Plinius), absterben, so suchte man doch ihren Strunk zu erhalten und umgab ihn zu diesem Zwecke mit Eisen und besetzte ihn mit Nägeln. Daher denn die für den ersten Eindruck auffällige Hochhaltung eines Baumstrunkes, der wir übrigens schon in Lucan's Schilderung eines bei Marseille gelegenen heiligen Haines begegneten. (Seite 29.) Aus der Bekehrungszeit der Sachsen lautet ein Bericht christlicher Glaubensboten: „Die Sachsen verehren laubreiche Bäume und Quellen; auch einen starken aufrecht stehenden Baumstrunk beten sie an (sub divo colebant), sie nennen ihn in ihrer Sprache Irminsul.“[2]) Die meist romanischen Glaubensboten hatten für den deutschen Glauben und Gedankenkreis nicht das Verständniss des Tacitus. Die Art des Glaubens ist nach der Person verschieden, aber im Allgemeinen dachten

---

[1]) Hauptsächlich nach Pflugk-Hartung. Tara hängt vielleicht mit dem schwedischen Torg (Markt) zusammen. Im Lappischen heisst, nach Grimm, der Schwede taro, der Kaufmann tarolats, von taronet, taret verkaufen. Oder wäre in Tara ein sal verborgen?

[2]) Historia translationis S. Alexandri. Pertz, Script. II. 676, bei Zöpfl, Die Rulandssäule, S. 151.

sich unsere Vorfahren die Götter und Patrone als gewaltige unsichtbare Wesen, die jedoch zuweilen sich zeigen und dann Menschengestalt annehmen, wie wir insbesondere von der Nerthus wissen. Das von Tacitus hervorgehobene Fehlen von Götterbildern wird nicht für alle Orte und Zeiten Geltung haben. Je roher aber ein Bild war, umsomehr war es nur Sinnbild.

Die Irminsäule der Sachsen, die Grundsäule, auf welcher die sächsische Welt ruhte, stand bei der Eresburg, unfern von Stadtbergen (Eresberg, Marsberg) in Westphalen, sie wurde von Karl dem Grossen um 780 zerstört. Später scheinen die Sachsen ein neues Heiligthum an anderer Stelle errichtet zu haben, wir hören wenigstens von einer verwandten Säule, die im Welfesholze stand. Sie wird als Weidenstock geschildert und soll bei einem im Jahre 1115 von aufständischen Sachsen über Kaiser Heinrich V. erfochtenen Siege „Jodut" geschrieen, d. h. den Jo-Ruf, das Weh- und Waffengeschrei, ausgestossen haben. Hier tritt nun allerdings die Irminsäule fast als eine Person auf, und man kann es wohl begreifen, wenn der Stammbaum und Schwertpfahl, zumal auch unter dem Einflusse des christlichen Bilderdienstes, allmählich menschliche Züge empfängt und zum Götzen wird. Von jenem Weidenstock aber erzählt die Sage weiter, er sei ein so allgemeiner Gegenstand andächtiger Verehrung bei Bauernschaft und Ritterschaft gewesen, dass Kaiser Rudolf I. auf dem Reichstage zu Erfurt 1299 sich veranlasst sah, den heiligen Strunk in eine christliche Kapelle zu verschliessen und einzubauen; das Volk freilich betete dann in dieser Kapelle zum „heiligen Jodut"! [1])

Der Weidenstock im Welfesholze führt uns einen neuen Namen der Irminsäule vor: die Wede. Wem fällt da nicht Immermann's Hofschulze ein? [2])

---

[1]) Zöpfl, Die Rulandssäulen, S. 154.

[2]) In Immermann's Münchhausen (II, S. 285) findet sich unter einer Fülle aus dem deutschen (besonders westphälischen) Volksleben geschöpfter Nachrichten auch folgende Schilderung eines Bauerngerichtes: „Der Hofschulze ging in den Kreis der Schöffen, ohne von ihnen begrüsst zu werden oder sie zu begrüssen; er schritt auf den Stein unter den Linden, den Königstuhl, zu, setzte sich, stellte seine Füsse auf das Kornmass und entblösste das Haupt, welchem Beispiele die Bauern folgten. Dann zog er eine Flechte von Weidenzweigen aus dem Rockärmel und gab sie dem Frohnboten, der sie auf einen tischartigen Stein vor dem Stuhle legte . . . Die Bauern murmelten, und einer fragte: ‚die Wyd sehen wir; wo ist das Schwert?' u. s. w. Die Wyd war das Zeichen des Blutgerichtes. Zweige von frischem, zähem Eichen- oder Weidenholz wurden oft statt der hänfenen Seile benutzt, das hiess ‚richten mit der wede'". Grimm, Rechtsalterthümer c. III, S. 683.

Wede berührt sich mit Wodan und wenn in der Ueberlieferung des Volkes ein Ort, der den Namen Wedel trägt, als heiliger Hain bezeichnet wird, so erscheint dies nach dem früher Gesagten nicht weiter auffällig. Auf die Frage, ob auch Weichbild und Rolande (in England Athelstansäulen, in Schweden Thorsäulen [1]), ferner die bayerischen Leonhardsklötze mit dem Schwertpfahle zusammenhängen, kann hier nicht eingegangen werden.

Der Ausdruck Stalbom oder Upstalbom wird nun deutlicher sein. „Kampstal“ heisst bei den Friesen der Kampfplatz für Gottesurtheile, der abgesteckte Kampfring.[2]) Stal oder Stalbühel dient in Süddeutschland noch häufig als Bezeichnung eines meist erhöhten Platzes, wo Blutgerichte abgehalten und besonders Hinrichtungen vollzogen wurden.[3]) Das war nun oft auch die Opferstätte, weshalb Stal auch als Weihplatz und Altar erscheint. Hier haben wir wieder die Säule (stal griechisch *στήλη*). Die heidnische Stal entspricht dem christlichen Altar, und „Stellinge“ sind Abgefallene, die dem heidnischen stal dienen wollen. In gleichem Sinne erscheint auch der Ausdruck „Tisch“ und „Bett“ (Riesentisch und Riesenbett) für Opfersteine, die neben dem Dingbaum als Dingsteine, Blutsteine, Rauhensteine, lapides sanguinis sive petrae sanguinariae eine Rolle spielen. Den Kern bildete aber der Schwert- und Schildpfahl, der „truncus ligni in altum erectus“; derselbe, an den die deutschen Kaiser auf den roncalischen Feldern ihr Schwert hingen, wenn sie dort ihren grossen Lehen-Gerichtstag hielten.

Nach alledem kann die Irminsul als Mittelpunkt der Völkerschaft oder des Stammes nicht hoch genug angeschlagen und in ihren vielen Beziehungen nicht genau genug verfolgt werden. Dass wir von ihr weder aus Ledra noch aus Upsala hören, ist auffällig und deutet wohl darauf hin, dass der Urgrund und Ursprung der Einrichtung im alten Deutschland liegt.

Wir haben nun die Stätten zu beachten, an welchen die Stämme oder Völkerschaften zur Verhandlung ihrer weltlichen öffentlichen Angelegenheiten zusammenkamen.

---

[1]) Grimm, Mythol. I, 98.

[2]) v. Amira bei Paul, Grundriss Bd. III, S. 217.

[3]) Ein solcher Platz findet sich in der Nähe von Ladenburg bei Heidelberg. Im Württembergischen werden alte, ehemalige Gerichtsplätze „Stalbühel“ genannt. Sie sind oft mit Eichen, gewöhnlich sieben, bepflanzt, daher die häufige Bezeichnung „Siebeneichen“. Zöpfl, Die Rulandsäulen, S. 214.

Mit dem Norden beginnend, wissen wir, dass die Ostfriesen bei dem Upstalbom von Aurich sich versammelten. Bei den Westfriesen wurde Stavoren als ältester und wichtigster Ort angesehen, es leitet seinen Namen von Stavo oder Staffo, dem friesischen Namen Wodans. Sieben heilige Haine lagen in dessen Nähe. Bei Ausdehnung der Westfriesen gegen Brabant und Flandern wurde dort Medemblick zum Hauptorte erhoben; später finden wir Löwen als Versammlungsplatz genannt.[1]) Die Bewohner der nordfriesischen Inseln hielten ihre Gerichte auf Höhen ab, so in Amrum auf dem Klöwenhung; ein grosser Todtenhügel diente als Malberg, wo noch im 16. Jahrhundert über die Annahme der neuen Glaubenslehre berathen ward. Spuren ähnlicher Versammlungen finden sich bis in's 19. Jahrhundert. Der Friese Clement, dem wir diese Thatsachen entnehmen, erwähnt, dass diese Hügel im verwandten England und Niederschottland mot's hiessen (vgl. niedersächsisch mōte) und berichtet, der einzige noch bestehende Malberg in germanischen Landen sei der Lawhill (Gesetzeshügel) auf der Insel Man in der Irischen See, wo bis auf den heutigen Tag alljährlich die Inselbewohner, Manninge genannt, zusammen kommen.

Auf der cimbrischen Halbinsel wurden die Häuptlinge der Jüten zu Wiborg, der Angeln unter der Esche von Nortorf bei Schleswig gewählt.

Der Landtag der Sachsen ward im Jahre einmal in der Mitte des Landes zu Marcklo an der Weser abgehalten. Wie in Schweden begegnet man in Sachsen, jedoch ohne König, einer Volksvertretung, die aus den Häuptlingen der Gaue bestand, denen aus jedem Gau je zwölf Edlen und je zwölf Freie zur Seite standen. Ihr Amt war es, die Gesetze zu bessern, über die wichtigsten Streitfragen zu urtheilen und Krieg und Frieden für das kommende Jahr zu berathen. Es ist befremdend, dass der Ort Marcklo noch nicht mit voller Bestimmtheit gefunden ist. Einige suchen es im Hoya'schen bei Markennah und dem heiligen Lôh daselbst, Andere am Steinhuder Meere bei dem Orte Wunsdorf (Wodensdorf). In dem im Jahre 912 geschriebenen Leben des heiligen Lebwin ist erwähnt ein „placitum in . . . ., silva ad tumulum, qui dicitur Walineshoug."[2])

---

[1]) Suffridus Petrus, de Frisiorum antiquitate ff. Köln 1590. S. 40.

[2]) Erwähnung verdient, dass ein zweites Marcklo am böhmischen Abhange des Riesengebirges unfern der Quellen der Elbe besteht.

Als wichtigste Punkte Westsachsens oder Westfalens sind zu nennen: die Heresburg bei Stadtbergen, wo die von Karl dem Grossen verbrannte Irminsäule gestanden haben soll; ferner Detmold, wo sich im Jahre 783 der ganze Heerbann der Sachsen gegen Karl zusammenschaarte; endlich die Gegend von Münster und Osnabrück. Für Münster (einst Mimigerneford) scheint der Name eine gewisse alte Weihe zu beanspruchen; es lag dort der Freckenhorst, ein heiliger Hain. Von Osnabrück hebt Möser dessen Lage in Westfalens Mitte hervor. Möser, der als erster auf die Ortsnamen als wichtige Quelle zur Ermittlung der alten deutschen Heilstätten hinwies, sagt: „Um Osnabrück finden sich mehr sächsische Denkmale und Gräber als irgendwo, so im Hohn, im Teufelsbruch, hinterm Gretesche, vor der Urlage, auf der Eversheide u. s. w.". Osnabrück war wohl der sicherste Sammelplatz der Westfalen in Kriegszeiten. Zu Möser's Zeiten war noch das Gaugericht in Osnabrück, das Freigericht in Damme, das Gauding in Münster.[1])

Besser unterrichtet als über Altsachsen sind wir in Hessen über die Lage des Hauptortes. Kein Zweifel, dass es Maden am Fusse des Gudensbergs war. Diese heilige Stätte geht in die graueste Vorzeit zurück. Schon Tacitus sagt: „Mattium, id genti caput".[2]) Hier verehrte das Volk seine Götter, deren oberster vom nahen Berge (Gudensberg, Wodensberg) herabblickte; hier fanden auch die Versammlungen statt. Als Cäsar mit einem Heereszuge drohte, schaarten sich die Chatten zusammen „more suo consilio habito"; wo jener Sammelplatz zu suchen, kann nicht zweifelhaft sein. Und noch zwölf Jahrhunderte später befand sich hier die höchste Gerichtsstätte der Grafschaft Hessen, zu welcher sämmtliche Freie des Gaues, sowohl Ritter als Bauern, zusammenkamen.

Germanicus machte Maden zum Ziel eines Heereszuges und es gelang ihm, die heilige Stätte zu zerstören. Aber die Berge, die Bäche, die Felsen, die grossen Züge der Landschaft und vor Allem die uralte Weihe trotzten römischer Verwüstung.

Die Gegend ist reich an Todtenhügeln, „Hünengräber" geheissen. Ein aus einer Wiese über Manneshöhe emporragender Felsen, „der lange Stein" genannt, „am Madener Bach und der Hainlinde" galt als Mittel-

[1]) Möser, Osnabrückische Geschichte I, S. 224.
[2]) Tacitus Ann. II, 88.

punkt. Der Ort Maden — und das ist für die alten deutschen Hauptorte, „caput gentis“, bezeichnend — zählt in seiner Feldflur nur 29 Hufen, aber die entscheidenden Punkte waren nicht das Dorf, sondern der Dingplatz am „Langen Stein“ und der über ihm aufsteigende Wodansberg; der letztere vielleicht in deutscher Weise mit Steinwerk und Pfählen befestigt und dabei der Sitz des Häuptlings oder des von Tacitus gelegentlich erwähnten Oberpriesters der Chatten.[1])

Nicht weit von Maden entfernt erhob sich bei Geismar am Hochufer der Eder die von Bonifazius gefällte Donarseiche; aus ihrem Holze ward die erste christliche Kirche in Hessen gebaut. Noch im Laufe des 8. Jahrhunderts siedelte diese Kultstätte nach dem benachbarten Fritzlar über, welches die Mutter aller Kirchen des Hessengau's wurde.

Nicht so fest und glücklich als die Hessen, haben die Thüringer ihre heiligen Stätten durch die Ungunst der Zeiten hindurchgerettet. Vielleicht wurden sie durch die bekannte Eroberung und Zertheilung des Landes im 6. Jahrhundert durch Franken und Sachsen verwischt. In späterer Zeit liegt der Schwerpuukt in der Unstrutgegend zwischen Gotha und Erfurt. Dort versammelten sich die Freien zu ihren Berathungen bei Friemar unter der Linde.

Bei den Schwaben übte die Oertlichkeit Canstatt-Stuttgart stets einen hervorragenden Einfluss aus. Begräbnissort der Würtemberger Fürsten war Beutelsbach im Remsthale, später Stuttgart.

Hauptort der Bayern war ursprünglich Regensburg mit einem dem Her, Erch oder Hercules geweihten Haine, den schon der Führer der um 500 in ihre alte Heimat wieder einziehenden Bayern, Herzog Dieter oder Theodo, geweiht haben soll. Dieser Hain hiess Erklô, und es erinnert an die Vorgänge nach der Varusschlacht im Teutoburger Walde, wenn nach dem Siege auf dem Lechfelde 955 vor dem Osterthore in Regensburg und vielleicht in diesem alten Haine des Her zwei gefangene ungarische Fürsten, Führer bei so vielen über die Deutschen und insbesondere die Bayern verhängten Grausamkeiten jeder Art, als Opfer an Bäumen aufgehängt wurden. Erst bedeutend später erscheint München als Hauptort, wo an der Schranne Landtag und oberstes Gericht abgehalten wurden. Die Herzen der bayerischen

[1]) Landau, der Hessengau. S. 45 ff.

Fürsten werden — jedoch erst in neuerer Zeit, angeblich erst seit 250 Jahren — in feierlichem Zuge auf bestimmten Wegen nach Altötting gebracht, dem bekannten Walfahrtsorte im Winkel zwischen Donau, Inn und Salzach. Altötting (Otting, Voding?) ist vielleicht das Schlachtfeld, wo die Bayern, nachdem sie Regensburg als Schlüsselpunkt erobert, den entscheidenden Sieg über die Römer erfochten.

Die Alemanen in der Schweiz sprachen Recht unter der Tanne von Lastorf.[1]) Was Graubünden betrifft, so wird Scharans im Domleschg als Gerichtsstätte genannt, wo unter der Linde am Kirchhofe der alte Rhätus von Holz geschnitzt steht.[2]) So wie man in Lastorf unschwer den alten deutschen Hauptnamen für Hain lô erkennt, so ist Scharans offenbar aus Schranne entstanden. Oertliche Mittelpunkte waren Oberlandesberg in Unterwalden, ferner Freiburg, wo unter der Linde am Rathhausplatze das „Lindengericht“ statthatte, und viele andere. Sonst waren noch Zürich und Rore im Aargau berühmte Malstätten; an letzterem hat der Graf von Lenzburg den Vorsitz, ein mächtiger Herr, dessen Sprengel in die Urkantone und bis in's rhätische Land reichte.[3])

Die Tiroler Landtage fanden abwechselnd in Sterzing, Innsbruck und Bozen statt. In alter Zeit scheint die Malser Haide auf jenem merkwürdigen Feld, wo Etsch und Inn sich nähern, als geschichtlicher Sammelplatz (Malstätte) Beachtung zu verdienen. Hier ging die erste Strasse durch Tirol aus Italien nach Deutschland über die Alpen vorüber (von Bozen durch das Vintschgau über Reschen-Scheideck und durch den Pass Lueg nach Landeck.) Hier bestanden Anknüpfungen mit Graubünden, dessen Bisthum Chur einst weit nach Tirol hinübergriff. Noch in der Zeit der Franzosenkriege war es ein auf dem Tarscher Mittelgebirge in Vintschgau stehender ungeheurer Nussbaum, unter dessen Schatten die Tiroler Helden sich vereinigten.

Gut erhalten ist der Mittelpunkt Kärntens, obwohl das Land von zwei verschiedensprachigen Völkerstämmen bewohnt ist. Aber gerade in solchen Fällen waren feierliche politische Formen und Rechte und besonders die Religion, das Bindemittel, und es werden daher in den Grenzländern jene Heilthümer eine ganz besondere

[1]) Ranke, Geschichte der rom.-germ. Völker. S. 252.

[2]) Nach Lehmann's Graubünden, bei Joh. v. Müller, XIX. Anm., S. 278.

[3]) Joh. v. Müller, VIII, S. 34.

Wichtigkeit gehabt haben. Die Umsicht unserer Vorfahren hatte dort, wo Sprache und Stamm auseinanderliefen, in gemeinsamen Weihestätten ebensoviele Knotenpunkte geschaffen, um das Zusammenleben verschieden gearteter Landesgenossen erträglich zu machen. Nun hat das Blachfeld an der mittleren Glan im Norden des heutigen Klagenfurt (Glanfurt) allezeit in Kärnten eine führende Rolle gespielt. Hier folgten sich im Laufe der Zeit das römische Virunum, das ursprünglich wendische St. Veit, das deutsche Klagenfurt. Zwischen St. Veit und Klagenfurt erhebt sich als weithin sichtbare Landmarke, an Capri's Bildung erinnernd, der alte Mons carantanus, der Kärntner-Berg, heute Ulrichsberg genannt; er hatte an seinem östlichen Abhange die Karnburg mit dem Fürstensteine und zu seinen Füssen auf dem Zollfelde den Herzogstuhl. Ganz nahe dabei oberhalb der verschütteten Trümmer des römischen Virunum steht der Dom von Maria-Saal, die älteste und die Mutterkirche des Landes. Das waren die Heiligthümer des Landes. Wenn nun ein neuer Landesfürst in sein Amt trat, empfing er hier die Huldigung der Vertreter des Landes unter eigenthümlichen Formen, die auf eine Art Staatsvertrag zwischen Adel und Bauern und vielleicht auch zwischen Deutschen und Wenden hinweisen. *)

---

*) Ueber die Einsetzung des Grafen Meinhard von Görz-Tirol zum Herzog von Kärnten am 1. September 1286 liegen genaue Berichte vor.

Danach war der Erste auf dem Platze ein freier Bauer aus einem bestimmten Geschlechte, das auf der Herzogshube zu Blasendorf bei Klagenfurt seinen Sitz hatte. Er war frei von Steuern und Abgaben und führte den Namen Edlinger, Edelbauer, Herzogbauer, auch Herzog zu Blasendorf. Der Letzte ist im Jahre 1823 gestorben. Dieser Bauer, in Bundschuhen, grauem Hut und grauer Kleidung, sass auf dem Fürstensteine; um den Stein waren Schranken gezogen, ausserhalb derer das Landvolk den Ring bildete. Der Edelbauer liess mit bedecktem Haupte unbeweglich den neuen, vom Deutschen Reiche mit Kärnten belehnten Herzog herankommen, der in feierlichem Zuge, das Landesbanner an der Spitze, von Edlen und Rittern umgeben, alle prunkvoll gekleidet, sich näherte. In einem gewissen Abstande vom Steine legte nun der Fürst seine Standestracht ab und zog Bauerntracht an, also die oben geschilderten grauen Kleider, die jedoch alle eine rothe Einfassung zeigten;

Da neben dem Herzogstuhle und dem Dome zu Maria-Saal auch das Blutgericht an der Schranne zu St. Veit war, so begegnen wir an der mittleren Glan in Kärnten die schon mehrfach hervorgehobene Vereinigung der wichtigsten Belange eines Landes, und wenn in den Zeilen, die ein Dichter[1]) bei Schilderung der Einsetzung des Herzogs dem Herzogstuhle widmet:

„Des Landes Kern ist dieser Stein
Und er sein Herr und Fürst allein,"

er trug einen Hirtenstab statt des Schwertes, und vor ihm rechts und links wurde ein scheckiges Ross und ein scheckiges Rind geführt. Sobald nun der Bauer des Fürsten ansichtig wurde, rief er zu seiner Umgebung: „Wer ist Jener, der daherschreitet?" Die Antwort lautete: „Es ist des Landes Fürst!" Auf das fragte der Bauer weiter: „Ist er auch ein gerechter Richter und sucht er das Wohl des Landes? Ist er freien Standes? Ein Beschirmer des christlichen Glaubens und der Witwen und Waisen?" Man erwidert: „Ja, er ist es und wird es sein!" Der Landesfürst gelobt dann dem Bauern, dass er Gerechtigkeit halten wolle. Darauf fragte der Bauer zum letzten Male: „Mit welcher Gerechtigkeit wird der Fürst mich von diesem Stuhle bewegen?" „Mit sechzig Pfennigen," lautet die Antwort, „und mit diesen Hausthieren und den Kleidern, die der Fürst trägt; auch wird er dein Haus von allen Abgaben freimachen." Darauf erhebt sich endlich der Bauer, gibt dem Fürsten einen leichten Backenstreich und ermahnt ihn, ein gerechter Richter zu sein. Dann nimmt er die Thiere und räumt den Platz. Der Herzog aber besteigt nun den Stein, zückt das ihm gereichte Schwert, schwingt es nach allen Seiten und gelobt nach Recht und Pflicht ein gerechter Richter zu sein. Hierauf geht der Zug nach Maria-Saal, wo der Fürst, immer noch in Bauerntracht, dem Gottesdienste beiwohnt und den Segen empfängt. Dann erst wechselt er die Kleider, speist mit seinen Genossen, und der Zug schreitet hinab zum Zollfelde, wo der Herzog den Stuhl besteigt, Recht spricht und und die Lehen vergabt. Der nicht erschienene Lehensträger hat nach strengem Rechte sein Lehen verwirkt. Damit ist die Feierlichkeit beendigt. (Nach Valvassor, Kärnten, S. 57, und Aelschker, Geschichte Kärntens, I, S. 408—15.) Ich glaubte, diesen Vorgang eingehender schildern zu dürfen, weil er die eindrucksame Zeichen-

[1]) Anastasius Grün in dem Gedichte: „Der Pfaff vom Kahlenberge".

etwas mehr liegen sollte, als das Wort eines dichterischen Sehers, so hätten wir in dem steinernen Stuhle, obwohl der jetzige Stein sichtlich römischen Ursprunges ist, noch einen Anklang an die alte Irminsäule zu verzeichnen.

Minder alt und daher minder scharf ausgeprägt, als in Kärnten, erscheinen die Mittelpunkte in den benachbarten Alpenländern. In der Steyermark hatten Graz

---

sprache der alten Zeit beleuchtet und Vieles enthält, was anderswo vergessen worden sein mag. Die Vereinigung von zwei Parteien zur Einheit ist in den scheckigen Thieren, in der grauen, roth besetzten Kleidung des Fürsten, im Wechsel der Tracht und in der gemischten Stellung des adeligen Bauern (Edelbauern) gut und für Jedermann verständlich ausgesprochen. Die Feierlichkeit geht wahrscheinlich auf die Karolinger zurück, die hier Ordnung schufen. Karl der Grosse, sein Sohn Karlmann, auch Arnulf, weilten in Kärnten und hatten hier Pfalzen. Zu Ende des 9. Jahrhunderts schon finden wir urkundlich eine königliche Pfalz an der Stelle von Karnburg. Auf fränkischen Ursprung deuten auch, abgesehen von klaren politischen Gründen, das sonst im Südosten nicht übliche Vorkommen des Frankenwortes „Saal“ für Bezeichnung des Ersten, des Hauptsächlichen, wie es in Maria-Saal und in Zollfeld (wahrscheinlich Saalfeld, gesprochen „Solfeld“) liegt. Kärnten besass damals wegen seiner leichten Pässe nach Italien und des Ueberganges nach Krain, sowie als Hüter des Drauthales gegen die nomadischen Völker in Ungarn eine grosse Bedeutung. Es gab Zeiten, wo es von Verona bis über den Semmering reichte und ausser dem heutigen Kärnten die Steiermark und Theile Ungarns, Niederösterreichs, Tirols, sowie Krain, Friaul, Istrien und die Mark Verona in sich schloss. (von Moro: Ueber die einstige Ausdehnung Karantaniens, 1862.) Darum war es so nothwendig, das Kernland, Kärnten, obwohl von zwei Völkern bewohnt, zufrieden und einig zu erhalten. Die Feierlichkeit am Herzogstuhle dauerte, wenn auch allmälig abgeschwächt, als Huldigung der Bevollmächtigten des Landes bis in's 17. Jahrhundert. Der Herzogstuhl steht heute noch auf dem Zollfelde, obwohl vereinsamt und seinem Zwecke entfremdet. Der Dom zu Maria-Saal dagegen blüht in frischer, ungeminderter Kraft — ein Beweis dafür, dass geistliche Belange dauerhafter sind, als die weltlichen.

mit dem Schlossberge, in Krain Krainburg und später Laibach eine Vorzugsstellung.

In Böhmen sucht man den Hauptort der Markomannen in Budweis, sonst war wohl allezeit Prag der weltliche und geistliche Mittelpunkt. Als alte Malstätte kommt das an der Mündung der Moldau in die Elbe gelegene Melnik in Betracht. Was Mähren betrifft, so haben es neuerliche Untersuchungen wahrscheinlich gemacht, dass die Heiligthümer des starken und wohl eingerichteten Stammes der Quaden theils am heutigen Walfahrtsorte Hostein (Hochstein), theils an der Tosen am Fusse des Altvaterberges lagen [1]), während die politischen Versammlungen in Brünn, dereinst vielleicht in Göding und Matzen stattfanden.

Altmythologische Landschaft ist jedenfalls die Gegend von Wien. Hier finden wir den Stock im Eisen, einen altheiligen Ueberrest einer Esche; ferner die „Spinnerin am Kreuz“, ein Bild der spinnenden Perchta, auf der östlichen Höhe, und ebenso den Wunderbrunn der Agnes, wiederum einer verkl-ideten Perchta, auf einer der west-
li
mannskogel. Uralt ist die Schiffer-
n Gestade. Erdställe durchziehen
den Wiener Boden. Die Strassen-
ergasse, Rauhensteingasse (d. i. Opfergasse), Weihburggasse, Himmelpfortgasse, Wipp-
nger- (Wülpinger-) Gasse [2]), sowie ausserhalb Wiens „der Himmel“ u. a. verkünden Erinnerung an heidnische Weihe. Eines „Heiligthumsstuhles“ unter einem Schwibbogen am Stefansdom geschieht Erwähnung.[3]) Das Blutgericht der Stadt, die Schranne, war am Hohen Markt, dem Kern des römischen Lagers; das Asyl lag

---

[1]) Kirchmayr, Der Volksstamm der Quaden, Brünn 1888 und 1893.

[2]) Die Wülpingerstrasse in Wien kann ihren Namen erhalten haben vom Wülpelsberge, auf welchem (bei Bruck an der Aar) i. J. 1020, die Habsburg erbaut ward. Sollte jedoch der Name aus einer älteren Zeit, als aus der Zeit Rudolfs von Habsburg's stammen, so ist vielleicht an ein Schlachtfeld zu denken. In der Gudrun erscheint eine Schlacht auf dem Wülpensande (18. Abentheuer, nach Simrock's Uebersetzung):

Lesen und Singen, so viel vernahm man hie —
Für sturmtodte Helden sah man wohl nie
Gott so herrlich dienen in irgend einem Lande.
Man liess bei den Gefallenen viel der Pfaffen
auf dem Wülpensande.

Wülpensand bedeutet so viel wie Wolfssand. Thurmayr versichert, ein Wolf unter der Staude (Haselstaude?) sei das Wahrzeichen eines Schlachtfeldes gewesen.

[3]) Hormayr, Geschichte Wiens III, 1, S. 80.

an der Freiung, die Begräbnissstätte des Fürstenhauses (nach mancherlei Wechsel) bei den Capuzinern.

Genauerer Prüfung bedarf auch die Gegend von Ofen in Ungarn mit dem Blocksberg, dem Schwabenberg, dem St. Gotthardsberg und anderen berühmten Höhen, die bis Sikan (Siegen ?) und Weissenburg (Wyssehrad) an der Donau aufwärts reichen. Auf der Margaretheninsel bei Ofen sollen, nach Eötvös, nicht weniger als sieben Klöster gelegen haben. Hier blickt ein altes, nie ganz erloschenes Stück Suebenthum hindurch.

In den deutschen Ländern an der Ostsee sind durch Wechsel des Grosstheiles der Bewohner die Spuren des heidnischen Kultes verwischt. Doch wird sich auch dort bei stetiger Nachforschung noch Manches finden lassen.

* * *

Wir wenden uns nun zu jenen Ländern, die, ausserhalb Mitteleuropas unter starkem deutschen Einfluss stehend und von Deutschen theilweise besiedelt und beherrscht, noch Ueberreste von Mittelpunkten und Heiligthümern der Stämme aufweisen.

Was zuerst die britischen Inseln betrifft, so wurde bereits von Edinburg, von der Herthagrafschaft Hertfort (Herts) und den beiden Mona-Eilanden, heute Man und Anglesey, gesprochen, und es bleibt uns nur noch übrig, auf jene begünstigte Oertlichkeit hinzuweisen, wo Themse und Meerfluth sich mischen. London war allezeit und in gleichem Grade als Hauptort Englands anerkannt, wie Paris in Frankreich. Und da in der Heidenzeit ein heiliger Hain genau ebenso den Mittelpunkt eines Hauptortes bezeichnete wie heute eine Kathedrale den Mittelpunkt einer Hauptstadt bildet, so kann es kaum auffallen, dass beide Hauptstädte nach Hainen genannt wurden. Von Lutetia (Locotetia) ward dies schon darzuthun, versucht. Das Gleiche gilt aber auch von London. Wie in Lutetia die deutsche Form lû, lô, — so erscheint in London die mehr gothisch-skandinavische Form lund, die auch in der Aussprache des Namens im Volke „Lunden“ wiederklingt. Die Namensgleichheit von London und Lund wird stark bekräftigt durch die Thatsache, dass das berühmte Lund in Schweden, einst der Haupthain der Landschaft Schonen und später zeitweilig (im 12. Jahrhundert) Sitz des Erzbischofs von Schweden, Norwegen und Dänemark, urkundlich Londinum Gothorum genannt wird — offenbar in einem gewissen Gegensatz zu Londinum

Anglorum. Da der Name Londinum bis in die Römerzeit zurückreicht, so ist auf nordgermanische Ansiedlungen in England schon in vorhistorischer Zeit zu schliessen die bedeutend gewesen sein müssen, da der wichtigste Ort des Landes von ihnen benannt ward. Der heilige Hain lag auf „Dorney", einem Eilande, das ein Kirchenschriftsteller „eine von Wasser umgebene, mit Bäumen aller Art bestandene Wildniss" nennt. Dort entstand in christlicher Zeit ein Peterskirchlein und später die Westminster-Abtei. Man deutet Dorney gewiss mit Recht als Donar's Eiland; da der Name nun nicht auf Thor, sondern Donar (Dor) deutet, so erscheint in nachrömischer Zeit der skandinavische Einfluss zu Gunsten des deutschen gewichen. An der Stelle, wo heute die St. Paulskirche steht, soll einst ein Heiligthum der Diana (Freia) gewesen sein, wir hätten also auch hier, nach weitverbreiteter deutscher Gepflogenheit, eine männliche und weibliche Gottheit vereinigt. In der Westminster-Abtei ruhen die Könige und Königinnen von England.[1])

In Frankreich wurden Luxeuil und Lutetia-Paris bereits erwähnt, und es darf hinzugefügt werden, dass die Bewohner der Vendée unter der heiligen Eiche von Lemaine zu Berathungen zusammenkamen; die Eiche war der heiligen Jungfrau von St. Laurent de la Plaine geweiht.

Aber auch auf spanischem Boden leuchten einige Punkte auf. Als die herrschenden Classen deutschen Ursprungs, Sueven und Gothen, von den Arabern im Jahre 711 besiegt und ihre Reste in das nordspanische Gebirgsland zurückgedrängt waren, hielten sie ihre Zu-

[1]) Vieles nach Karl Blind in der „N. Fr. Presse". — Derselbe Politiker und Schriftsteller, der mit besonderem Scharfsinne für Dinge des deutschen Alterthums begabt ist, führt uns in eine „englische Waldeinsamkeit", unfern von London, dessen Beschaffenheit und Flurnamen unzweifelhaft ein anderes deutsches Heilthum verrathen. Mit Tannen und Fichten bestanden, erhebt sich dies Gelände bis gegen 1000 Fuss über die See und wird in der Neuzeit von Naturforschern u. A. wegen seiner edlen Lüfte als Sommerfrische aufgesucht. Eine bis zu 450 Fuss tief eingerissene Schlucht regt die Einbildungskraft an; sie heisst jetzt „des Teufels Punchbowle", offenbar ein Uebelname für einen alten Andachtsort. In der Nähe liegen der Thorstein und das Thorfeld. Eine Hügelreihe heisst der Eberrücken, eine andere „des Teufels-Sprünge". Wie man weiss, hat der nordische Clerus gar viel mit dem Teufel gekämpft, und so sind die Teufelsnamen, hinter denen sich ein altgermanischer Gott verbirgt, mit Holländern und Engländern über die Atlantis und bis an die Ufer des Manhattan und Hudson gewandert, wo „des Teufels Kochtopf", „des Teufels Bratpfanne" u. A., in Washington Irving's Erzählungen niedergelegt, die Erinnerungen an das alte Germanien festhalten.

sammenkünfte in Cavadonga, unweit von Oviedo in Asturien. Ob Cavadonga, wie die Sage erzählt, von einer Höhle den Namen führt, oder ob nicht vielmehr in diesem Namen die ganz richtige romanische Aussprache des bekannten deutschen Gauding, Göding (Gau-Dingstätte) zu erblicken ist, bleibe dahingestellt. Jedenfalls haben hier die germanischen Ueberreste in Spanien wieder Halt gewonnen, und von hier entnahmen Pelayo und seine Nachfolger den Auftrag und die Kraft zur Eröffnung jenes vielhundertjährigen Krieges, der mit der Vertreibung der Araber und Wiederherstellung eines spanischen Königreiches endete.

Auch die Basken, welche reichlich mit germanischem Element durchsetzt sind, vereinigten sich bis in die neuere Zeit unter heiligen Bäumen. So die Biscayer unter der Eiche von Guernica. Ebenso war es in Alava und Guipuzcoa.

Bei der Besitznahme Oberitaliens waren die Longobarden noch Heiden und fanden das Recht unter heiligen Bäumen. Als deren Name ist uns „vero-lubi“ überliefert (bei Imola im Jahre 1005: „sub arbore verolubio“, Heerlaube oder Wehrlaube?). Später als die Rechtsfälle häufiger und die Menschen weicher wurden, sprach man Recht unter Schwibbogen oder bedeckten, jedoch seitwärts offenen Hallen und diese eben hiessen „Lauben“ (laubiae, lobiae; „in laubia subtus arbore pero“ [1]). In der Gothenzeit erscheint Pavia, in der Lombardenzeit mehr Mailand als Herrschaftssitz. In Mailand oder dessen Nähe lagen auch die heiligen Orte der Lombarden, also Monza als Aufbewahrungsort für die Eiserne Krone, und vor Allem die Roncalischen Felder, wo die Landtage der Longobarden stattfanden. Auf diesen Feldern pflegten später die nach Italien kommenden deutschen Kaiser ihre grossen Lehngerichtstage zu halten. An einer hölzernen Säule, dem alten Dingbaume, dem Schwertpfahle, dem „lignum in altum porrectum“, hängte der Kaiser Schwert und Schild auf. Damit war der Gerichtstag eröffnet. Wer von den

---

[1]) Leo, Geschichte Italiens I, S. 62. Die Lauben der oberitalienischen Städte scheinen demnach deutschen Ursprungs zu sein; dass sie ursprünglich von Holz waren, zeigte sich in neuester Zeit bei Wiederherstellung eines schadhaften Theiles in Bologna. — Das Wort „Laube“ weist tief in die Vorzeit zurück. „Die Leeb“ ist der Vorplatz des hessischen Bauernhauses und „Laub“ das Leben des Baumes. Die Laube als Gerichtsort begegnet man in Norddeutschland häufig; so in Stendal, wo, nach Aufhören der offenen Schranne und Entstehung des Rathhauses, vor dem Rulande „sub lobio“, d. h. unter der offenen, dem Markte zugekehrten Halle das Blutgericht stattfand. Zöpfl, Die Rulande, S. 61 u. 270.

Vasallen nach erfolgtem Rufe zur Waffenwacht an dieser Säule sich nicht stellte, ging seines Lehns verlustig. Die Säule trug das kaiserliche Wappen. Dem Gerichtstag pflegte der Landtag zu folgen, dann konnte die Lehnversammlung in den Heerbann übergehen.[1])

Bis weit ausserhalb Europa haben deutsche Auswanderer solche Einrichtungen getragen. Von den Galatern, die wir für Deutsche in Anspruch nehmen, wird ausdrücklich bezeugt, dass sie ihre Versammlungen in einem Eichenhain abhielten.[2])

Diese Beispiele zeigen, wie innig bei unseren Vorfahren Stammsitz, Stammheiligthum und politischer Mittelpunkt vereinigt waren.

* * *

Zu den Cultstätten zurückkehrend, seien noch jene Spuren verfolgt, die etwa über Lage und Bestand der alten Haine und Heiligthümer einen Fingerzeig geben könnten.

Als Leitpunkte haben wir dabei dreierlei im Auge, und zwar:

1. die schon durch Natur und Geschichte gegebene hervorragende Oertlichkeit,

2. die im christlichen Glauben hinterlassenen Spuren des heidnischen Kultus,

3. die Ortsnamen.

Gross war ohne Zweifel die Zahl der heiligen Forste und Haine. „Ich bin geneigt — sagt J. Grimm — die fast überall in Deutschland erscheinende örtliche Benennung ‚heiliger Wälder‘ auf das Heidenthum zurückzuführen; nach christlichen Kirchen, die im Walde angelegt waren, würde man schwerlich den Wald ‚heilig‘ genannt haben, und gewöhnlich findet sich in solchen Wäldern gar keine Kirche. Noch weniger lässt sich der Name aus den königlichen Bannwäldern erklären, umgekehrt scheinen die Bannwälder selbst aus heiligen Hainen hervorgegangen, und das Recht des Königs an die Stelle des Kultus getreten, der den heiligen Wald der Benützung und Gemeinschaft des Volkes entzog.“ [3])

---

[1]) Zöpfl, Die Rulande, S. 151. — Eine alte Landmarke bei Mailand war „Die Haselstaude“. Bis hierher rückten i. J. 1511, die aus der Schweiz kommenden Söldnerschaaren. Ranke, Geschichte der rom. u. germ. Völker, S. 271.

[2]) Mommsen. R. Geschichte V. S. 312.

[3]) Grimm. Mythol. I, S. 59.

Als solche Waldungen bezeichnet Grimm den grossen Baumforst bei Hagenau im Elsass [1]), dann den Heiligenloh im Hoya'schen an der Weser, den könglichen Dreieichenhain bei Frankfurt u. a. Viele heilige Haine in Friesland und Sachsen liessen Karl der Hammer im Jahre 736 nach dem Abfall der Friesen, und Karl der Grosse in seinen langen, blutigen Kriegen mit den Stämmen an der Nordsee niederhauen, doch spricht die Ueberlieferung von heiligen Wäldern bei Wedel im Lande Stormarn, ferner bei Ahlborg in Jütland, sowie unfern der hohen Brücke an der Saale im Merseburgischen; letzteren liess im Jahre 1007 Bischof Wigbert zerstören. An der slavischen Grenze lag Rethra (Lêdera?) bei Stargard in Pommern bei einem Haine, ebenso wie Grossenhain in Sachsen. [2])

Der von Drusus mit Mord und Brand bei nächtlichem Ueberfall verwüstete Hain der Tamfana, mit dessen Obhut von den umliegenden Gauen die Marsen betraut waren, wird zwischen dem Waldgebirge bei Koesfeld und dem Teutoburger Wald gesucht; der berühmte Semnonenhain entweder im Spreewalde oder am Ausflusse der Schwarzen Elster in die Elbe, wo man einen sehr grossen Opfer- und Begräbnissplatz entdeckt hat. Andere wollen jedoch den Zobdenberg in Schlesien, noch Andere die Lausitz und das Fichtelgebirge in Betracht ziehen. Der Hain der „Brüder“ (Alcis) soll in der Weichselgegend, der Hain Baduhenna der Friesen bei Odensen, der Hain, wohin Civilis die Bataver berief, bei Zewenwolden (Siebenwalden) unfern der Südersee bei dem Dorfe Holtpade in Westfriesland gestanden sein. Der Bosch bei der Stadt Haag und der Scharkenbusch in der Nähe von Leyden, der erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts fiel, waren solche Haine. Aus den Wäldern an der Rheinmündung liess Julian eine Flotte bauen. Die Insel Walcheren war heiliger Boden; hier wohnten in Hainen Wodan und Nehalennia (Freia), und der hier verehrte Wodan hiess auch Walcher oder Warns. In der Ostsee gilt die Insel Rügen als Kultstätte der Nerthus (Erdmutter), wo sieben Stämme der Sueven ihren Mittelpunkt hatten. Die Ungewissheit über die Lage der Haupthaine zeigt, ein wie grosses Feld nicht sowohl die Forschung in Urkunden, als vielmehr die Forschung in der freien Natur noch vor sich hat.

[1]) Ich vermuthe den noch im ganzen Mittelalter berühmten Hagenauer Wald unter dem Namen Abnoba.

[2]) E. v. Berg, Geschichte der deutschen Wälder. 1871.

Besonders reich an Hainen scheint Thüringen gewesen zu sein. Vielleicht hängt dies damit zusammen, dass Thüringen das Durchzugsland bildete, das die grosse Verkehrsstrasse aus den Rheinlanden nach der Ostsee enthielt. Das Grabfeld zwischen Meiningen, Römhild, Königshofen und Ostheim ward als heiliger Boden betrachtet. Auf einer seiner Höhen, der Diesburg (Dietburg, Volksburg) sollen Wodan und Hertha verehrt worden sein; ein Riesenwall von Basaltblöcken umschloss die Stätte. Der Kiffhäuser, der Hagen (einst Wodansberg genannt) bei Allstedt waren Wodan geweiht.[1]) Im Hörselberg bei Eisenach lässt die Volkssage heute noch Frau Venus wohnen, in welcher man unschwer Hertha erkennt. Daher der Name.

Vielleicht ist auch der Harz nicht sowohl nach hart (Wald) als vielmehr nach Hertha genannt. Wenigstens heisst die Harzburg urkundlich Hertesburg,[2]) und die Landtage der Hexen pflegen ja auf Bergen der Erdmutter stattzufinden. Welcher Ort könnte sich aber darin mit dem Blocksberge messen? Uebrigens gilt auch für Deutschland das Wort Geijer's, dass Freia in der Regel neben Wodan (Frei) wohnte. Und so mag das Bodethal, „die erste landschaftliche Schönheit des inneren Deutschland, der einzige Punkt mit Alpencharakter“ [3]), noch den Namen nach Wodan tragen. Der Reichthum des Bergstockes an Mineralien, zumal an Salz, das von Artern bis Salze aus Quellen gewonnen wird, seine schönen Weiden und Wälder, die Mannigfaltigkeit seines Pflanzenwuchses, die Höhlen und seltsamen Felsbildungen, endlich die Einzellage und der Gegensatz zur niederdeutschen Ebene verbürgen dem Harze seine Bedeutung als Kultstätte, die in Sagenreichthum und in Namen wie Brocken oder Blocksberg, Feuerstein, Wormberg, Ramberg, Königsberg, Rosstrappe, Mägdesprung, Teufelsmühle u. A. zum Ausdruck gelangt.

Nach einer tief im deutschen Volksglauben wurzelnden Anschauung genossen abgelegene, wilde, von menschlicher Arbeit noch wenig veränderte und gleichsam noch unberührt aus der Hand der Natur hervorgegangene Landschaften des Rufes einer gewissen Heiligkeit. „Wo man das Herz der Einsamkeit pochen hört“ (Geibel), da suchte man Gott. Solche Einsamkeiten waren ins-

---

[1]) H. Pröhle, Brockensagen, und ein Aufsatz in der „Münchener Allg. Ztg.“ vom 17. April 1893 über die Kiffhäusersage.

[2]) Oesterley, Wörterbuch S. 280.

[3]) K. Ramm, Dorf und Bauernhof. 1892.

besondere der Teutoburger Wald und das Fichtelgebirge.

Zwischen der mittleren Weser und den Quellen der Lippe und Ems liegt ein Gebirgs- und Waldland, das jetzt als „Teutoburger Wald“ bezeichnet wird, obschon es richtiger Osning oder Osnegge heissen sollte. Es ist 20 Meilen lang und zieht sich in drei gleichlaufenden Ketten vom Thale der Diemel im Süden bis Ibbenbüren im Norden; seine höchste Höhe erreicht es im Velmer Stoot (Stuhl), 467 Meter hoch, und wird von der Dörenschlucht durchschnitten, wo Clostermayer das Walfeld der Varusschlacht vermuthet; jedenfalls bildet dieser Durchbruch auf Meilen hinaus den einzigen Pass des Gebirges. Von einzelnen Höhen eröffnen sich weite Blicke nach Münster, Paderborn und dem Brocken.

Der Teutoburger Wald besteht überwiegend aus dichtgedrängten, markigen Bergrücken und dazwischen weiten Oedlanden mit Sand und Sumpf, verwehten Dünen, vereinsamten Felsenstrecken und Haiden. Düsterer schwarzer Moorboden, Sumpfgras, ein wildes Gewirre von Farren, Disteln und Wachholder, Erdstürze, Massen eigenthümlicher beerentragender Höcker, kleine Teiche und bräunliche Lacken, Sandflächen voll hohen, dichten Haidekrautes, in welchem Hirsche sich bis an den Rücken verbergen können, wechseln mit Wäldern von Buchen, Tannen und besonders Eichen, die mit den Riesen des Hasebruches wetteifern. Dazu kommen ein besonders reiches, urwüchsiges Unterholz, oft zu Baumhöhe emporragende blaugrüne Distelbüsche, Farren von Manneslänge, Brombeeren, wilde Rosen, Pilze (bis zu 70 cm. Umfang) und massenhaft dunkle, immergrüne Wachholder, wodurch die Landschaft oft den Eindruck einer mit Cypressen besetzten Ruhestätte in Böcklin's Manier gewinnt, wie denn überhaupt ein Zug tiefen Ernstes durch die ganze landschaftliche Scenerie des Teutoburger Waldes geht. Vereinzelte Hünengräber und Hünenringe fehlen nicht, und die Quellen der Lippe und Ems, eisenhaltige Brunnen, das Heilbad Lippspringe, die drei am Velmer Stuhl gelegenen Höhlen des Lukenlochs, Bielsteins und Hohlensteins, sodann die grotesken Extersteine, die bekannten Sandsteinkegel mit menschenähnlichen Formen und geheimnissvollem Bildwerke, endlich Namen, wie Osning (Wode), Detmold (Theotmalli, d. i. Volks-Malstätte), Winfeld u. A. erhöhen den ernsten Eindruck der Gegend und wecken die Empfindung, dass wir uns in einer geschichtlichen, hoch ehr-

würdigen Landschaft befinden, über welcher die starke Erinnerung an jene Befreiungsschlacht schwebt, worin unser Volk den römischen Welteroberern das entscheidende Halt gebot.

Am Fusse der Groteburg bei Detmold, also jedenfalls einem Mittelpunkte der ganzen Landschaft, liegen uralte Bauernhöfe mit seltsamen, drei Fuss dicken und vierzig Fuss hohen Steinthürmen, die wohl als „Burgen" bezeichnet werden können. Zwei von diesen Höfen werden im 14. und 15. Jahrhundert urkundlich „in dem Toyt", „to dem Toit" genannt. Landau („Der Hessengau", Seite 94), kennt einen Hof „Toite", der im Jahre 1337 als „Thoyten", 1391 „zu der Toyten", 1413 „Teuton" heisst. Heute wird er „Deute" genannt. Damit wäre wohl ein Weg zu dem sonst weder urkundlich noch im Volksmunde vorkommenden Namen des Teutoburger Waldes eröffnet. Dass die mit Diet, Deut zusammengesetzten Ortsnamen wie Deutz bei Köln, Diez und Dietkirchen in der Lahngegend, Duisburg u. A. auf alte Versammlungsplätze für kirchliche und weltliche Zwecke deuten, kann nicht bezweifelt werden. Eine zweite „Teutoburg" errichteten die Gothen in den Sümpfen an der unteren Drau, da wo dieser Fluss bei dem heutigen Vukowar in die Donau mündet.

In diesem geheimnissvollen Gebiete des Teutoburger Waldes lässt das Auftreten eines Gestütes mit einem eigenthümlichen Stamme halbwilder Pferde den Gedanken an jene heiligen Rosse entstehen, die in heiligen Wäldern und Hainen, von Priestern behütet, dem Dienste der alten Götter geweiht waren.

Das Gestüt, von dem wir reden, befindet sich in dem aus Haide und Gebirge gebildeten Gelände der Senne, das in alten Urkunden sinitheo, senetho heisst. Danach wurden die Pferde Senner genannt. Sie erscheinen urkundlich schon im Jahre 1160, da Bischof Bernhard von Paderborn, aus Lippischem Geschlechte, dem Abte zu Hardeshausen Ländereien mit wilden Stuten schenkte. Dass die Stammheerde, wie die Ueberlieferung erzählt, aus den in der Varusschlacht erbeuteten Rossen bestanden habe, ist nicht undenkbar, wird doch in neuester Zeit auch das norische Pferd auf die Römerzeit zurückgeführt.[1]) Sehr merkwürdig bleibt immerhin dies Naturgestüte, aus welchem unsere Vorfahren auf einfache Art

[1]) Hartwig Peetz, Volkswirthschaftliche Studien, München 1880. Seite 333.

ganz vortreffliche, für den Frieden und besonders für den Krieg geeignete Pferde gewannen. Ohne Zweifel that die Natur das Beste dabei. In ihrer rauhen Zucht starben die schwachen Pferde und die starken pflanzten die Rasse fort. Eine gewisse Kunst bestand in geduldiger Erziehung, grosser Freiheit und spätem Dienste. Für ihre Lebenskraft wird angeführt, dass das Fohlen oft unmittelbar nach der Geburt 1—2 Meilen neben der Mutter herlief. Feiner Kopf und feine Glieder, fast freiliegende Sehnen, gelockte Mähne und ein oft bis zur Erde reichender Schweif zeichneten sie aus. Fremde Pferde duldeten sie nicht im Felde, dagegen standen sie mit den Hirschen auf gutem Fusse. Kein Fremder konnte sie einfangen, weshalb denn auch dies Gestüte die Verwüstungen des dreissigjährigen Krieges und der Franzosenkriege überdauerte. Als Zugpferde vermochten sie 2—3 Meilen im Trabe zurückzulegen und im Kriege erkletterten sie die steilsten Gebirge, strichen durch den dichtesten Wald und zeigten (z. B. bei dem Rückzuge aus Russland) die grösste Ausdauer. In Bezug auf den Charakter erwiesen sich die Senner als das echte deutsche Pferd guter Art, sie waren treu und lenksam, und mit Güte konnte man viel von ihnen erreichen; einmal verdorben aber und gereizt waren sie unlenksam und gingen dann zuweilen mit offenem Maul, funkelnden Augen und auf den Hinterbeinen gegen den Angreifer los. Ein eigener Brand, die Lippische Rose mit der Krone darüber, diente als Zeichen ihrer Echtheit. Verkauft wurden sie nur gegen Gold und in öffentlichem Auftriebe. Während der Versteigerung spielte die fürstlich Lippe'sche Capelle und nach Schluss fand in dem mit dem Gestüte verbundenen Schlosse Hoftafel statt. Die Stelle des Gestütsleiters war in einer bestimmten Familie erblich.

Das Alles sind doch sehr beachtenswerthe Gewohnheiten, die auf alte Ueberlieferung hinweisen. Wenn daher auch keine Beweise vorliegen, dass wir in den Sennen ein Tempelgestüt aus der Heidenzeit vor uns haben, so wird es doch in diesen Rossgärten kaum anders ausgesehen haben, als bei den Sennern auf dem Winfelde, und wenn wir aus den alten Zeiten hören, dass nur der Priester die heiligen Rosse besteigen durfte, so trifft dies gewissermassen noch heute zu, weil die Senner nicht dulden, dass ein Anderer, als ihr Pfleger und Erbwart, sie einfange oder gar besteige.

Der Pferdeschlag der Senner genoss einen grossen Ruf noch bis in die neuere Zeit hinein. Noch bei Bürger ruft ein Reiter seinem Rosse zu:

„Nun strecke, mein Senner, nun strecke dich aus,
Nur diesmal, ein einzigmal halte nur aus,
Und lass mich nicht werden zu schanden!"

Es ist bedauerlich, dass in der Gegenwart dies altehrwürdige Gestüt in Abnahme kam und durch andere in den Hintergrund gedrängt wurde. Schon der vaterländischen Erinnerung halber sollte diese Schöpfung aus uralter Zeit für die Nachkommen erhalten werden. Kein anderes Volk besitzt Aehnliches. Haben die Nordamerikaner ein ganzes Land als Nationalpark dem Verkehr von Soll und Haben entrückt, so könnte doch wohl auch das Deutsche Reich mit der Senne und den Sennern ein Gleiches thun.

Der Name Sinitheo, Seneto wird mit „Sand" in Beziehung gebracht, doch scheint er kaum bezeichnend genug für eine Einrichtung,. die für ein Kriegsvolk, wie es die Deutschen waren, von grosser Wichtigkeit sein musste. Die Senne liegt nördlich von Paderborn; südlich dieser Stadt begegnet man dem Sintfeld, wo im Jahre 783 Karl der Grosse die Sachsen schlug.[1]) Darf man bei dem Worte an geweihte Stätten denken? Sinist hiess bekanntlich der Oberpriester der Burgunder; er soll nach sin, dem heiligen Hause, genannt sein.[2]) Vielleicht besteht auch eine Beziehung zwischen den Sennern und den alten Tencterern, einem niederrheinischen Stamme, der sich zu Cäsar's Zeit durch vorzügliche Reiterei hervorthat.

„Auf öffentliche Kosten — so sagt Tacitus (Germ. c. 10) werden auf Waldtriften und in Hainen glänzend weisse und von keiner irdischen Arbeit berührte Rosse gehalten; sie spannt man vor den heiligen Wagen, und der Priester und der König oder der Gemeindevorstand begleiten sie und haben auf ihr Wiehern und Schnauben Acht. Und keinem anderen Wahrzeichen wird grössere Bedeutung beigemessen". Hier haben wir also ein classisches Zeugniss zwar nicht für ein Gestüt, wohl aber für einen Hain mit Rossen, die auf öffentliche Kosten, das heisst, auf Kosten der Kultgemeinschaft gehalten wurden. Liegt da der Gedanke so ferne, dass nicht nur prophetische, sondern auch Kriegsrosse auf öffentliche Kosten gezogen wurden? Die römischen

[1]) Möser, Osnabrückische Geschichte, I, S. 175.
[2]) Wachler in Miscell. Berol. contin. S. 44.

Kriegsmeister rühmen ja wiederholt die deutsche Reiterei. Die rechtsrheinischen Deutschen führen sich damit bei Cäsar ein, dass ihrer 800 bei 5000 Römer in die Flucht jagen. Gerade als Reiter werden Deutsche zuerst in die Römerheere eingestellt, um für Cäsar in zwei Welttheilen zu siegen. Glaubt man nun, dass eine solche Cavallerie möglich wäre ohne die geeigneten Rosse?

Dass auch bei anderen alten Völkern Gestüte in Hainen und Hainlandschaften lagen, haben wir schon von Makedonien dargethan. Dort waren es die Gelände des Idaberges, wo die makedonischen Könige die Rosse für ihre Reiterei gewannen.[1]) Ida aber bezeichnete bei Griechen und Deutschen den Göttern geweihte Wiesen und Berge.

Als Alboin mit seinen Longobarden durch die Pässe des Friaul aus Ungarn in Italien eingedrungen war, sorgte er vor Allem für Rückendeckung und schuf Friaul zu einer kriegerischen Grenzmark um. Als Markgrafen setzte er seinen Neffen Gisulf ein, gab ihm Cividale (das alte Forojuli) als Hauptort und stellte ihm anheim, sich aus der Blüthe des Heeres seine Markgenossen auszuwählen. Ausserdem überliess er ihm, wie Paul Warnefried berichtet, eine Anzahl edler Stuten, das heisst: es ward sofort in der neuen Mark ein Gestüt errichtet. So also gingen die deutschen Stämme vor. Da die Longobarden aus den Landschaften zwischen Weser und Elbe stammten, so wächst durch die Nachricht Warnefrieds unsere Annahme von einem hohen Alter des Sennergestütes.

Aus Skandinavien wissen wir von einem Haine des Freyr, wo Tempelrosse gehalten wurden. Ueber eine sehr verbreitete Pferdezucht in Schweden und Norwegen berichten die Quellen aus der Zeit der Bekehrung (um 1000 oder 1100 n. Chr.). Wir hören von Grundbesitzern, welche eines oder mehrere Gestüte (stód) hatten. War der Hengst von besonders gutem Blute, so hielt man die Gestüte von anderen Pferden möglichst getrennt.[2]) Es ist aber kein ausreichender Grund, der verbieten würde, solche Gestüte auch für die vorausgegangenen Jahrhunderte anzunehmen. Und die Belange, die heute der Staat auf sich genommen hat, wurden damals gar oft von der Priesterschaft mit ihrem Grundbesitze besorgt.

---

[1]) Plutarch, Eumenes 67.

[2]) Valtyr Gudmundson und Kristian Kalund, Skandinavische Verhältnisse in Paul, Grundriss III, 456.

Zu bedauern bleibt, dass uns über Gothen, Vandalen und die anderen von Königen geleiteten, staatlich besser organisirten und über grössere Mittel verfügenden Ostgermanen die näheren Daten darüber fehlen, in welcher Weise sie für ihre durchwegs treffliche, schwere Reiterei die nöthigen Rosse sich verschafften. Doch geben die Verhältnisse der nach Abzug der Ostgermanen in deren Fusstapfen getretenen slavischen Völker einen Anhalt. Nach Saxo Grammatikus weideten die Slaven zu Ehren ihres Sonnengottes zu Rethra 300 Rosse, darunter einen Schimmel, den einzig und allein der Oberpriester besteigen durfte. An den Haupttempeln zu Rhetra, Arkona und Stettin finden sich geweihte Rosse erwähnt. Das heute noch bestehende Gestüt Dierhagen (Thierhain) in Meklenburg, soll, nach Jähns, bis in diese fernen Jahrhunderte zurückgehen und noch Spuren eines Tempelwalles zeigen. Aehnliches wird von Schwerin berichtet. Auch Stuttgart würde dann der Stutengarten, das Gestüt jener Alemanen sein, die, als „mirifice ex equo pugnantes" von Aurelius Victor in die Geschichte eingeführt werden.

In der Schweiz findet sich, nach Grimm, bei mancher Kirche noch eine Stiftung für Tempelrosse mit eigenen, steuerfreien Wiesen. Zu Windbergen in Bayern erwähnt Sepp einen Hain des Kriegsgottes, worin 20 bis 30 Fohlen weideten. In Wangen bei Wasserburg steigt der Kaplan zu Frohnleichnam mit dem Sacrament auf das schönste Thier der Gemeinde und umreitet segenspendend die Fluren.

So vereinigen sich manche Umstände, um das Sennergestüte mit der alten Weihe des Teutoburger Waldes in Verbindung zu bringen.

Was den Ort der Varusschlacht betrifft, so stimmen die meisten neuen Forscher darin überein, das Schlachtfeld bei Detmold in der Nähe der Groteburg zu suchen. Das Hermannsdenkmal Bandel's stünde danach am rechten Platze. Das uralte Hauptheiligthum der Sachsen aber soll am Bullerborn (Wodensborn?) bei Lippspringe am Quell der Lippe gewesen sein. Hier vermuthet Mannhardt (Baumcult I, 307) die von Karl dem Grossen im Jahre 772 zerstörte Irmensäule, „vielleicht der Lebensbaum des Sächsischen oder doch des Enger'schen Stammes".

Auffällig ist im Teutoburger Walde oder dessen unmittelbarer Nähe das Vorkommen der Orte Bentorp, Bentburg, Benthausen, Bentfeld und Benteslo. Dass letzteres einen Hain bedeutet, ist klar; mit „bent" wird

öfters eine feuchte Au bezeichnet, wohin die alten Deutschen gerne Kultstätten und Festen legten. Die alte Anrufung „Herrgott von Bentheim!“ weist auf heidnischen Kult hin.[1])

Nach Einführung des Christenthums ging die Heiligkeit vom Innern des Teutoburger Waldes auf Paderborn und Kloster Corvey über, in dessen Nähe eine Stelle ist, von der man nicht weniger als 22 Windungen der Weser erblickt.[2])

Wir lenken nunmehr unsere Aufmerksamkeit dem Fichtelgebirge zu.

Bei einer früheren Erörterung (über die Haine von Enna, Henna in Sicilien, S. 24) ward auf die Thatsache hingewiesen, dass die alten Völker nach einer weitverbreiteten Anschauung die Mitte ihrer Lande für besonders heilig hielten. Sie dachten sich die Mitte als Nabel und vermutheten dort gleichsam die Nabelschnur, den durch Höhlen vermittelten Zusammenhang mit dem Erdinnern, und folglich auch den Eingang zur Unterwelt. Griechen und Römer errichteten an solchen Orten Haine und Tempel für die Erdmutter Demeter. Wie nun vielleicht eine Gegend Umbriens (umbo) für Italien, und wie jedenfalls Henna für Sicilien, so galt die Oertlichkeit von Phlius im Korinthischen als Mittelpunkt der Pelopsinsel. Bei dem Marktplatze der Stadt suchte man den „Nabel“ des Peloponneses. Dort stand ein berühmtes Wahrsagerhaus, wo Amphiareus weissagte. Auf dem Burgberge von Phlius lag ein Cypressenhain, in welchem, ganz wie bei Henna, Tempel der Demeter (Ceres) und Persephone (Proserpina) sich befanden.[3]) Wie Phlius, einst *Ἀραιθυρέα* genannt, für die Pelopsinsel, wurde der Parnass für den Mittelpunkt Gesammt-Griechenlands angesehen. Euripides spricht in den Phönissen[4]) von den „Hallen des heiligen Erdnabels am Parnasse“. Auch ausserhalb des Gebietes der classischen Völker begegnet man verwandten Anschauungen. Das Buch Henoch spricht in c. 26 von Bergen „in der Mitte der Erde“. Dillmann deutete dies auf den heiligen Berg Zion-Moriah, sowie

---

[1]) In Oesterreich lautet der entsprechende Ausruf: „Herrgott von Strambach“ oder auch „Stramberg“!

[2]) Die Schilderung des Teutoburger Waldes und des Sennergestütes grossentheils nach Thorbeke's Führer, und Lindner, „Gartenlaube“ 1879, S. 239 u. 490.

[3]) Pausanias II, c. 13.

[4]) Beer, heilige Höhen, S. 44.

den Oelberg. Wahrscheinlich ist jedoch der Ararat gemeint, sowie denn überhaupt dem armenischen Hochlande, mit den Quellen des Tigris, mehrfach eine centrale Stellung im Bewusstsein der arischen Völker eingeräumt wird, eine Stellung, die durch den Geographen Ritter eine moderne Bestätigung erhalten hat.[1]) Dass sich die Druiden in Chartres, dem „Mittelpunkte" des damaligen Galliens, alljährlich zum Concile versammelten, ward schon oben erwähnt. Alle diese Thatsachen lassen vermuthen, dass die alten Völker über ihre Ländergestaltung viel mehr nachdachten und im Ganzen auch viel klarere Anschauungen hatten, als man ihnen heute oft zutraut. Ist es nun zu kühn, wenn wir nach dem Vorgange des alten Daising (1761), in der Gegend der Nab den Mittelpunkt Deutschlands zu gewahren glauben, — die Nabe (Radnabe) und den Nabel? Die Nab führt uns aber in das Fichtelgebirge, jenen thatsächlich in der Mitte Deutschlands zwischen Vogesen und Weichsel, zwischen See und Alpen gelegenen Knotenpunkt, die Wasserscheide zwischen Nordsee, Ostsee und Schwarzem Meere und dem Quellstock, von welchem — zu den Gebieten von Donau, Rhein und Elbe — nach vier Seiten vier Flüsse herabrinnen: Main, Saale, Eger und Nab. Auch der auf der Hochebene zwischen Eger und Hof im Quellgebiete gelegene Ort Asch erscheint bedeutungsvoll, da Asch (Escio, Asc, Esche, Weltesche u. s w) einen Anfang, Ursprung, Stammwurzel bedeutet. Bei Asch begegnet man heute noch einem „Hainberge". Grosser Sagenreichthum und Fülle der von altdeutschem Heidenglauben wahrhaft wiederklingenden Gemarkungsnamen der Gegend bezeugen uralte Heiligkeit.

Die Sage lässt im Ochsenkopf (Ossenkopf, Wodenskopf?), dem auffallendsten Gipfel des Fichtelgebirges, nicht blos den König Salomo im silbernen Sarge und Kaiser Karl den Grossen heimisch sein, sondern versetzt dahin auch das Paradies. Das Volk kannte immer die Bedeutung der vier Flüsse. Auf den vielgesuchten alten Fichtelberger Willkomm-Gläsern ist als Symbol ein dichtbewaldeter Berg, auf dessen Spitze ein Ochsenkopf, am Fusse die vier hier entspringenden Flüsse und um den ganzen Berg eine goldene Kette mit goldenem Schloss: Kette und Schloss sollten das Geheimnissvolle dieses Bezirkes und die im Innern des Gebirges verborgenen, von Geistern gehüteten Schätze bezeichnen. Bis in das

[1]) v. Andrian-Wernburg, Höhencult, S. 2.

12. Jahrhundert kann man die Kunde von goldsuchenden Fremden verfolgen, die aus Italien (besonders Venedig) nach dem Gebirge kamen und aus Deutschland, angeblich mit Schätzen, in ihre Heimath zurückkehrten. Die im Berge enthaltenen Reichthümer sind nämlich nicht unzugänglich. Zu gewissen Zeiten öffnet sich der Berg — der Ochsenkopf — und der richtige Mann mit den richtigen Vorkehrungen kann dann im Innern Schätze holen. Am Johannistage geht der Berg auf, aber nur solange in der Kirche von Bischofsgrün der Pfarrer das Evangelium liest; ist dessen letztes Wort verklungen und der Eindringling noch nicht zurück, so wird er im Berge eingeschlossen und büsst seine Verwegenheit mit dem Leben.

Die höchsten Erhebungen des Fichtelgebirges sind Ochsenkopf und Schneeberg, beide über 1000 Meter hoch und mit ihren Ausläufern breite, lange Rücken bildend. Ochsenkopf und Schneeberg sind durch eine tiefe, jetzt sumpfige Spalte, die Seelohe, getrennt. Aus der Seelohe gehen die Ursprungsthäler des Weissen Main und der Nab nordwärts und südwärts, und in dieser Spalte liegt am südöstlichen Ende der märchenreiche Fichtelsee, welchem die Nab ihren Ursprung verdankt. Der Name „Seelohe“ selbst ist offenbar nichts Anderes als Seelô oder See-Hain und hier wahrscheinlich die alte Hauptstätte des Kultes der Holda. Auf der südwestlichen Fortsetzung des Schneeberges, dem Nusshardt, lagern riesige, zum Theile seltsam gestaltete Felsgebilde, und eine der obersten Platten zeigt neun schüsselförmige Vertiefungen, von denen acht kleinere im Kreise eine grössere umschliessen. In der Nähe liegt die Mainquelle. Im Norden aber ist der Ursprung der Saale, einst in einem Buchenhaine. der leider der Armuth und dem mangelnden Verständnisse zum Opfer fiel. Wasserscheiden, Quellen, Haine, See, Höhlen, Ringwälle — was will man noch mehr? Dazu dann die Namen! An der Steinach zieht sich die Königshaide hin, ein mächtiger Bergrücken, in welchem der Sage nach in goldenem Sarge ein im Kampfe erschlagener König mit seinem Heere schlummert. In der Nähe begegnet man dem Wudsteine (Wodensteine), dem Osterberg, dem Ernbühel, dem Todtenkopf, dem Sunnagrün, dem Gottmannsberg, der Oertlichkeit Wölgada. Auf dem Ochsenkopfe steht eine Geisterkirche. Auf der Ostseite des Berges, oben beim Fichtelsee, hören wir von einem Tannhäuserwalde. Am kahlen Haideberg liegt in einer Wiese ein Säuerling,

der Teufelsbrunnen genannt. An der Nab begegnet man bei Penk, eine halbe Stunde von Gielenhofen, dem Schatzberge mit dem Schatzfelsen; dabei liegt auch der Wünschberg. Im Norden vereinigt die weitschauende Felsenburg des alten Glaubens, der Waldstein, die Hauptzüge der Sage des Fichtelgebirges. Eine von Natur und Geschichte in solcher Art hervorgehobene Oertlichkeit kann als ein wichtiges Heiligthum unserer Vorfahren nicht übersehen werden.[1])

In christlicher Zeit ging die Heiligkeit des Fichtelgebirges auf das benachbarte Bamberg mit seinem berühmten Dome und seinen vielen Klöstern über. In der Nähe liegt Halstatt. Vielleicht dürfen wir in den Namen Amberg und Bamberg Anklänge an die Mitte deutschen Landes (Nab, Wampe) vermuthen.

Das Fichtelgebirge besass in der Vor-Eisenzeit als eine der wenigen Fundstätten des Festlandes an Zinn, wie Dr. Schmidt mit Recht hervorhebt, grosse Bedeutung. Allein seine alte Weihe geht in weit ältere Zeiten zurück. Das bezeugen die Flurnamen sowohl wie der Name des Gebirges selbst, der wohl nicht von Fichten, sondern von Weihe stammt.

Man glaubt oft, der Rhein verdanke seine hervorragende Stellung als erster deutscher Strom, als „des deutschen Volkes Taufwasser", (Zedlitz) als „des heiligen römischen Reiches Pfaffengasse" (Kaiser Max) nur christlichen Einflüssen. Ich halte das für irrig. Nicht umsonst ruft Civilis vor der Schlacht seinen Kriegern zu: „Der Rhein und die Götter Deutschlands blicken zu Euch herüber."[2]) Auch in der Heidenzeit war der Rhein ein heiliger Strom, und so werden denn auch die Orte, wo heute Köln, Mainz, Trier, Speier, Worms, Strassburg und Basel liegen, schon in vorgeschichtlicher Zeit eine gewisse priesterliche und religiöse Rolle gespielt haben. Die Vermuthung liegt nahe, dass die fränkischen und deutschen Könige in die alten Haupthaine oder deren nächste Nähe Erzbisthümer und Dome pflanzten und die Liegenschaften der heidnischen Priester der christlichen Geistlichkeit übergaben. Die Uebergänge sind jedoch in Dunkel gehüllt. Köln verkündet seine Weihe, indem es als „ara Ubiorum" in die Geschichte eintritt. Was

---

[1]) Aufsätze von W. Scherer; ferner von Dr. J. Leist und L. Zapf in der „Allg. Ztg." vom 23. Juli 1892 und 7. März 1879, u. A.

[2]) Tacitus. hist. V, 17.

Mainz betrifft, so zeigt seine Lage, gleich wichtig für Krieg und Frieden, seine treffliche Umgebung sowie die spätere geschichtliche Entwicklung — der Sprengel von Mainz reichte von den Quellen des Rheins bis vor die Thore Hamburgs — für eine hervorragende Bedeutung auch in alter Zeit. Verwandte Heiligthümer ringsum. Der Donnersberg, der Malberg (Melibocus), der Altkönig in Sicht! Stets in engster Beziehung zu Mainz stehend, der Rheingau, ein Landstrich von grosser Naturschönheit und Ergiebigkeit, ein Asyl, in welchem „die Luft frei machte“, eine Gegend voller Weihestätten! Ortsnamen wie Halgarten (Tempelgarten) deuten auf alten Kult und die Bezeichnung des Rheingau's als „Haingeraide“ (Haingericht) scheint alte Kultgemeinschaft zu verrathen.[1]) Auf dem Höhenzuge zwischen Mainz, Hochheim und Wiesbaden treffen wir zur Zeit der ersten deutschen Könige aus fränkischem Stamme bei dem Mechtildshäuser-Hofe eine bedeutsame Malstätte; Tribur, Rhense, die Pfalz im Rhein liegen nicht ferne. Vielleicht als ältestes Heiligthum jedoch hat der Odenwald (Wodans-Wald) zu gelten. Wie im Semnonen-Wald der Suevische, so mag hier der Wodan der rheinischen, später Franken genannten Stämme gewohnt haben. Die Erinnerung an ihn umrankt heute noch die alte Burg Rodenstein.[2]) Noch heute kennen die Rheinländer diese Ruine als den Ort, von welchem das Wilde Heer auszieht. Das ist Wodan, der alte Gott, der bei drohender Gefahr mit seinem Gefolge durch die Lüfte fährt, um seinem Volke Hilfe zu bringen. Hier schlummert der Gott, und hier wird in vorrömischer Zeit das westdeutsche Stammheiligthum zu suchen sein. Durch den Einbruch der Römer ward es zerstört und verlassen, die leitenden Classen, zumal die Priesterschaft wurden vertrieben, die Erinnerungen schwächten sich ab durch mehrhundertjährige Fremdherrschaft, und als die Deutschen im 5. Jahrhundert als Sieger die alten Lande ihrer Väter zurückgewonnen hatten, begann die grosse Auswanderung der fränkischen Gaue nach dem fruchtbaren, wohlbebauten Gallien und trat bald danach die Glaubens-Aenderung ein, welche nicht mehr die volle Wiederherstellung der früheren Verhältnisse gestattete. Wären Chlodwig

---

[1]) Bodmann Rheingauische Alterthümer S. 460.

[2]) Namen wie Rodenstein und Ortenstein gehen in sehr alte Zeiten zurück. Sie deuten auf einen Ursprung, eine erste Niederlassung. Die Ortenburger waren der älteste Adel Baierns, die Stammburg der Würtemberger lag auf dem Rodenberge u. s. w.

und Karl der Grossse Heiden geblieben, so würde das alte Heiligthum im Odenwald wohl neu erstanden sein. Allein sie siegten als Christen und von dort ab blieben die Frankenkönige eng mit dem Christenthume verbunden. Wohl suchten sie in den austrasischen, deutschen Völkerschaften die Hauptstütze ihrer Kriegsmacht, aber deren alte Kultstätten haben sie mitnichten wiederhergestellt. Daher denn auch bei dem in seinen Entschlüssen sonst so klaren Karl dem Grossen ein gewisses unsicheres Tasten in der Wahl seiner Herrschaftssitze. Sein Lieblingsort Aachen, welcher das Grab des Gewaltigen birgt, fiel mit seinem Reiche. Dann traten wiederum die Rheinlande in den Vordergrund als Sitz der wichtigsten Erzbisthümer und Reichsämter, der ersten Klöster, der Königsgräber, der Pfalzen, der ehrwürdigsten Wahlplätze und Dingstätten.

Für ganz Süddeutschland gilt bis zu einem gewissen Punkte das vom Odenwald Gesagte. In ihrem vollen, alten Umfange werden nach Süddeutschlands Befreiung die alten Heiligthümer nicht mehr wiederhergestellt worden sein. Der neue Glaube trat dazwischen. Dazu kam, dass die in Süddeutschland zurückgebliebenen Römerreste und besonders die von den Römern angesiedelten fremden Stämme ihre eigenen Kulte hatten und erst verarbeitet werden mussten, wozu die im Donauthal heraufbrausenden Stürme der asiatischen Nomaden bis in's 10. Jahrhundert wenig Zeit liessen. Das Alles bedingte Uebergänge mancher Art. Doch darf angenommen werden, dass die Grundzüge der deutschen Kultverhältnisse nach Vertreibung der Römer möglichst wieder an die vorrömische Zeit anknüpften.

Sobald wieder etwas Geschichte tagt, begegnen wir in Salzburg einer mythologischen Landschaft von völlig deutschem Gepräge. Das Salz allein schon gab der Gegend Weihe, welche durch hohe Naturschönheit, feste Lage und ein reich entwickeltes römisches Strassennetz gestützt ward. Die Namen Hallein und Reichenhall können ebensowohl auf einen Salzgewinnungsort als auf einen Tempel bezogen werden; wahrscheinlich vereinigten sie beides. Der wundervolle Park von Aigen (Aich, Eichen) bei Salzburg mag der Rest eines Haines sein. Von Göttern reden die Bergnamen der Umgebung. Der Untersberg mit seiner breiten, auffälligen, in die Ebene vorgeschobenen Gestalt, mit seinen Felsen, Thronen, Haidestrecken, Klüften und Eishöhlen, mit dem oft selt-

samen Widerhall seiner Wände und mit allen seinen Tücken, mit dem von Irrlichtern belebten Hochmoore zu seinen Füssen, endlich seinem Sagenreichthum, ist, wie Dr. Prinzinger mit Recht hervorhebt, ein wahrer Wunderberg; oder steht er als düsterer Berg der Unterwelt dem schneeblanken, lichten Watzmann mit seinen Kindern gegenüber? Dass der Watzmann mit Wodan zusammenhängt, verräth schon der Name, wie auch der Ort „St. Bartolomä“ auf den alten Gott deutet. Und siehe! das nahe Berchtesgaden, von Mannhardt als „die Krone der Schönheit, Urheimat der Perchta“ bezeichnet, beherbergte die Erdgöttin! Also ein deutscher Olymp auf einem der schönsten Punkte der Erde!

Ohne Zweifel besitzen die von den Deutschen bewohnten Länder Mitteleuropas noch zahlreiche andere Stätten, wo Natur oder Geschichte zur Erhebung des Geistes aufforderten, aber die oben genannten dürften doch die wichtigsten sein.

* * *

Wir gelangen nunmehr zur zweiten Erörterung, indem wir jene Spuren prüfen, welche das Heidenthum, gleichsam wie Abdrücke, in dem Christenthum zurückgelassen hat.

Man gestatte dabei eine Vorbemerkung. Manche denken sich den Glauben unserer heidnischen Vorfahren als ein wissenschaftlich geordnetes und noch dazu ziemlich verwickeltes System der Theologie. Das war es nun nicht, oder richtiger gesagt, das war vielleicht der Glaube einiger Priester und Dichter, aber sicher nicht des grossen Volkskernes, der aus Gutsbesitzern, Soldaten und Bauern bestand. Diese hatten weder Zeit noch Lust, sich wie egyptische Priester, herrschsüchtige Druiden, griechische Philosophen oder isländische Skalden mit zehn Monaten Winter, in gelehrten Phantasien zu ergehen. Ihre Gedanken über das Jenseits hat Julius Cäsar (Gall. Krieg VI c. 26) kurz und bündig ausgesprochen mit den Worten: „Die Deutschen glauben an Gottheiten, die sie sehen und deren Wirkung ihnen augenscheinlich: die Sonne, Vulcan und den Mond“, das heisst einen Alles sehenden, Alles wissenden und Alles leitenden, gerechten Gott, den Wodan mit dem Einen Sonnenauge. Neben ihm aber bedurfte das kraftvolle Volk, welchem Kampf und Sieg des Lebens höchste Blüthe waren, gleichsam eines eigenen Fachmannes für den Krieg und sie fanden ihn

in dem unwiderstehlichen Schlachten- und Gewitter-Gott Donar oder Thor, der den schmetternden Hammer führt, weshalb Cäsar ihn mit Vulcan gleichstellt. Die dritte Gottheit endlich war die gütige Erdmutter als Mondgöttin.

Der grosse Römer erkannte sehr richtig, dass die Gestirne, also das Grösste, was das Menschenauge erblickt und zugleich das Mächtigste, was die Zeiten regelt und das Gedeihen von Flur und Feldfrucht zumeist entscheidet, an der Wiege des deutschen Glaubens standen. Allein er sah auch, dass unter nordischem Himmel, in gemässigtem Klima ein Glaube gereift war, welchem die Sonne nicht alleinherrschend ist, wie etwa in Palästina, Syrien oder Arabien. An einen einzigen Baal konnten die Deutschen nicht glauben. Sie gewahrten vielmehr auf der Erde Spiel und Gegenspiel, ein gewisses, fast constitutionelles Gleichgewicht der Kräfte, welches eher jene Weltauffassung begünstigen musste, die zwischen Vorausbestimmung und freiem Willen die Mitte sucht.

Wir nannten die alten Deutschen ein Volk von Grundbesitzern, Bauern und Kriegern. Neben ihnen steht aber noch ein zweites grosses Element: die Frauen. Gerade sie spielen in Andachtsfragen eine grosse Rolle, und wenn der Krieger mit einem starken Gotte in der Brust in die Schlacht ging, so war es eine milde Göttin, zu welcher die Frau und Mutter in Haus und Familie um Schutz und Hilfe flehte. Das nun war Cäsar's Gottheit des Mondes, die von Tacitus genannte Nerthus, die grosse Erdmutter.

Der Gott des waltenden Geistes und der Gott der Tapferkeit und Ehre einigen sich im obersten Punkte, und sie konnten umsomehr zusammenfliessen, je weniger die Kunst den Göttern schon bestimmte Umrisse gegeben hatte, je freier daher geistiges Schauen, Ahnen sich bewegen konnten. So mag es kommen, dass im alten Glauben Wodan und Donar oft schwer voneinander zu trennen sind, dass beide sich vertreten können und je nach der Verschiedenheit der Völkerschaft, bald der Eine, bald der Andere im Vordergrunde steht. Als Einzige ist in dieser Hinsicht die Göttin der Erde bevorzugt, daher denn auch ihr Bild und ihre Bedeutung von den alten Schriftstellern besser erkannt und mit mehr Liebe und Klarheit in die Gegenwart übertragen.

Uebrigens wird bei Darstellung des Glaubens der Germanen Eines nicht genug berücksichtigt. Für das

wirkliche Leben hat die Persönlichkeit der Gottheit, zu welcher gebetet wird, oft nicht die Bedeutung, die man ihr zuweilen beimisst. Viel wichtiger, aber freilich auch viel schwerer zu erfassen, sind Ziel und Kraft des Glaubens und die Wirkung des letztern auf die Lebensführung in Haus, Gemeinde und Völkerschaft. So ist, um nur Eines zu nennen, das ganze Recht der Deutschen in Krieg und Frieden auf den Glauben an eine überirdische Leitung der Welt und an Unsterblichkeit aufgebaut.

Neben jenen genannten drei Gottheiten, mit denen gewiss Viele unter unseren heidnischen Vorfahren, und zwar gerade die Weiterblickenden und Welterfahrneren, ihr religiöses Bedürfniss befriedigt fanden, gab es noch, genau wie bei den alten Griechen, eine Reihe von Zwischenwesen. Der Urgrund ihrer Entstehung ist der Mangel der Naturwissenschaften, die für uns manches Räthsel gelöst haben und für die noch bestehenden Räthsel den Weg der Lösung erkennen lassen. Die alten Deutschen suchten sich dadurch zu helfen, dass sie die Flucht und den Kreislauf der Erscheinungen in Einzelkräfte auflösten und ihnen menschliche Gestalten verliehen. So entstanden Riesen, Zwerge, Elben, Nickel u. A. Dazu traten dann noch Ahnen und Heroen und so entstand, neben der ursprünglichen, einfachen Dreiheit, ein Olymp zweiten Ranges, dessen Mitglieder dem einzelnen Deutschen oft näher standen als die Götter selbst, auf welche daher die christlichen Bekehrer gebührende Rücksicht zu nehmen hatten.

Bevor nämlich die Frankenkönige und zumal Carl der Grosse dem Christenthum ihren starken Arm liehen, konnte die neue Lehre in keiner Weise gebietend auftreten, musste vielmehr sehr vorsichtig und milde sein, und zu allerlei diplomatischer Kunst greifen. Bis in's Einzelne hinein ward dies Verhalten von weisen Päpsten geregelt. Papst Gregor der Grosse, aus altrömischer Senatorenfamilie stammend und Erbe von deren Klugheit, gab im 8. Jahrhundert einem Abte, der bei Bekehrung der Angelsachsen thätig war, folgende Vorschriften: „Zerstöret nicht die Tempel, sondern verwandelt sie in christliche Kirchen, damit das Volk an den durch alte Sitte geheiligten Orten desto lieber und eher sich an den Dienst des wahren Gottes gewöhne.“ Die Opfermahlzeiten zu Ehren der deutschen Götter sollten in Mahlzeiten zu Ehren der Märtyrer verwandelt werden. An den Festtagen der Heiligen sollte das Volk sich nach alter Gepflogenheit in Laubzelten lagern, Thiere

schlachten und verzehren, aber unter Anrufung Gottes und nicht mehr der „Teufel“.

In welcher Weise wurden nun diese „Teufel“ ersetzt? An die Stelle des Wodans trat offenbar der Christengott und zwar, ohne dass (auch hier die gleiche Unbestimmtheit!) zwischen der ersten oder zweiten Person der Dreieinigkeit streng unterschieden ward. Für Donar-Her-Ziu aber gab es keinen Ersatzmann in der Religion des Friedens, und so musste man aus der Reihe der Engel und Heiligen die waffenkundigen und siegreichen Kämpfer auswählen, zu welchen unsere Vorfahren, die noch einer Art Muskelchristenthum huldigten, mit Hochachtung und Vertrauen in der Stunde der Gefahr ihren Geist erheben konnten. Das war Michael, der starke Erzengel, von dem die Bekehrer sagten, dass er den Satan in den Abgrund geschleudert habe, dann St. Peter, der einzige Apostel, welcher bei Gefangennahme des Heilands am Oelberge den einzigen, wenn auch bescheidenen Versuch der Abwehr gemacht, während die anderen Jünger, zur grossen Befremdung der Deutschen und zu ihrem entschiedensten Missfallen, ohne Widerstand zusahen, wie der Herr und Meister in Kerker und Tod geführt wurde. Man kennt ja das aus der Tiefe deutscher Empfindung stammende Wort Chlodwig's: „Wär' nur ich mit meinem Langhaarigen damals dabei gewesen!“ Neben St. Michael und St. Peter erscheinen dann rechtzeitig einige christliche Ritter, so St. Georg, der aus dem fernen Kaukasus heranzieht, St. Dionys von nicht minder dunkler Abkunft, ferner St. Martin und St. Florian, letztere beide vermeintlich oder wirklich christliche Krieger im Römerheere, an welche sich dann St. Christoforus, als starker Vertreter und Liebling des arbeitenden, aber deshalb nicht minder wehrhaften und kampffrohen Volkes anschloss.

Aber auch das Gemüth verlangte bei Männern und Frauen seine Rechte. Und so sehen wir die alte Freia, Holda, Perchta in Maria der Jungfrau wieder auferstehen.

Daneben sind dann noch zahlreiche Schutzheilige und Patrone aus der heidnischen Zeit in das Christenthum herübergenommen worden.

Die Form, in welcher die alten Deutschen ihre gemeinsamen Belange pflegten, war die freie Genossenschaft, die Gemeinde oder Gilde. Diese Genossenschaft aber brauchte, um ihr Eigenthum von dem Eigenthume

Anderer zu unterscheiden, einen Titel, einen Vertreter und Schützer. Ohne Zweifel hatten schon die alten Deutschen unliebe Erfahrungen mit solchen Schützern gemacht und gar oft erlebt, dass sich der Patron in einen Herrn verwandelte. Sie wählten daher den Ausweg, sich an Beschützer zu wenden, von denen sie keine Verletzung ihres Rechtes und besonders keine Beraubung des Eigenthumes ihrer Gilde zu besorgen hatten. Das waren nun die Heiligen, die in voller Bedürfnisslosigkeit im Himmel thronten, aber zugleich von dort, vermittelst des Glaubens, das geweihte Gut mit wirksamem Schutze umgaben.

Was sich aus einem solchen Schutzverhältnisse machen liess, das hat am deutlichsten die in den adriatischen Lagunen angesiedelte Gemeinde des heiligen Markus gezeigt. Ursprünglich von Byzanz nach Venedig gewandert, beschirmte der Heilige später seine Gilde gegen Byzanz, und nicht gegen das oströmische Reich allein, sondern auch gegen Kaiser und Papst, in welche beiden Herrschergewalten das weströmische Reich zerfallen war. Um seinen irdischen Thron in der Markuskirche am Markusplatze hat der starke und kluge Apostel durch seine Kinder, die venetianischen Edlen, ein schönes, blühendes Reich aufgebaut, wie das Alles von Gfrörer-Weiss in den Byzantinischen Geschichten klar dargelegt ist.

In der rauhen Zeit des Mittelalters war der himmlische Schutz oft wirksamer und zugleich für die Beschützten minder gefahrvoll als der irdische; wir gewahren daher zeitweilig eine wahre Flucht der Schwachen unter den Mantel der Heiligen, und das ist ein Grund mehr für die überragende Stellung der Kirche im Mittelalter, wie auch für die Zahl und Bedeutung der Schutzpatrone in jener Zeit.

Reiche, Stämme, Länder, Gaue, Gemeinden, Zünfte, Schützengilden u. s. w. hatten ihre Patrone, und haben sie wahrscheinlich schon in vorchristlicher Zeit gehabt. In den Zeiten der Sachsenbekehrung, über welche wir genauere Nachrichten haben, entsagten die Heiden vermittelst der formula abrenuntiationis der Teufelsgilde, unter welchem etwas unzarten Namen offenbar die örtlichen Schutzgeister verstanden sind. Gleichzeitig mit dem Austritt aus der heidnischen erfolgte der Eintritt in die christliche Gilde, die unter einem von der Kirche anerkannten Patrone stehen musste. Der Heilige erhielt — nach dem bezeichnenden Ausdrucke von Justus

Möser[1]) — durch die Anerkennung seitens der Kirche gleichsam Bürgerrecht als Mitglied des christlich-himmlischen Staates und dadurch das Recht, Güter zu besitzen.

Wer waren nun in heidnischer Zeit die Patrone? Aus welchen Reihen waren sie entnommen? Darüber können wir nur Vermuthungen haben. Ohne Zweifel nehmen Halbgötter, Walkyren, Nornen, Flur- und Waldgötter in dieser Zahl einen grossen Raum ein. Daneben aber kommen auch gefeierte irdische Helden, die Heroen der Griechen, in Betracht; besonders wenn sie im Kampfe gefallen sind, erlangten sie durch Aufnahme unter die Heroen eine Art von Unsterblichkeit. Grosse Fürsten, mächtige Heerführer, Gesetzgeber, tapfere Ritter setzten nach Abschluss ihres irdischen Daseins ihr Leben als geistige Patrone fort. So rufen die Geten (oder Gothen) nach einem grossen Siege über Kaiser Domitian ihre Führer zu Halbgöttern (ansis) aus.[2]) Das will wohl sagen, dass diese siegreichen Häuptlinge nach ihrem Tode als Halbgötter angerufen werden durften.[3])

Aus einer nicht viel späteren Zeit (5. Jahrh. nach Christus) bezeugt uns Claudian, dieser in deutschen Dingen sehr bewanderte Dichter, das Vorkommen von zwei Patroninnen der Jagd. Sie heissen Opis und Hecarge, sind Schwestern „entsprossen aus Skythiens Gauen; erstere hoch von Jägern gefeiert, letztere scheu vom Wilde gefloh'n. Im eisigen Nordland haben sie heilige Macht als Götter des Waldes nach Delia's (Diana's) Weisung".[4]) Der Name der Opis kann vielleicht im Namen des Jäger-Patrons „Hubert" nachklingen.

Dass bei einer genaueren Durchforschung solcher religiösen Ueberlieferungen — als den festesten und dauerbarsten von allen — zwar noch dunkle aber jedenfalls weitausgreifende Pfade betreten werden, ergibt sich noch aus Folgendem. Die Opis und Hecarge, des Claudian „skythische Jungfrauen, die im eisigen Nordland heilige Macht besitzen nach Diana's Weisung",

---

[1]) Osnabrück. Geschichte I, S. 239.

[2]) Jornandes, c. 13.

[3]) Heute besteht noch ein einziges Land, wo Halbgötter gemacht werden, nämlich China; dieses merkwürdige Land, welches, nachdem Babylon, Egypten und die classischen Staaten gefallen sind, noch als fossiler Ueberrest in die Gegenwart hineinragt. Im Jahre 1891 wurde vom gegenwärtigen Kaiser von China ein Stattbalter wegen untadeligen Wirkens und besonders wegen seiner Verdienste um die Bändigung eines der wilden Gebirgsströme zum Halbgotte erhoben (nicht blos zum Heiligen).

[4]) Claudian, übers. von Wedekind, S. 216.

erscheinen um fast tausend Jahre früher schon bei Herodot (IV. c. 35) als Opis und Arge. Bei Herodot sind sie „hyperboreische Jungfrauen". Von ihnen erzählen die Bewohner der Insel Delos, dass sie nach Delos gekommen seien auf dem heiligen Wege, auf dem die Hyperboreer ihre Weihgeschenke, die in Weizenhalme gewickelt waren, durch viele Völker hindurch nach Delos sendeten. Dieser Weg ging von den Hyperboreern (an der Ostsee?) zu den Skythen, von diesen durch Vermittlung vieler Nachbarn zum Adriatischen Meere, dann nach dem heiligen Dodona, und von dort über den Malischen Meerbusen nach Euböa, Tenos und endlich nach Delos. Auf diesem Wege also seien Arge und Opis „zugleich mit den Göttern" (Apollo und Artemis, die bekanntlich in Delos geboren sein sollten) auf Delos angelangt und hätten auch von den Göttern eigene Ehren erhalten, dass sie nämlich von den Frauen gepriesen und angefleht und ihnen Opfer dargebracht werden. Auch sei ihre Grabstätte auf Delos bei dem Heiligthum der Artemis. Das sind also griechische Schutzheilige in bester Form, und zwar stammen sie von den Hyperboräern, jenem hochangesehenen Volke des Nordens, das die Skythen zu Nachbarn hat und mit Dodona und Delos alte religiöse Beziehungen pflegt.

Aber auch noch von einigen anderen germanischen Halbgöttern thut Claudian Erwähnung. Er redet nämlich den römischen Feldherrn Stilicho, einen Vandalen von Geburt, vor seinem Kriegszuge über die Alpen also an:

„Stark mag dann als Schild Dich Thomas immer beschirmen,
Mag in den Krieg ausziehn Bartholomäus mit Dir!
Mag Barbaren am Sturm auf Alpen der Heiligen Hilfe
Dann abhalten und Dir Stärke Susanne verleih'n!"[1])

Zu Anfang des 5. Jahrhunderts dringen also schon deutsche Gottheiten in das Römerheer ein, und umgekehrt muss sich der Heerführer von deutschem Stamme schon Patrone mit undeutschen Namen gefallen lassen. In Bartholomäus mögen wir Wodan erkennen, wer aber unter Thomas und Susanna verborgen sein kann, ist dunkel.

Gleichwohl lässt sich vielleicht für Thomas eine Spur entdecken. Nicht die Geschichte, aber die Legende bietet sie, und zwar die Legende der östlichen Länder. Im westlichen Deutschland ist nämlich der heilige Thomas

---

[1]) Claudian, Lob Stilicho's, übers. von Wedekind, LXXVII.

hauptsächlich wegen seines zeitweisen Zweifelns bekannt, und die katholische Kirche hat ihm, vielleicht wegen dieser Kleingläubigkeit, den kürzesten Tag (21. December) als Gedenktag eingeräumt. Allein ganz anders lebt Thomas in den österreichischen Ländern. In Mähren kommt er in der Mitternacht des 20. December auf feurigem Wagen auf den Kirchhof gefahren, wo ihn alle Todten seines Namens erwarten. Sie scharen sich um ihn und sein weithin leuchtendes Kreuz, empfangen seinen Segen und sinken wieder in die Grüfte hinab. Zugleich erscheint St. Thomas als glänzender, segenspendender Erntegott. Man sieht daher, wie der vandalische Thomas (Stilicho's) mit dem mährischen Thomas in Bezug auf Macht übereinstimmt. Damit aber noch nicht genug, lässt die Legende den heiligen Thomas unter allen Aposteln in die weitesten Fernen wandeln, er ist vorzugsweise der Bekehrer von Ostindien.[1]) Als die Portugiesen, als erste Europäer nach Alexander von Makedonien, zu Ende des 15. Jahrhunderts nach Indien kamen, fanden sie daselbst, wirklich oder angeblich, die sogenannten Thomas-Christen, die von diesem Apostel bekehrt sein sollten. und im Hinblick auf die beabsichtigte Eroberung Indiens und die Herrschaft daselbst, stellten die Portugiesen den heiligen Thomas als Landespatron von Portugal auf. Denken wir uns nun die ganze geschriebene Geschichte von Portugal verloren, so würde die Thatsache, dass Thomas Patron von Portugal sei, zuerst „unglaublich" sein; dann, bei Fortschreiten der naturwissenschaftlichen Methode der Forschung, würde man sie „unerklärlich" nennen, und erst spät vielleicht, wenn das Zusammentreffen vieler Thatsachen die erste Thatsache „wahrscheinlich" macht, würde man in dem Patronate des heiligen Thomas über Portugal einen werthvollen „Beweis" für die einstige Herrschaft der Portugiesen über Ostindien erkennen.

Ganz ebenso mag es mit dem vandalischen, ostdeutschen Thomas ergehen. Gewiss ist es nicht der grosse Zweifler, der, nach Claudian's Wunsch, den Stilicho „immer als Schild beschirmen möge", sondern es muss ein Held, ein Heroe, ein Kriegsgott der ostdeutschen Stämme gewesen sein, der heute noch in Mähren im Volke fortlebt, dessen Spuren in der Kirchenlegende nach Indien weisen, von dem also wahrscheinlich Vandalen und Gothen, wie andere deutsche Stämme von Orendel, Züge

[1]) Dr. H. Samson, Die Heiligen als Kirchenpatrone, S. 373.

bis in den fernsten Osten zu berichten und zu besingen wussten. Vielleicht wird einer späteren Zeit der Nachweis gelingen, dass der ostdeutsche Thomas und der thrakische Dionysus sich berühren.

Ich glaubte bei diesem Beispiele etwas ausführlicher sein zu dürfen, um wahrscheinlich zu machen, dass die in der christlichen Lehre und Legende aufbewahrten Spuren des Heidenthums von einigem Nutzen werden können zur Aufhellung der Dunkelheit, die leider in wichtigen Punkten auf der Urgeschichte des grossen deutschen Volkes lastet.

Dass diese Schutzpatrone und Nothhelfer auch schon in der heidnischen Zeit in den Kalender, die Namengebung der Personen und deren Wohnorte u. A. hineinspielen, bedarf keiner weiteren Erwähnung.

Für uns ist zunächst die Frage von grosser Wichtigkeit, wie sich die Herrschaftskreise und Heiligthümer der Götter sowie der Halbgötter verhalten haben? Nach der bekannten Stelle Paul Warnefried's wurde Wodan von allen deutschen Völkerschaften verehrt. Von Donar (Her und Ziu) ist dies nicht in gleicher Weise ausgesprochen und von der Erdgöttin sagen die Quetten, dass ihr ein Theil eines deutschen Hauptvolkes (der Sueven) opferte. Also nicht einmal alle Sueven, geschweige denn alle Deutschen? Hier herrscht also noch grosse Unbestimmtheit. Die Quellen bedürfen daher der Ueberprüfung durch die Thatsachen.

Da es in heidnischer Zeit keine deutsche Nation, sondern nur deutsche Stämme gab, ist eigentlich schwer, an einen Allen gemeinsamen Gott zu glauben. Oder war die Einheit nur eine mehr mechanische, durch Umtaufung der Stammgötter erzielte, wie das etwa infolge der Eroberung oder vielleicht durch einen in Zeiten grosser Gefahr entstandenen Bund geschehen konnte? Dann mochten immerhin die letzten, höchsten Belange auf Wodan vereinigt werden; gegenüber diesem Hauptgotte traten die Stammgötter amtlich in die zweite Reihe, während sie insgeheim und thatsächlich dem Herzen ihrer Anhänger die nächsten blieben.

Etwas Aehnliches muss im alten Persien vorgekommen sein. Bei Istachar am Felsengebirge, welches den Fluss Pulvar begleitet und dort abbricht, befinden sich Inschriften des Darius in verschiedenen Sprachen. In der ersten Inschrift in persischer Sprache heisst es: „Es spricht Darajavas der König: Auramazda (Ormuzd) möge mir beistehen sammt den Stammesgöttern, und

dieses Land möge Auramazda schützen vor feindlichen Kriegsheeren, vor Misswachs und Treulosigkeit. Ein Feind möge in dieses Land nicht kommen, nicht feindliche Heere, nicht Misswachs, nicht Lüge. Um diese Gunst bitte ich Auramazda sammt den Stammesgöttern, dies möge mir Auramazda gewähren sammt den Stammesgöttern." [1]) Hier erscheinen dreimal neben dem allgemeinen Gotte aller Perser die Stammesgötter — sei es die Stammesgötter der persischen oder der angegliederten fremden Stämme oder beider — und sie sind, wie die Inschrift beweist, sogar amtlich in die Reihe der Schutzgötter aufgenommen, welche Darius anruft.

Im alten Deutschland fehlte jener Oberkönig, der den Stammesgöttern ihren Platz in der geistlichen Hierarchie angewiesen hätte. Später that es die christliche Kirche, aber sie that es in ihrer Art und versteckte die alten Götter und Patrone in eine so bunte Vermummung, dass die Zurückführung auf den früheren Stand grosse Schwierigkeiten darbietet.

Prüfen wir, ob wir dennoch einige Spuren von Stammesgöttern finden!

Als die Schweizer mit Max Sforza auf Grund grossen Goldsoldes unterhandelten und die Abgeordneten zu Baden im Aargau tagten, um jenen Bund zu besiegeln, da liessen sich drei starke Schläge hören, wie von unsichtbaren Fäusten auf den Tisch geführt. Dazu berichtet Max Röust: „Es ist eine Sage, dass die drei Männer, die den Bund am Rütli geschlossen, im Selisberger Felsen ruhen und über ihr Volk wachen. Diesen schrieb man die drei Schläge zu." [2]) Die drei Väter des Schweizer Bundes sind bekanntlich mythische Gestalten, aber in der Sage, die Röust erzählt, vertreten sie offenbar das Gewissen des Volkes, welches abmahnt, das Blut der Krieger für Gold an Fremdlinge gegen Kaiser und Reich zu verkaufen. Sie vertreten aber auch den Schweizer Schutzgott, den „alten Gott". Und wirklich beten die im Jahre 1513 zur Schlacht von Novara heranziehenden Schweizer „zum alten Gott und zu Sanct Urs." [3]) Wahrscheinlich war der Kriegsgott Her auch der Alemanen „alter Gott". Oder sollte der hier genannte St. Urs mit dem „alten Gott" Eine Person sein? Oder war St. Urs nur der Patron des Gaues Uri?

---

[1]) F. Justi, Geschichte des alten Persiens. S. 102.
[2]) Ranke, Roman.-germ. Völker S. 302.
[3]) Ranke S. 305.

In Böhmen tritt als eine Art Stammgott der heilige Wenzel auf. Der Name, durchaus deutsch, lautet sonst Wendel, Wendelin (als Frauennamen engl. Quendolen, natürlich als „keltisch" erklärt!) und schein mit dem Namen der Vandalen in Verbindung zu stehen. In aufgeregten Zeiten umzieht das Volk die Bildsäule des heiligen Wenzel in Prag. König Wenzel schlummert, nach Vernaleken, im St. Georgsberge bei Raudnitz als „entrückter Gott".

Wenn die oberdeutschen (schwäbisch-bayrischen) Landsknechte in die Schlacht zogen, warfen sie bei Annäherung des Feindes Erde nach rückwärts über sich, d. i. weihten sich der Gottheit, und brachen in den Ruf aus: Her, Her! Darin wird man wohl die Anrufung des alten deutschen Kriegsgottes, des Her, Er oder Erch erkennen, der sonst auch Hes, Irmen, Tyr, Ziu, Donar heisst und mit Ares, Mars gleich ist, dem insbesondere die Bayern bei dem Wiedereinzuge in ihr Land den heiligen Hain zwischen Regensburg und Abach, Ercklô, weihten.

Dass für die (nach dem Kriege) wichtigste Reihe von Belangen, nämlich für Viehschutz und Fruchtbarkeit der Felder, bei den Bayern der heilige Leonhard (Leard, Lenard genannt) eine wichtige Stelle einnimmt, ist bekannt. Professor Sepp, selbst ein Bayer und wohlvertraut mit dem Wesen des bayrischen Landvolkes, nennt ihn geradezu den „bayrischen Herrgott". In den Zügen, die ihm das Volk verleiht, gleicht St. Leonhard am meisten dem alten Frô, dem Freyr der Schweden, dem Sylvanus der Römer, dem Pan der Griechen. Wenn man erwägt, dass bei den Schweden Freyr ein Name Wodans ist, und ferner bedenkt, dass St. Leonhard bei den Wenden, die in Oesterreich mit dem bayrischen Stamme in so enge Verbindung gekommen sind, von St. Veit ersetzt wird, der letztere aber zugleich auch wendischer Hauptgott ist, so mag dies immerhin für die Annahme sprechen, dass St. Leonhard eine der vielen Formen Wodans ist. Doch heisst das zunächst die Schwierigkeit umgehen, nicht sie lösen. Im Gegensatze zu den späteren Sachsen und Franken steht den Bayern Her-Ziu näher als Wodan, und jedenfalls gehörten einst die Bayern oder doch einer ihrer Hauptzweige, zu jenen Sueven, die zu des Tacitus Zeit die Nerthus verehrten. Das bezeugt der ausgedehnte Kult „unserer lieben Frau" bei Bayern und Deutsch-Oesterreichern. Von allen diesen Gottheiten jedoch trägt kein einziger,

auch St. Leonhard nicht, die Züge eines alten bayerischen Stammgottes.

Sehr beachtenswerth ist die hohe Stelle, die bei den Franken der heilige Dionysius einnimmt. Nach der Legende kam er schon in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts nach dem nördlichen Frankreich und soll im Jahre 282 als Bischof von Paris den Märtyrertod erlitten haben. Die einfache Geschichte des Heiligen erklärt in keiner Weise seine spätere grosse und im französischen wie im deutschen Frankenlande weit verbreitete Verehrung. St. Dionysius wurde zum Patron von Paris erwählt und an seinem Grabe, welchem schon viele Wunder zugeschrieben wurden, legte man die feierlichsten Eide ab. Der eigentliche Bekehrer des nördlichen Frankreichs, der heilige Martin von Tours, wurde von ihm in den Hintergrund gedrängt. Nachdem eine Zeitlang der Mantel des heiligen Martin die Franken in die Schlacht begleitet hatte, ging später die rothe Fahne des heiligen Dionysius (angeblich des Stiftes St. Dénis bei Paris) voraus und das Schlachtgeschrei lautete „St. Dénis et mon Joye". Gegen vierzig Ortschaften sind in Frankreich nach ihm benannt. Ungezählte Kirchen sind ihm geweiht, auch auf deutschem Boden; so zwölf Kirchen im Bisthum Trier, in der Erzdiöcese Köln fünfzehn, im Bisthum Münster neun u. s. w. Dionysius ist auch in die Zahl der vierzehn Nothhelfer aufgenommen. Alles dies deutet auf eine dem Herzen der Franken sehr nahestehende und zwar wesentlich auch kriegerische Persönlichkeit. Nun begegnet es häufig, dass im Gedränge und Dunkel der Zeiten der Bekehrung und im Sinne der Weisung des Papstes Gregor I. die Götter und Heroen der Heidenzeit in christliche Heilige in der Art umgewandelt wurden, dass man den Namen, Sinn und Ziel möglichst festhielt, jedoch Lebensumstände u. s. w. allmälig änderte. Dies festhaltend, will es uns scheinen, als sei Dionysius ein Namensvetter des süddeutschen Ziu und des sächsischen Tio (Tiodute), der im fränkischen Munde als Dis, Tys lebte.[1])

Die Forschung der neuesten Zeit hat den Gedanken einer einheitlichen Abstammung der deutschen Völkerschaften von gemeinsamen Urahnen immer mehr aufgegeben. Auch die Franken, oder richtiger gesagt, der Frankenbund, besteht nicht blos aus den bekannten rheinischen Völkerschaften, sondern auch aus Friesen,

[1]) Mogk, Germanische Mythologie S. 85.

Sachsen, Wallonen und im Norden gebliebenen Römern. Noch dazu muss man immer bei Ereignissen, die sich unfern der Nord- und Ostsee abspielen, das Auge auf die stets zu Krieg und Wanderung bereiten Skandinavier richten. Schon die Bataver waren unmöglich aus einer einzigen Völkerschaft genommen. Fast zweihundert Jahre für Rom kämpfend und, wie Josephus sagt „zum Durchbrechen", d. i. zur Entscheidung der Schlacht verwendet, hatten sie in den beständigen Kriegen grosse Verluste, und brauchten daher ein grosses Ergänzungsgebiet. Obwohl die Schweiz vom 15. bis Ende des 18. Jahrhunderts viel volkreicher war, als das Land der Bataver, bestanden die in Frankreich dienenden „Schweizer" oft nur zur Hälfte aus wirklichen Schweizern. Der Name des Landes gab einem Heerhaufen den Titel.

So wird auch der starke römische Heerkörper, „Bataver" genannt, wohl nur zum Theile aus echten Batavern, sondern auch aus Sigambern, Chatten, Mattiakern, Friesen und wahrscheinlich — wie achthundert Jahre später die „Sachsen" — aus einem nicht unbedeutenden skandinavischen Einschlage bestanden haben. Und da ihnen die lange Berührung mit Rom, der Dienst in den verschiedensten Weltgegenden und der grössere Wohlstand einen weiteren Blick und mehr politische und kriegerische Erfahrung gebracht haben muss, als den meisten anderen deutschen Völkern, so ist anzunehmen, dass „Bataver" (im engeren wie im weiteren Sinne) unter den Franken, in deren Namen sie verschwinden, eine bedeutende Stellung eingenommen haben. Durch sie mag der von einigen Forschern bemerkte, an die blutige Geschichte der Dänen erinnernde Zug einer grausamen Thatkraft in die Jahrbücher der ersten Merowinger gekommen sein, während unter den Karolingern wieder mehr die binnenländischen Deutschen in den Vordergrund treten. Wahrscheinlich haben schon die alten Bataver vor der Schlacht zu Ziu, Tys oder Tyr gerufen, und die Oriflamme auf goldner Stange von rother, grün befranster Seide mit fünf langen Wimpeln und goldner, weithin glänzender Spitze wird wohl nicht, wie die Legende versichert, die Kirchenfahne des Klosters St. Denis gewesen sein, sondern jenes alte Banner des Tys, das den Römern der Kaiserzeit ihre grössten Siege erfocht und insbesondere unter Julian bei Strassburg die Alemanenschlacht entschied.

Wie dem nun sein mag, so liegen in Germanien die Verhältnisse nicht so einfach, wie im alten Perserreiche. Stammgötter mit Sicherheit nachzuweisen, ist uns nicht

gelungen. Dazu ist die Geschichte der deutschen Stämme zu alt, zu verwickelt und zu unsicher, und, wie in so vielen Fällen, muss man sich begnügen, neben einigen greifbareren Spuren die allgemeine Richtung nachzuweisen, in welcher sich Sinn und Gedankengang des zahlreichen, vielgegliederten Volkes etwa bewegten.

Die Neigung, sowohl dem Einzelnen wie auch jedem Interessentenkreise einen Patron zu geben, ist bei den Deutschen entschieden vorhanden.

Die Taufe war wohl schon in heidnischer Zeit der Eintritt in eine Gilde, und die Namengebung war die Ueberschreibung des Täuflings in das Gefolge des Patrons, der ihn im Leben beschützte und dessen tapferes Beispiel sich der Täufling zum Vorbild nehmen sollte. Und hier könnte man noch die Spur von Ahnen entdecken, die zur Erinnerung an Grossthaten zu Patronen geworden sind. Das Forterben bestimmter Namen in den grossen Häusern (wie etwa „Heinrich" in dem Hause Reuss, oder „Egon" unter den Fürstenbergen) deutet vielleicht noch auf solche Auffassungen hin.

Wie der Einzelne, so hatte die Sippe, das Haus, seinen Beschützer.

Justus Möser, dieser Kenner der niedersächischen Vorzeit, der den alten Verhältnissen um anderthalb Jahrhunderte näherstand, als wir, nimmt sogar Hausgötter an, indem er sagt: „Der Hausgott war dem Hausvater unentbehrlich, um seine Person gegen ein zahlreiches Gesinde nothdürftig zu heiligen und sich gleichsam eine Freistatt im eigenen Hause zu schaffen." In den Bauernhäusern der Gegenwart ist die mit heiligen Bildern, geweihtem Laube u. s. w. verzierte Ecke oberhalb des grossen Tisches, woran unter Vorsitz des Bauern die Familie und das Gesinde mahlzeiten, noch als Ueberrest des Hausgottes geblieben. Möser fährt aber weiter fort: „In der Mark waren Grenzgötter, wie jetzt Kreuze und heilige Schnaetbäume, gegen Eingriffe der Nachbarn von gutem Nutzen, weil deren Verletzung sofort den Gottesfrieden stören und den Priester zu dessen Handhabung (und Wiederherstellung) wachrufen musste. Auch trug man einige Markgötter bei einer jährlichen Versammlung auf den Grenzen der Mark herum; in der christlichen Zeit kam der Umzug der Heiligen (niederdeutsch „Heiligentracht", von treken, ziehen) an die Stelle."

Die zahlreichen, auf deutschem Boden gefundenen römischen Inschriften, die den örtlichen Gottheiten huldigen, bestätigen diese Auffassung. Schon im vorigen

Jahrhundert wusste man, dass Denksteine aus Aventicum und Kloten dem Genius des Gaues geweiht waren.[1]) Auf Inschriften aus Gallien wird Bibracte als eine Schutzgöttin (einer Stadt?) genannt.[2])

Dass alle Gilden, Zünfte, Stände ihre Patrone hatten, wurde schon angeführt. In Niederösterreich sind Patrone: für Gärntner (z. B. in Erdberg bei Wien) St. Gertraud, für Schmiede St. Gilgen, für Schiffer Nikolaus, für Weber Martin (wegen des Mantels), für Jäger Hubert und Eustach, für Wundärzte Rochus, für Aerzte Pantaleon, für Rechtsprecher Ivo, und heute noch kommen die Fiakerkutscher Wiens am Tage ihres Schutzheiligen zu gemeinsamer Feier zusammen.

Auch die Länder standen unter Schutzpatronen, wie man aus der späteren christlichen Zeit schliessen muss. Und diese Weihe führt tief in die Vorzeit zurück, denn sie steht in enger Beziehung zu dem griechisch-römischen Paladium und vielleicht auch zu dem Pfahl der Irminsäule und Stock im Eisen der alten Deutschen.

Pausanias, der uns so viele, auf den Glauben und die Weltanschauung des griechischen Volkes bezügliche, wichtige Nachrichten aufbewahrt hat, erzählt: „Es war etwas Geheimes bei den Messeniern; wenn das verloren gehe, sollte Messenien auf immer in Vergessenheit versinken; wenn es aber erhalten würde, sollten die Messenier nach den Weissagungen des Lykus, des Sohnes des Pandion (eines der messenischen Stammhelden) ihr Land mit der Zeit wieder gewinnen. Aristomenes, der diese Weissagungen kannte, holte das Geheime, als es Nacht geworden war, ging an den einsamsten Ort des Berges Ithome und vergrub es dort, nicht zweifelnd, dass Zeus, der Beherrscher des Ithome, und die Götter, welche bisher Messenien beschützten, auch Beschützer des hier Niedergelegten bleiben und nicht zugeben würden, dass Das, was für die Messenier die einzige Hoffnung der Rückkehr wäre, in die Gewalt der Lakedämonier geriethe.“ [3]) Nach heldenmüthigstem Widerstande ward Aristomenes besiegt, Messene zerstört, die leitenden Classen vertrieben. Nach zweihundertsiebenundachtzig Jahren aber, als die Lakedämonier durch die Thebaner die schwere Niederlage bei Leuktra erlitten hatten, schritten die letzteren, um dauernd die Besiegten niederzuhalten, zum Wiederaufbau einer messenischen Haupt-

---

[1]) v. Müller. Schweizergeschichte XVIII. S. 8.
[2]) Bouquet, Zwei Inschriften. S. 24.
[3]) Pausanias IV. c. 20.

stadt. Sie riefen die nach Sicilien, Afrika und anderen Orten ausgewanderten Messenier wieder herbei. Da träumte nun einem der betheiligten Feldobersten von jenem Geheimnisse, das einst Aristomenes in den Schluchten des Ithome verborgen hatte: da wo ein Taxbaum und eine Myrthe stehen, möge er mitten zwischen beiden nachgraben und die alte Frau erlösen, denn sie liege krank, in einem ehernen Gemach eingeschlossen, und sei schon dem Verscheiden nahe. Bei Anbruch des Tages grub man nach und stiess auf eine eherne Urne. In dieser lag eine ganz dünn geschlagene Zinnplatte, zusammengewickelt nach Art der Bücher. Darauf waren geschrieben die geheimen Gebräuche beim Dienste der grossen Göttinnen. Das war das Geheimniss, das Aristomenes hier niedergelegt hatte.

Nicht minder beachtenswerth ist auch die Erzählung von den bei dem Wiederaufbau der Stadt eingehaltenen Förmlichkeiten. Nach reichlichen Opfern wurden Steine gefahren, die Gassen abgetheilt, die Plätze für Tempel und Häuser bestimmt. Nochmals wurden Opfer gebracht und die Götter und Heroen der Messenier und der verbündeten Thebaner und Argiver angerufen. Dann fährt Pausanias weiter fort: „Gemeinsam beschworen sie dann ihre Heroen, zurückzukommen und Mitbewohner der Stadt zu werden, die Messene nämlich, des Triopas' Tochter; dann den Eurytus und Apharcus und ihre Söhne, und von den Herakliden den Kresphontes und Aepytos. Am meisten aber riefen alle den Aristomenes an.“ [1]) Hier sehen wir also die Heroen vereinigt: die Stammmutter der Messenier aus Argos, dann verschiedene Heroen und vor Allen den Aristomenes, ihren berühmten König, der vor fast dreihundert Jahren gelebt hatte und dann unter die Zahl der Heroen aufgenommen worden war.

Das „Geheime“, das sich in diesem Falle als eine Urkunde, wie sie noch heute in Grundsteine oder Kirchenthurmknöpfe niedergelegt werden, gezeigt hat, ist eines jener Paladien, in welchen die alten Griechen und Römer den heiligsten Mittelpunkt ihrer Städte erblickten. In Troja, Argos, Athen wird ein solches Paladium erwähnt. In Rom wurde es im Tempel der Vesta aufbewahrt und war nicht einmal für den Oberpriester zugänglich. Die Paladien waren meist sehr einfache geschnitzte Bilder, alterthümlich und alle von Holz. In

---

[1]) Pausanias IV. c. 27.

Ländern ohne Städte lag, wie wir sahen, der Mittelpunkt im Bannwald und heiligen Haine, und es ist wohl möglich, dass das Wort Paladium mit dem heiligen Pfahle, dem Schwertpfahle, dem Stock im Eisen zusammenhängt.

Der Raub des Paladiums war der Vorbote und Grund der Eroberung einer Stadt. Ihr wurde dadurch der Schutzgott gewaltsam genommen. Man weiss, wie Odysseus und Diomedes das Paladium Troja's entführen. Aber nicht blos Raub, sondern auch Verlockung des Schutzgottes kommt vor, die „evocatio" der Römer. Man bot ihm eine schönere Wohnung und grössere Opfer, und die Aufstellung seines Bildes in Rom bedeutete die Einfügung des Landes in die römische Herrschaft. [1]) Es muss den Römern ärgerlich gewesen sein, dass sie in Deutschland ein Heiligthum des ganzen Volkes und darin das Bild des obersten Gottes nicht finden konnten. So zerstörten sie wenigstens nach Kräften die Mittelpunkte der örtlichen Kulte.

Der Schutz der Götter und Halbgötter wurde übrigens auch bei den deutschen Stämmen oft nach dem Erfolge beurtheilt. Es ist bemerkt worden, dass nach den grossen Siegen Karls des Grossen das Heidenthum im Norden tief erschüttert und durch die Siege der Ottonen endgiltig zum Fall gebracht wurde. Selbst Leire und Roeskilde sollen damals verlassen worden sein. Die christlichen Götter waren als die stärkeren erwiesen. In solchem Falle hatten dann die Bekehrer leichtes Spiel. „Die Franken, als sie das Christenthum annahmen, siegten und erwarben Ehr und Gut; die Römer, die allezeit dem christlichen Glauben wie die Hund widerbellet haben, mussten mit der Haut bezahlen", sagt noch Thurmayr im 15. Jahrhundert. Und noch um 1650, als Franzosen und Engländer die Weltstellung der Spanier untergraben hatten, beschäftigte sich der königliche Rath in Madrid damit, dem heiligen Jakobus von Campostella das Patronat von Spanien abzunehmen, um es der heiligen Theresia zu übertragen; doch blieb man dem alten, ruhmvollen Apostel treu, bis später, da der Prinz von Condé bei Rocroy siegte, man es für nothwendig hielt, ihm den Erzengel Michael zum Collegen

[1]) Das Nähere bei Macrobius; auch Virgil enthält Andeutungen. Das in Rom vorkommende grausame Lebendigbegraben von je zwei Deutschen und Griechen, also Vertretern der beiden Stämme, welche von den Römern, wenn auch aus ganz verschiedenen Gründen, am meisten gefürchtet wurden — Gallus cum Galla, Grajus cum Graja — gehört mittelbar hierher.

und Coadjutor zu geben.[1]) Alle Länder hatten einst ihre Patrone. In Oesterreich hat heute noch jedes Kronland seinen „Landespatron", dessen Wirksamkeit sich freilich darauf beschränkt, an einem gewissen Tage des Jahres gefeiert zu werden.

Von diesen Thatsachen der Gegenwart und einer schon geschichtlich beglaubigten Vergangenheit führt eine ununterbrochene Kette bis in die dunkle Vorzeit; denn die Deutschen waren ein starkes, selbstbewusstes, grosses Volk, welches in seiner festen Geschlossenheit durch unbekannte Jahrtausende fremden Eindrücken keinen allzu grossen Einfluss gestattete.

Gleichwie wir in christlicher Zeit Erzbisthümer, Bisthümer und Pfarreien mit ihren Sprengeln antreffen, die ihre Kathedralen, Dome, Kirchen und Capellen besitzen, so wird es auch in heidnischer Zeit mancherlei Abstufungen unter den heiligen Hainen gegeben haben — Haine der grossen Stämme für sich und ihre abgezweigten Völkerschaften, ferner Gauhaine und Dorfhaine, endlich Haine von Genossenschaften und Orden. Alle diese Haine hatten ihre Schutzheiligen, denen sie geweiht waren. Und so gab es Stamm- und Landespatrone, Gau- und Gilden-Beschützer bis zu den Patronen des Einzelnen, denen der junge Erdenbürger bei der Taufe von den Eltern übergeben wurde oder die er sich später selbst erwählte. Und wenn Möser sagt, dass die Kathedralen (Münster) in den ersten Zeiten der Christlichwerdung blos Heiligen vom ersten Range geweiht wurden und den unterstehenden Kirchen nur Heilige vom zweiten Range erlaubt waren, so nehmen wir diese Unterscheidung auch für die alten Haine in Anspruch.

In der Gestaltung, welche die christliche Kirche, Geistliche und Laien zusammengefasst, auf deutschem Boden genommen, besitzen wir daher ein ausserordentlich beachtenswerthes Material zur Erkenntniss auch der vorchristlichen Zeiten und Zustände.

* * *

Eine andere wichtige Quelle für die Wiederauffindung der alten Haine und Heiligthümer bilden die Ortsnamen.

Wir haben im Früheren schon wiederholt darauf gegriffen, und kehren ausführlicher dahin zurück.

---

[1]) Joh. Müller. Allg. G. VI. S. 10.

Grimm gibt uns als alte Bezeichnungen für heilige Haine und heilige Waldstätten die Worte alah, wih, harug, paro, wang und loh. Geijer fügt noch die Namen auf sal und hög (hag, hagen, hain) hinzu. Damit wird aber die Reihe dieser Worte nicht erschöpft sein.

Nach ihnen hat eine grosse Zahl von Landschaften, Ortschaften, Fluren und Feldstücken ihren Namen erhalten.

Das althochdeutsche haruc wird, nach Grimm, in den Glossen bald mit fanum, delubrum, bald mit lucus oder nemus übersetzt. In dem Ripuarischen Gesetze hat sich harahus als Benennung der Malstätte erhalten. Besonders zur Bezeichnung der grossen, altheiligen Bannwälder scheinen die Worte harug und paro verwendet zu sein. Der hercynische Wald, der als Schutzgürtel der Sueven eine ausserordentliche politische Bedeutung besass und daher sicher unter religiösem Banne stand, wird wahrscheinlicher von harug abzuleiten sein, als von irgend einem „keltischen" Worte für Anhöhe. Auch das „slavische" Arcona auf Rügen ist nichts anderes, als das altdeutsche harug.

Das Wort paro begegnet uns in dem Namen „die Baar", womit zumal die Alemanen gewisse wichtige Quellengebiete und Wasserscheiden bezeichnen.

„Die Baar" ist vor Allem der Bezirk, wo die Brig und Breg, die beiden heiligen Donauquellen, entspringen, und dabei liegt der Ort Donau-Eschingen, wo wir also wiederum die Silbe esch (Ask, Ursprung) begegnen. Auch westlich des Rheins kommt „die Baar" vor, sie begriff dort das Quellgebiet von Saône, Marne und Maas in Lothringen. Beachtung verdient, ob nicht in Béarn im südwestlichen Frankreich und dem Biharer Comitat in Ungarn, welche Quellengebiete der Pyrenäen und Karpathen enthalten, der Name der Baar verborgen ist. Dass die Stromquellen für heilig erachtet und dort Opfer gebracht wurden, bedarf weiter keiner Erwähnung.

Von dem Worte alah, das später besonders für Tempel gebraucht wird, bietet Ala in jenem allezeit wichtigen Engpasse der Etsch ein Beispiel, wo Otto von Wittelsbach das Heer Kaiser Friedrich's I. deckte. Gothen oder Longobarden mögen hier (vielleicht auch im benachbarten Peri) ein Heiligthum gehabt haben. Auf die Holedau (Hallertau), als ein von heidnischen Spuren umwittertes Waldheiligthum macht Sepp aufmerksam. Der Stamm alah mag mit Halle, Saal und Salz sich berühren und Salzburg, Hallein, Reichenhall, Halle an der

Saale mögen ebensowohl Salz- als Kultstätten gewesen sein. Darf man auch an das schwedische Upsala erinnern? Eine niederfränkische (belgische) Ueberlieferung sagt: „Noch leben einige altdeutsche Gottheiten in den Namen der Orte fort, wo sie verehrt wurden, so Mercur in Woensal, Honor (Er) in Eersel, Mars in Roysel. Dass man den Mercur Woen (Wodan) nannte, wurde anderswo gezeigt; Honor steht mit Er (Her) gleich, und dass Mars von seiner Blutfarbe Roy (der Rothe) heisst, wissen Jene, die den dritten Wochentag Roytag nennen." [1]) Aus dieser Stelle scheint die Bezeichnung von sal (abgekürzt sel) am Niederrhein für wichtige Kultstätten hervorzugehen. Salhof ist überdies der Herrenhof, die salischen Franken sind die Herren-Franken, und da die Führung unter den deutschen Stämmen, wie das Beispiel der Semnonen zeigt, einst leichter durch Glauben als durch gewaltsame Herrschaft erlangt ward, so ist nicht ganz abzuweisen, dass die salischen Franken mit den Inhabern des Tamfana-Heilthums, den Marsen, in einem gewissen Zusammenhange stehen.

Was das Wort wih betrifft, so lebt es fort in den bayerischen Ortsnamen Weihenstephan, Weih-Florian und Weih-St. Martin, Weihenmichel, Weihenlinden u. A. Lappenberg erkennt in den englischen Orten auf vich Weihstätten zur Gewinnung von Seesalz. Hier soll jedoch nur auf einige noch nicht bemerkte Ortsnamen aus dem Südosten hingewiesen werden. Es sind dies Göttweih, Budweis und Erdweis, die in Niederösterreich und dem anstossenden westlichen Böhmen ziemlich nahe beisammen liegen. Göttweih wird dem grossen Gotte oder den Göttern geweiht gewesen sein; heute heisst so ein Kloster, das auf einem runden, noch gegenwärtig hainbedeckten Tafelberge liegt — ein von der Natur geschaffener Hochaltar. Budweis mag von Wodan, Erdweis von der Hertha den Namen haben. Die Herleitung erhält volle Bekräftigung durch skandinavische Gleichbilder. In Schweden bezeichnen Odenswi, Fröswi, Thorswi anerkannt Weihstätten von Wodan, Fro und Thor.[2])

Wie der Name Wald, so kommt insbesondere die Bezeichnung Eich, Aich in Betracht. Er bedeutet

---

[1]) Gramaye, Taxandria bei Zöpfl, Die Rolandssäule, S. 159.

[2]) Geijer, Geschichte Schwedens I. S. 101. An dem Vorkommen des Namens Hertha im deutschen Südosten darf kaum Anstoss genommen werden, da nach der Auswanderung von Quaden und Markomanen sich Ostseedeutsche und vielleicht auch Nordgermanen nach Oesterreich herabzogen.

Eichenwald, Eichenhain, und wo man ihm begegnet, betritt man durchweg eine anmuthige Landschaft. Die vielen noch in der Erinnerung lebenden heiligen Eichen waren oft nur späte Ueberreste von heiligen Hainen, so die Donnereiche bei Hofgeismar „hoch über dem Ufer der Edder", welche Bonifacius fällte (i. J. 724), dann die Donnereiche bei Mülhausen in Thüringen, die Staleiche bei Bramstede im Herzogthume Bremen-Verden, die heiligen Eichen zu Romove in Preussen, die noch im Jahre 1226 verehrt wurden, ferner Eichen zu Heiligenbeil, Thorn und Welau, die letztere von einer riesigen Stärke (angeblich 27 Ellen). Thurmayr erwähnt die Eichen bei Regensburg und sagt: „Die alten deutschen Mönche, so sie Druiden nannten, haben nichts Heiligeres als die Eichen, nämlich die alten, geachtet; haben kein Beten, Kirchtag (Kirchweih), Hochzeit oder Feiertag ohne Eichenlaub begangen; unter Eichen sind sie zusammengekommen, das sind ihre Kirchen gewesen, Eichenmistel ward hier geweiht, Salz, Palme, und heiliges Kreuz." Auch Plinius, welcher zwischen Ems und Elbe einen „hercynischen Eichenwald" kennt, sagt von den Druiden, dass sie in Hainen von Wintereichen ihre Opfer verrichteten. Daher denn noch die zahllosen mit Eiche zusammengesetzten Ortsnamen, wie Nieder-Altaich in Bayern, Dreieichenhain bei Frankfurt, Siebenaich bei Schwabmünchen, Maria-Aich bei München, Aich bei Carlsbad, Aich bei Velden am Wörthersee, Aich (czech. Dubkowitz) bei Lobositz auf dem Mittelgebirge mit prächtigem Ausblick auf das Elbethal u. A. Nach Höfler sind etwa die Hälfte der mit Eich genannten Ortschaften in Oberbayern Walfahrtsorte.

Wang kommt besonders bei Alemanen vor und berührt sich mit dem gothischen waggs. Man denke an die Wengern Alp und an Wäggis.

Nach Stämmen, Mundarten und Gepflogenheiten verschieden, mögen noch manche andere Namen für gottesdienstliche Stätten bei unseren Vorfahren üblich gewesen sein. Dahin wären etwa noch haag zu zählen: der berühmte Haag bei Scheveningen mit dem prächtigen Bosch, sowie der düstere Haag bei Königstein-Frankfurt; ferner spil, das mit Gehege, Schonung erklärt wird und wovon unser Kirchenspiel den Namen hat. Dann Garten, ein eingehegter Platz, meist mit Linden bepflanzt, daher Heimgarten, Haingarten; an „Jartentagen" versammelten sich die Vertreter des von Vlämen und Brabantern besiedelten Altenlandes bei Hamburg.

Auch auf die Namen Köthen, Kösen, Kosten, Köstenberg, und aus alter Zeit mons Caesia u. s. w., ist Aufmerksamkeit zu wenden.[1])

Dass die vielen mit „heilig“ zusammengesetzten Namen in der Regel auf alte Weihstätten deuten, ist selbstverständlich. Dahin gehören die zahlreichen Heiligenberge, von denen nur genannt seien: der Heiligenberg (mit Trümmern eines Klosters) bei Heidelberg, der Heiligenberg bei Görz mit Aussicht auf das Meer, berühmter Walfahrtsort; der Heiligenberg Maria Luschari mit dem gewaltigen Wischberg (Wi, weih?) im Rücken und prächtiger Aussicht auf den Grossglockner, Walfahrtsort für Deutsche, Italiener und Slovenen; die heilige Alp bei Trifail in Steyermark, das heilige Gestade am Ossiacher See in Kärnten, das heilige Triesch in der Wetterau (Hessen) u. A.

Endlich muss ich noch auf das Paradies zurückkommen, den berühmtesten aller Haine. Dem Worte begegnet man im Laufe der Zeiten häufig bei den germanischen Stämmen. Wenn Procopius im 6. Jahrhundert von den Paradiesen der Vandalen in Afrika spricht, so gebraucht er dabei vielleicht nicht sowohl ein biblisches als vandalisches, d. h. gothisch-deutsches Wort? Der unbekannte Verfasser (aus Donau-Eschingen gebürtig), der um 1441 einen Pilgerzug nach dem heiligen Lande unternahm, erzählt vom „Paradiese“, einem Garten der Ritter, mit künstlicher Bewässerung. Das „preussische Paradies“ hiess früher die Halbinsel am Wege von Pillau nach Frischhausen in Ostpreussen; Plätze in Nürnberg und Constanz, der Schlossgarten in Stuttgart, ein kleiner Garten in Wien waren nach dem Paradiese genannt. Von Paradiesen reden die Tiroler Hirten und denken sich darunter, von Eiswänden gehütet, liebliche grüne Matten mit mächtigen Zirben und Ahornen.

Doch, es mag sein, dass das Alles nur biblische Erinnerungen sind! Aber man findet auch eine Reihe Ortsnamen, die vielleicht noch aus der Wurzel des Paradieses, d. h. aus der gleichen Wurzel mit ihm entsprossen sind. Diese Namen erscheinen besonders im Südosten des deutschen Sprachgebietes und den angrenzenden Ländern. Parsch bedeutet, nach Arnold,

---

[1]) „Ueberhaupt scheint das Wort kiusa, für kiesen und kühren (erwählen) technisch zu stehen für Annahme jedes einem höheren Wesen gebrachten Opfers.“ Grimm, Mythol., S. 346. Woher kommt „Küster“? Man denke an „Der Guckuk (Wodan) und sein Küster“. Darf auch an das „Land Gosen“ erinnert werden?

Gebüsch oder Gesträuch, und Parschach eine an Busch und Strauchwerk reiche Gegend; der Begriff der Lieblichkeit tritt nicht ausdrücklich hervor, dass er aber bestand, dafür spricht die Anmuth der Orte, die diesen Namen tragen.*)

---

*) Parsch, das hart bei Aigen die freundlichste Haingegend der hainreichen Umgebung von Salzburg ist. In Oesterreichisch-Schlesien liegt Partschendorf mit prächtigen von der Oder bewässerten Wiesen, ein Partsch in Tirol und Pratschin an dem munteren Bilaflüsschen bei Teplitz; endlich ist Parad ein liebliches kleines Bad am Abhange des Matra-Gebirges in Ungarn, deutschen Ursprunges. Vielleicht dürfen auch Parsdorf, Parsberg und Partenkirchen in Baiern hierhergezogen werden. Sogar ausserhalb des deutschen Sprachgebietes begegnet man verwandten Wurzeln und sie dienen regelmässig zur Benennung landschaftlich ausgezeichneter Oertlichkeiten. An einem See bei Wilna liegt Birshi, und J. G. Kohl berichtet: „In Lithauen bildet die Birke selbständige grosse heitere Gehölze, von den Letten ‚behrsen‘ genannt, in denen ein Ruysdael die lieblichsten Durchblicke für seine Gemälde gewinnen könnte; sie gleichen oft von der Natur angelegten Parken.“ Beachtenswerth ist, dass in Wien eingefriedigte Thiergärten „bersen“ hiessen, die Aufseher bersarii, wovon Beermann birsch (fälschlich pürsch, pürschen für jagen) ableitet. An der russisch-polnischen Grenze bei Zmerinka begegnet man dem orthodoxen Walfahrtsorte Poczajow und bei Polangen dem Biruta-Hügel mit berühmter lithauischen Walfahrtskapelle. Im Kaukasus wurde der erste Thiergarten vor nicht langer Zeit im Waldreviere von Borsum angelegt. Endlich treffen wir Partschach bei Zaribrod in Serbien.

Wenn man von Wien südwärts nach dem Semmering fährt, so wird, bevor man nach Gloggnitz kommt, genau die Grenze, wo es in der Landschaft zu „älpeln“ beginnt, von dem Orte Pottschach gebildet. Hier sieht man smaragdne Wiesen, mit Bäumen besetzt, das Laub ist frischer, die Wässer haben mehr Fall, der Hintergrund wird wechselnd und lebhafter, so dass auch der Unerfahrene den Uebergang und den jetzt erfolgten Eintritt in das Vorland des Gebirges sofort empfindet. An diesen Namen reihen sich nun in Steyermark und Kärnten die den Namen Pörtschach führenden Orte

Ist es nun zu kühn, wenn ich diese Namen, oder doch einen grossen Theil von ihnen, mit der milden, freundlichen Göttin in Verbindung bringe, die in Bayern und Oesterreich Perchta heisst?

Der ganze Südosten ist mit dem Kulte dieser Göttin erfüllt. Von ihr reden alte und neue Zeit. In Laibach wurde erst wieder im Jahre 1898 eine römische Inschrift gefunden, welche der grossen Göttermutter geweiht ist.[1] Aehnliche Weihtafeln haben wir aus Triest und Aquileja. Sie gelten der Göttergestalt, von welcher Apulejus[2]) sagt, dass sie von verschiedenen Völkern unter verschiedenen Namen verehrt werde als Göttermutter, Minerva, Paphische Venus, Diana, Proserpina, alte Göttin Ceres, Juno, Bellona, Hecate, Rhamnusia, ihr wahrer Name aber sei Königin Isis. Wie schon diese Aeusserung des Apulejus beweist, reichte die Verehrung dieser Erhabenen von Griechenland und Italien über die Balkanhalbinsel und Südrussland bis

---

der bekannteste darunter das anmuthige Pörtschach am Wörther-See, sämmtlich durch freundliche Lage ausgezeichnet.

Dass Pottschach bei Gloggnitz, Pörtschach bei Feldkirchen mit den vier oder fünf Pörtschach der Ostalpen zusammengehören, ist ersichtlich. Deutsche Namen im Osten tragen ein stark mundartliches Gepräge und wenn sie erst durch slavischen Mund hindurchgingen, erleiden sie oft grosse Veränderungen. Diese Veränderungen festzustellen, ist ebenso wichtig, als die ursprüngliche Schreibart zu ermitteln, da die letztere in den Quellen zumeist auf Grund der ersteren erfolgt ist. In einer Urkunde von Kaiser Otto vom Jahre 965 heisst Pörtschach Wuirzosah (Muchar Archiv für Geschichte, 822), Andere leiten es aus dem Slovenischen porekah „Unter den Bächen“ ab. Im Volksmunde heisst Pörtschach eigentlich „Birtschach“. Die genauere Feststellung vieler dieser Namen steht noch offen; inzwischen wird man kaum tadeln dürfen den Versuch, durch Zusammenstellung auf grösserem Gebiete und durch Beachtung örtlicher Merkmale der Wahrheit näher zu kommen.

An diese kärntnisch-steyrische Gruppe schliesst sich eine mehr bayrische Abtheilung verwandter Namen an. Dem von München kommenden Reisenden verkündet Percha den Beginn des alpinen Vorlandes und die

[1]) Argo, von A. Müllner Nr. 4, Jahrgang 1898, S. 72.
[2]) Apulejus. Metam. XI, 241.

Kleinasien und Egypten. Nördlich davon schliessen sich an: Mitteleuropa (ganz oder theilweise); ferner Skandinavien, England und Theile von Gallien und Spanien. Also ein ungeheueres Gebiet! Die milde Göttin des Heerdes und Hauses war danach fast die erste internationale Göttin, die Spinnerin der ersten gemeinsamen Fäden unter den Völkern. Und, soweit ein schwaches Auge reicht, wird sie, die ihr echtestes, traulichstes und tiefstes Gepräge seit dem 5. Jahrhundert als Maria durch das deutsche Volk erhalten hat, da sie nicht auf dem zersetzenden Verstande, sondern auf dem ewig gleichen Bedürfnisse des Menschenherzens beruht, durch die Blüthe der edelsten Kunst verherrlicht, als unsterbliche Trösterin noch leben, wenn einmal die Naturwissenschaften ihr unerbittliches Werk vollzogen haben werden . . .

Perchta ist zugleich jene Gottheit, die am engsten mit der Natur verbunden ist. Das Schönste in der Natur haben ihr die Sterblichen geweiht.

Nähe des Starnberger Sees. Ein anderes Percha liegt bei Brunecken im Pusterthal, ein drittes an der Raab, ein viertes in Thüringen. In Perschen in der Oberpfalz geht die Sage von den drei Fräulein um (Julius Braun). Perching begegnet man in der Oberpfalz und Perchau zwischen Schiefling und Neumarkt an dem hochromantischen Passe, welcher hier Kärnten und Steyermark verbindet. Soweit mir diese Orte bekannt sind, liegen sie durchaus nicht auf Bergen. Mit Berchtheim bei Würzburg und Perchting bei Starnberg schliesst diese Reihe.[1])

[1]) Gewiss muss bei Berufung auf Ortsnamen zuerst die früheste, überhaupt in geschriebenen Acten niedergelegte Bezeichnung berücksichtigt werden. Aber gleichzeitig ist der im Volksmunde lebende Name, ferner die Mundart, die Oertlichkeit und die Vernunft der Dinge gar wohl in Rechnung zu stellen. Urkunden sind in den verschiedenen Zeiten und Orten sehr verschieden an Genauigkeit. Die frühesten Urkundenschreiber waren oft fremdsprachige Männer, meist Romanen; sie arbeiteten nothgedrungen nach dem Hörensagen und hatten oft Mühe, für die rauhen nordischen Laute die entsprechende schriftliche Form zu finden. Was französische, italienische und slavische Nachbarn aus deutschen Worten zu machen wissen, wird dem Weltkundigen nicht unbekannt sein. Gleichwie daher der lebende Ortsname durch den quellenmässigen, so ist auch umgekehrt der quellenmässige durch den lebenden Namen zu prüfen. Ueberhaupt heisst es auch hier: „Vernünftiges Maassshalten regiert die Welt“. Ich stimme ganz mit den Grundsätzen überein, wie sie Dr. Prinzinger in Salzburg in dieser Richtung wiederholt entwickelt hat. Wer, wie der Verfasser, lange in Grenzländern gelebt hat, der weiss, dass die im alten Deutschland möglicherweise (wann auch nach „Stämmen“ verschieden) in Geltung gewesenen „Sprachgesetze“ stark an Geltung verlieren, sobald man sich den Grenzen nähert, wo die Sprache zuweilen geradezu gewechselt hat und jedenfalls die Mundarten der alten und neuen Ansiedler sich durcheinander schoben.

Wir sahen bereits, dass in dem schönsten Gelände Dänemarks, bei Leire-Roskilde, ein Hertha-See liegt, wie denn überhaupt ein See zu dem von Tacitus geschilderten Nerthus-Kult zu gehören scheint. Sepp sagt geradezu: „Hertha-Seen liegen an den schönsten Punkten Skandinaviens.“ Eine Bestätigung findet diese Bemerkung durch die schon früher erwähnte Thatsache, dass in England gerade Hertfordshire durch landschaftliche Reize sich auszeichnet. Diese nördlich von London zwischen Cambridge, Essex und Bedford gelegene Grafschaft wird von den Flüsschen Lea, Colne, Maran, Rib, New-River, Stort und Gade durchzogen und bewässert; im Norden erscheint eine Hügelkette als anmuthiger Hintergrund der mannigfaltigen, von jenen kleinen Flüssen gebildeten Thäler. Ausgedehnte Wiesengründe, schöne Bäume und Gehölze reichlich verstreut, dazwischen wohlgepflegte Pachthöfe und Landsitze zieren die Gegend. In Hertfordshire liegt Hatfield, der berühmte Landsitz des Hauses Salisbury. Ueberhaupt ist Hertfordshire anerkannt die eigentliche Park-Grafschaft Englands. Sie heisst auch „Herts“ und die Zusammenstellung mit Hertha liegt nahe genug. Damit auch eine innere Analogie nicht fehle, sei erwähnt, dass in Armenien ein Gau des Namens Anaidis bestand, also nach jener Göttin Anaidis (Vanadis, Venus) benannt, die unserer Hertha-Perchta nahesteht. Das ist doch das genaue Gegenbild zur englischen Park-Grafschaft Hertford!

Das bayrische Berchtesgaden hat Mannhardt mit Recht für Perchta in Anspruch genommen. Die Vermuthung ist statthaft, dass die christlichen Missionare und die mittelalterlichen Chronisten, welche ja Geistliche waren, die altheidnischen Namen zu verwischen sich bestrebt haben. Aber Orte und Namen von besonderer, im Volke tiefeingewurzelter Heiligkeit blieben bestehen, da sich das Volk diese nicht nehmen liess; dann begnügten sie sich, ihre neuen Kultstätten dort einzupflanzen; dies sieht man deutlich an Salzburg und dem Berchtesgadner Ländchen, auf deren Erzbisthum und Propstei noch die alten heidnischen Götter von den Berggipfeln herniederblicken. In manchen Fällen wurden die Namen der Orte nur unbedeutend geändert, ähnlich wie noch heute das Volk statt Teufel „Deixel“ u. A. sagt. Allein es gibt ein sicheres Wahrzeichen des Perchta-Kultes im Südosten und das ist die ausgebreitete Verehrung Maria's. „Ein Volk wechselt seine Götter nicht,“ sagt Dr. Sepp mit Recht, und besonders dann, wenn die

Bekehrung zum Christenthum nicht mit Gewalt, sondern durch milde Ueberredung erfolgte, haben die Bekehrten nicht sofort ihr ganzes Innere in das Gegentheil verwandelt, sondern sie behielten das ihnen Liebe und Theuere bei, das in Haus und Flur und Landschaft ausgeprägt und mit dem Lebensgange und Jahreswechsel in Freud' und Leid fast untrennbar verbunden war. Nur der Name wurde gewechselt, und so mag die milde, freundliche mütterliche und jungfräuliche Göttin, deren friedestiftendes Auftreten unter den Sterblichen Tacitus so anmuthend schildert, heute noch als Jungfrau Maria und Mutter der Gnaden unter uns wandeln.

So kommt es denn auch, dass im deutschen Südosten und noch darüber hinaus bei Slaven und Italienern, gerade die anmuthigsten Orte der Vielverehrten geweiht wurden. Schon die Namen verkünden eine gewisse gehobene, fast dichterische Empfindung des Volkes. Wie freundlich klingen die Namen der Marienkapellen: Maria Grün, Maria Schutz, Maria Trost, Maria Friede, Maria Waldrast, Maria im wilden Walde, Maria zu den sieben Linden, Maria Rain, Maria Wörth, Maria Rehkogel, Maria am See, Maria Brunn, Maria Elend (Einsamkeit), Maria Kulm, Maria Einsiedel, Maria Schnee, Maria unter den Sträuchern, Unsere liebe Frau auf dem Felsen — wie viel zartes Gefühl spricht aus diesen Namen! Und den Namen entspricht in den meisten Fällen die Anmuth der Lage. Auf steilen Gipfeln oder auf sanften Höhen, auf Eilanden, unter Baumwipfeln auf stiller Flur, auf zackigen Felsen, über einem See, am Fusse schroff ansteigender Wände oder gar an diese Wände wie ein Schwalbennest angeklebt, in Bergschlünde seltsam eingebettet, in tiefer Waldeinsamkeit und dann auch wieder weit und frei in die Lande oder über das Meer hinausblickend — so begegnen wir diesen Kirchlein. Es wäre ein vergebliches Beginnen, die Reize der Landschaften, wo sie liegen, in Worten schildern zu wollen. Aber bedeutungslos ist keine, und erfahrene Reisende, die in der Welt ihren Pfad selbst zu suchen gewöhnt sind, rathen einfach: wo ein Walfahrtsort ist, und ganz besonders wo eine Marienwalfahrt ist, da findet neben dem Andächtigen auch der Naturfreund seine Rechnung.

Für die starke Stellung der heiligen Mutter im Gemüthsleben der deutsch-österreichischen Stämme sei nur die Thatsache angeführt, dass in Niederösterreich nicht weniger als 140 Kirchen der Jungfrau geweiht sind; dann erst folgen Johann der Täufer mit 61, Peter und

Paul mit 44, Nicolaus mit 39 Kirchen u. s. w. In Kärnten gibt es 74 Marienkirchen, worauf erst St. Martin und Georg mit je 57 und 42 Kirchen folgen. Aehnlich ist es in Altbayern, Steiermark, Salzburg, Kärnten, Tirol und auf longobardischem Boden in Oberitalien, und kaum anders als im deutschen Südosten wird es vor der Kirchentrennung in Norddeutschland, Skandinavien und England gewesen sein. Ein Hauptsitz dieses Kultes lag, nach Tacitus „in einem reinen Haine auf einer Insel des Meeres". Wahrscheinlich ist die Ostsee gemeint. Auch sind die Spuren dieses Götterdienstes noch heute nicht erloschen. Jedem Besucher der deutschen Städte an der Ostsee muss die Thatsache auffallen, dass dort, auch nach der Reformation, Maria eine so grosse Rolle spielt. In Lübeck, Wismar, Rostock, Doberan, Stralsund, Greifswald, Stargard, Kolberg und Danzig stehen Marienkirchen und meist sind es die grössten und ersten Kirchen dieser Städte. Oft befindet sich die Marienkirche neben einer Kirche des heiligen Nicolaus, des Schutzheiligen der Schifffahrt und Schiffer; zu Maria und Nicolaus gesellt sich dann noch als Dritter im Bunde ein kriegerischer Heiliger, etwa St. Georg oder (häufiger noch) der heilige Jakob von Campostella, dessen Ruf durch die Siege der Spanier über die Mauren damals in der christlichen Welt hell erstrahlte. Also St. Nicolaus, ein Ritter und Maria. Dürfen wir in St. Nicolaus eine Wodansgestalt vermuthen, so hätten wir daher in diesen Ostseestädten noch die alte deutsche Dreieinigkeit: Wodan, Donar und Luna wiedergefunden! Von diesen Ostsee-Gegenden, wo bei den Sueven (Angeln, Warnern u. a.) der Nerthus-Kult herrschte, sagt Lothar Bucher: „Die Kirchen in den deutschen Pflanzstätten im Osten sind meist Marienkirchen; denn der Mutter Gottes empfahlen sich die kühnen Pionniere, wenn sie nach Osten zogen (13. und 14. Jahrh.), und ihre milde freundliche Gestalt fand am leichtesten Eingang bei den Heiden, bei Germanen und Slaven, welche die schaffende Naturkraft, den Frühling und Alles, was hold und lieb war in der Natur, unter dem Bilde weiblicher Gottheiten verehrten.[1])

Der Zahl der Kirchen in diesen Städten entsprechend muss auch die Verehrung Maria's dort eine verbreitete und innige gewesen sein. So mag es sich erklären, dass heute noch in Lübecks Kirchen und Kapellen die

---

[1]) Lothar Bucher, Kleine Schriften, 1893, S. 2.

künstlerische Darstellung Maria's so vielseitig hervortritt. Ich kenne keine Sammlung mittelalterlicher Kunstwerke in ganz Deutschland — das einzige München vielleicht ausgenommen — wo die Madonna so oft und vielseitig dargestellt ist, als im Museum in Lübeck, und auch in den noch bestehenden Kirchen und Kapellen hat sich in edlen Darstellungen die heilige Jungfrau behauptet. Ja die alte Nerthus-Maria lebt vielleicht in dem in der Marienkirche aufbewahrten Wahrzeichen der Stadt als „Unsterbliche" noch fort.[1]) Bestätigt sich diese Vermuthung, so würde ich die Insel der Nerthus nicht auf Rügen (wo auch in slavischer Zeit keine weibliche Gottheit verehrt wurde), sondern etwa in dem Winkel zwischen Trave und Schwartau suchen, da wo Alt-Lübeck stand. Der in der oben angeführten Stelle des Tacitus vorkommende Name der Suardones würde dazu stimmen.

Unter den Völkern des Nerthus-Kultes werden besonders auch die Angeln genannt, und obwohl auch unter den Anwohnern der Nordsee die Spuren des Nerthus-Kultes nicht fehlen, so werden es doch gerade die Angeln gewesen sein, welche, anknüpfend vielleicht an frühere nordgermanische Hertha-Verehrung, diese Beziehungen auch nach England hinübergetragen. Lappenberg[2]) hebt hervor, dass in England früh schon viele Nonnenklöster und weibliche Heilige hervortreten, während in Altdeutschland an der Nordsee vor dem 13. Jahrhundert nördlich der Elbe gar keine, südlich aber nur sehr wenige Nonnenklöster nachweisbar sind. Und vielleicht hängt die bei Angelsachsen schärfer ausgeprägte begünstigte Stellung der Frauen mit dem alten Nerthus-Kulte zusammen.

Nerthus-Maria webt aber auch das engste Band zwischen den Sterblichen und der ewigen Natur. In diesem Sinne sagt Höfler: „Die Natur dachten sich die alten Deutschen weiblich . . . in den heiligen Waldstätten wohnte Einsamkeit, Stille, geheimnissvolle Schöpferkraft, das Geheimniss der sich erneuernden, sich fortpflanzenden Welt: Perchta mit dem unschuldigen Kindlein." [3])

Die alten Deutschen waren Kinder der Natur, Kinder des Waldes. Der Grundstock ihres Glaubens war, wie Julius Cäsar und Tacitus wohl erkannten, das innige

---

[1]) E. Höfer, Nord- und Ostsee. S. 190.

[2]) J. M. Lappenberg, Geschichte von England I. S. 188.

[3]) Dr. M. Höfler, Wald- und Baumkult. S. 16 u. 20.

Band mit der Natur, die als reine göttliche Schöpfung sie umfing, trug und erhielt, von der sie ausgingen und zu der sie zurückkehrten, an deren Busen sie erwachten und schliesslich wieder entschlummerten.

Die Liebe zur Natur war zugleich tiefe Andacht, und mit diesen beiden war die Grundlage der Kunst gegeben, denn „wo Natur in reinstem Kreise waltet, umarmen alle Welten sich.“ (Göthe).

Griechen und Deutsche gingen von nahe verwandten Urbegriffen aus. Die Griechen, ohne den nordischen Kern ihres Wesens zu verlieren, nahmen mit südländischem Blute zugleich die ältere Kultur des Morgenlandes auf, gelangten dadurch schon früh zu entwickelterem Gewerbe und Handel, zu besserer Technik, grösserem Kapitale und verfeinertem Geschmacke und wurden so auf europäischem Boden die Begründer gleichsam einer zweiten Natur, der Kunst nämlich. Den Deutschen ist es lange nicht so gut geworden. Ihre geographische Lage erschwerte den Zutritt der Strömungen des milden Südens; die Rauhheit des Klimas und die geringere Fruchtbarkeit des Bodens legten ihnen, solange es keine Maschinen gab, einen harten Kampf um's Dasein auf, und ihre kraftvolle und thätige Art, sowie ihre Centralstellung in der Mitte des Welttheils verwies sie darauf, Geschichte in grossem Stile zu machen und zu — leiden. Spät erst betreten sie das Gebiet der Kunst und haben es bis heute nie so selbstständig, so harmonisch und allseitig beherrscht, wie es den Griechen vergönnt war.

Aber dass in diesem rauhen Volk von Bauern und Kriegern der Keim für Kunst nicht fehlte, das ergibt sich für den halbwegs geschulten Blick schon aus der Art ihrer Ansiedlung — wenn wir bei dem europäischen Urvolke überhaupt von einer Ansiedlung sprechen dürfen. „Ihre Niederlassungen stehen getrennt und zerstreut, je nachdem ein Quell, eine Flur, ein Hain zum Bleiben einlädt.“ Wer fühlt nicht aus dem „einlädt“ und überhaupt der Fassung des ganzen Satzes, das Tacitus nicht ausschliesslich der Zweckmässigkeit, sondern auch dem Sinne für das Anmuthige einen gewissen Einfluss auf die Wahl der deutschen Wohnstätte einräumt? Und wie oft steht heute, nach fast zweitausend Jahren, der neuzeitliche Wanderer vor den deutschen Höfen und fragt erstaunt: wer lehrte den Westphalen seinen breiten Horst zu bauen bei dem Eichengehölz, auf dem weitschauenden Hügel, in der grünen Niederung, als ob es gar nicht anders hätte sein können und als ob es in

unvordenklichen Zeiten schon so gewesen wäre? Und wer gab dem Schweizer, dem Bayer, dem Steyrer, dem Tiroler und Kärntner die Liebe zur sonnbeglänzten Matte unter den hochragenden Wipfeln, die er sorgsam hütet, so dass gerade die ältesten Höfe in der Regel die schönste Lage haben? Oft ist ein Stück Nutzen zu Gunsten der Anmuth geopfert. Im Innern und im Einzelnen nicht immer dem ästhetischen Bedürfnisse des Städters entsprechend, passt doch die Anlage so recht in die Landschaft, ist aus ihr entsprossen und mit ihr verwachsen. Und sind nicht diese Höfe mit ihrem weitgespannten Dache, ihren Firsten und Lauben, den blanken, nelkenbesetzten Fenstern, dem lichten Verputze und dem gebräunten Lärchenkleide an vielen Orten nicht selbst schon kleine Kunstwerke? Und wie rührend fest hält der Alpenbauer an seinem Gärtchen, diesem Stücklein Poesie in der Prosa des kampfgewohnten Daseins! Wie ein milder Frühlingstag im nordischen März blickt bei diesen rauhen Männern die Empfänglichkeit für das Schöne hervor.

In noch höherem Grade gilt freilich das Gesagte von den Andachtsorten. Obwohl die Kirche, da sie Allen gehört, in der Regel in der Mitte der Ansiedlung zu liegen hat, so ist doch überwiegend für sie und den dazu gehörigen Friedhof der beste Platz gewählt. Und erst die Kapellen und die Walfahrtsorte! „Kein Walfahrtsort ist ohne Schönheit“, sagt der erfahrene Heinrich Noë. Wenn heute ein Ausschuss von Künstlern und Kennern berufen würde zur Auswahl solcher Oertlichkeiten, wo Naturschönheit die Andacht unterstützen soll, sie würden, wenn nicht durch geschichtliche Ereignisse eine bestimmte Oertlichkeit gegeben war, kaum andere Punkte wählen, als sie in unvordenklicher Zeit von den deutschen Alpenbauern gefunden wurden. Das ist denn doch ein starker Beweis für den tief im Innern unseres Stammes schlummernden Sinn für Naturschönheit. Als europäisches Urvolk besitzen sie die Eignung zum europäischen Kunstvolk. Sie ruhen im Welttheile auf der letzten, tiefsten Grundlage und empfangen zuweilen geheime Botschaft aus der Wurzel der Dinge und des menschlichen und göttlichen Lebens.

Leichter und rascher gelangen oft die rings um das alte Deutschland liegenden Mischvölker zur Entwicklung der Kunst, zumal die südlichen und westlichen, Italiener und Franzosen, die in ererbtem Bildungsstocke aus classischer Zeit, in milderer Landesart und grösserem

Wohlstande einen Vorsprung besitzen. Die Mitte und der Norden Italiens — jedenfalls nur soweit gegen Süden als der Einschuss deutschen Blutes reicht — zeigen zuerst, im 13. und 15. Jahrhundert, eine klare Erkenntniss der schönen Natur, und als das geeinigte Frankreich unter Ludwig XIV. alle Talente aus den umliegenden Ländern anzog und zu fesseln wusste, sehen wir durch den Pinsel der Gebrüder Dughet, genannt Poussin, sowie durch Claude, den Lothringer, die Natur in ihrer ganzen Herrlichkeit wiedergegeben. Erst dann folgten die Niederländer, um mit Ruysdael einen zweiten Gipfel zu erklimmen.

Aber so oft in dem schicksalreichen Dasein der Deutschen eine freundlichere Wandlung kam und ein Stück blauen Himmels sich zeigt, treten die alten Neigungen hervor, und heute, wo das deutsche Volk wieder zu einer gesicherten Weltstellung und, infolge dessen, zu Wohlstand gelangt, seine eingeborenen Triebe pflegen und ausbilden kann, bricht auch die uralte Liebe zur Natur, zur gütigen Erdmutter, wieder mächtig zu Tage. Diese Neigung ist schon nicht mehr das Vorrecht einzelner Begünstigter, sondern verbreitet sich in Reiselust, Sommerfreude und innigem Naturgenusse über das ganze Volk in allen seinen Stämmen, Bildungsgraden und Classen.

Die Dichter, als geborene Seher, hatten diese Entwicklung vorbereitet:

Erhab'ner Geist, du gabst mir, gabst mir Alles
Warum ich bat.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu geniessen.
Nicht kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihen der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

„Diese Worte des Faust, an den Erdgeist gerichtet — so sagt Alfred Biese, einer der berufensten Kenner des engen Bandes zwischen dem modernen Menschen und der Natur[1]) — offenbarten uns das innerste Wesen unseres modernen Naturgenusses, welcher an Tiefe und Herzlichkeit das Empfinden der voraufgegangenen Jahrhunderte weit überragt. Denn er beruht nicht nur auf der Bewunderung des Naturschönen, sondern auf der

[1]) Aus dem Werke: „Die Entwicklung des Naturgefühls", 1888.

innigen Sympathie, welcher nichts inmitten des Kosmos fremd ist, sondern die das All und jede Einzelerscheinung in der Natur als den Ausfluss desselben Wesens, dem auch wir Menschen entstammen, ansieht und — liebt. So fühlt auch Werther mitempfindend gleichsam das Herz der Natur klopfen und das Leben in ihr pulsiren als ein Echo seiner eigenen Brust und als eine Offenbarung der ewigen göttlichen Liebe, welche die Welt in sich hegt und mit ihrem Walten umspannt: ‚Wenn das liebe Thal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniss meines Waldes ruht und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält! Mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhen, wie die Gestalt einer Geliebten; dann sehne ich mich oft und denke: Ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, dass es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! Mein Freund! Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.“

Während die grossen französischen Lyriker Lamartine und Victor Hugo besonders mit begeistertem Theismus die Wunder der Natur, vor Allem die Erhabenheit des Sternenhimmels preisen und voll Andacht sich in den Anblick ferner Welten versenken, die im unermesslichen Luftraume kreisen, wird der moderne Naturgenuss bei den deutschen Romantikern oft zum mystischen Verschmelzen mit der Natur, zum träumerischen Sichverlieren in's All'. In diesem Sinne lässt Hölderlin seinen Hyperion sagen: „Verloren in's weite Blau, blick' ich oft hinauf an den Aether und hinein in's heilige Meer, und mir ist, als öffnet' ein verwandter Geist mir die Arme, als löste der Schmerz der Einsamkeit sich auf in's Leben der Gottheit. Eins zu sein mit Allem, was lebt, in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren in's All'

der Natur, das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe" ... Und Gregorovius spricht die tiefen Worte: „Dann, in dieser sirenenhaften Stille, wandelt es über das Meer, ein Schein, nicht in Worte zu fassen, ein Geist der Lebensversöhnung ohne Namen".

Wie für Göthe die Natur eine Freundin, eine Trösterin, „ihm vertraulich und heimlich, lieb und innig verwandt", so sagt auch Byron:

> Sind nicht der Fels, das Himmelslicht, die Wogen
> Von mir ein Theil, ein Theil von ihnen ich?

Er weiss sich Eins mit seiner heiligen Mutter Natur, weiss sich Bruder aller ihrer Geschöpfe in Wald und Feld —

> Wo Berge ragten, waren ihm Verwandte,
> Wo Meere rollten, seine Heimatsau'n —

heisst es von Childe Harold; und so bekennt er: „Die gütigste der Mütter ist Natur". Der moderne Geist versenkt sich mit theistischer oder pantheistischer Sympathie in das Leben und Weben der Natur; er legt Alles, was ahnungsreich an Stimmung, an Geist, an Empfinden in seiner Seele ruht, hinein in die ewig gleichen und doch ewig wechselnden Erscheinungsformen:

> Lebt nicht der Berg? der Stern?
> Und sind die Wogen nicht auch beseelt?

Er findet für alle Fragen seines Innern ein Echo, ein Mitempfinden in der umgebenden Natur und sieht im Wandel der Wolken, im Säuseln des Windes, im Branden des Meeres, im Rauschen des Waldes und in dem ruhelosen Blitzen der Sterne ein geheimnissvolles Etwas, dem er sich verwandt fühlt. Aller Naturgenuss beruht auf Symbolik und den Kern derselben bildet die sympathetische Harmonie von Geist und Natur."

Auf diesem Punkt angelangt, blicken wir auch schärfer in die glänzende Zeit deutschen Schriftthums um die Wende des vergangenen Jahrhunderts. Sie war nicht nur classisch, sondern auch volksthümlich, sie war nicht nur eine classische, sondern auch eine deutsche Wiedergeburt (Renaissance), d. i. sie ging in mancher Hinsicht so tief in das Wesen der Dinge zurück, dass sie an die goldne Pforte klopfte, die Griechen und Deutschen gemeinsam war. Jetzt begreifen wir, warum Gedichte wie Schiller's „Götter Griechenlands" die Deutschen in ihrem Innersten erschütterten und erregten: uralte Erinnerungen an den Hain, an den

Pantheismus der Vorzeit wurden dadurch wieder erweckt. Und wenn der grosse Göthe, mit einer Welt voll Denker-Arbeit hinter sich, seinen Faust mit einer Verherrlichung der Madonna, Unserer lieben Frau, beschliesst:

„Jungfrau, Mutter, Königin,
Göttin, bleibe gnädig!"

so sind wir berechtigt, in der Angerufenen nicht nur die bescheidene Mutter des Heilandes von Bethlehem, sondern auch jene edle, gewaltige und dennoch liebe und holde deutsche Gottheit zu erblicken, die sich dereinst als Erdmutter zu den Mühseligen und Beladenen herabneigte, die friedenstiftend und beglückend durch die Fluren zog. Sie wurde vom deutschen Siegervolk, das damals im Abendlande das entscheidende Wort sprach, im 5. und 6. Jahrhundert in die römische Kirche eingepflanzt. Grosse Dichter sind Propheten. Die früheste und die letzte Essenz des Volksgeistes ist in ihnen lebendig und, wie sie ohne Urkunden die Vorzeit verstehen, so giessen sie zeitweise hellen Schein in künftige Jahrhunderte.

Die Freude an der Natur aber, die uns anmuthet wie die Glocke der Heimat, weit entfernt in verschwommene, vereinsamende Träumerei auszuarten, erhöht im modernen Menschen die Freude am Dasein und verträgt sich gar wohl mit kühner und kräftiger That. Das gegenwärtige Geschlecht nimmt in Meer, Berg und Wald sein Stahlbad.

Hebbel ist es, der auf seinem letzten Krankenlager vom deutschen Wald die tief empfundenen, die Stellung des Waldes im altdeutschen Volksleben ahnungsvoll kennzeichnenden Worte sang:

„O wie herrlich ist's zu hausen,
Deutscher Wald, in Deinem Sausen!
Deine holden Dämmerungen,
Segenreich und lieddurchklungen,
Sind wie Tempel, fromm erbaulich
Und wie heim'sche Herde traulich.

Wunderbar belebtes Schweigen!
Aus dem Laube, aus den Zweigen
Blickt mit Augen, himmelblauen,
Jene Schaar der weisen Frauen,
Die den gold'nen Faden spinnen
Und auf holde Märchen sinnen.

Alles schweigt und Alles singet,
Alles träumt und Alles klinget,
Strauch und Felsen haben Seelen,
Blumen, Vogel, Quell' erzählen,
Auf der Halde, aus der Grotte
Lispelt Liebe, spricht's vom Gotte.

Ruhe, voll Erhabenheiten
Unnahbare Einsamkeiten,
Füllet ruhelose Herzen,
Wieget ein die lauten Schmerzen.
Ziehet ein, wo Einer banget,
Wo ein Gram nach Ruh' verlanget."

Derselbe Wald aber, der die Andacht weckt und dem Unglücklichen, Beklommenen, ja dem Sterbenden Trost spendet, war auch, geschichtlich betrachtet, die Quelle der Kraft und — die Schlacht im Teutoburger Walde beweist es — die Wiege der deutschen Freiheit.

Deutschlands zarteste Geister, deren Feingefühl schon fast bis zum zweiten Schauen — der Engländer nennt es second sight — gesteigert ist, haben das innige Empfinden für den Wald ganz ebenso wie Deutschlands erste Staatsmänner und Kämpfer, wie Stein, Bismarck und Moltke. Annette von Droste Hülfshoff, von ihrer Heimat sprechend, sagt merkwürdig tief:

„wo meiner Kindheit Linde stand".

Bismarck gebrauchte einmal den Vergleich, das deutsche Volk liege, schwer und daher friedenstiftend, inmitten Europas „wie ein Eichenklotz"; von ihm ist auch das Wort überliefert: „mir war's vergönnt, meinen Namen in die Rinde der deutschen Eiche einzuschneiden, zu dauernder Erinnerung", und als das Ende seiner Tage nahte, da meinte er: „am liebsten denke ich mir meinen Sarg unter den Wipfeln der deutschen Eiche". Ein ebenso grosser Baumfreund wie Bismarck war Moltke, ja er soll sich gelegentlich in einer Weise geäussert haben, die auf den mystischen Glauben an die Möglichkeit oder die Hoffnung, mit seinen Pflanzungen über das Grab hinaus in Verbindung zu bleiben, schliessen lassen.[1]... Hiermit ist der Kreislauf unserer Darstellung geschlossen. Gibt es eine stärke Begründung für Alles, was im Vorhergehenden über die Stellung der Haine und Wälder im deutschen Leben gesagt wurde, als diese Anschauung Moltke's?

Haine rücken allmählich wieder in das Bewusstsein des Volkes ein. Sie ergänzen oder ersetzen die Denkmale der grossen Männer. In Berlin besteht ein Humboldt-Hain. In Plauen im Vogtlande wurden ein Kaiser Wilhelm-Hain, ein Bismarck-Hain, ein König Albert-Hain angelegt.

---

[1]) Sidney Whitman (übers. von Dr. W. Henkel) „Aus deutschem Leben", Hamburg 1896.

In Wiesbaden ist der neue Friedhof im Haine errichtet — wie in der Urzeit.

Als langlebende Zeugen bestimmter freudiger Ereignisse in Haus und Heimat werden wieder Bäume gepflanzt. Ein Reis, in die Erde gesenkt, begleitet zuweilen die Geburt eines Kindes. Sedan - Bäume und Bismarck-Eichen wachsen an vielen Orten heran. Als der König und die Königin von Italien im Jahre 1897 die Kaiserin Friedrich zu Kronberg besuchten, pflanzten sie zum Abschiede zwei immergrüne Bäume in die Erde. Der gleichen Sitte beginnt man in den deutschen Siedlungsländern, England und den Vereinigten Staaten, zu begegnen. In England hat der Marquis von Harcourt einen ganzen Freundschaftshain angelegt.

Bäume als Erinnerung und wohl auch als Vertreter liebgewordener Menschen — stammt der Gedanke nicht auch aus den alten Hainen und Heiligthümern?



Buchdruckerei Ludwig Schönberger, Wien, I., Stadiongasse 5.

Erlebt — Erwandert.

III.

Blicke auf die Entstehung der Ostmark

und

Karl der Grosse als Neubegründer des deutschen Volksthums.

Von

Dr. Alexander von Peez.

> Unsere Pflicht ist Arbeit, unser Recht freie Forschung, unser Lohn Feststellung eines Körnchens Wahrheit, unsere Hoffnung Erkenntniss. Eimer.

WIEN 1902.
CARL KONEGEN
Opernring 3.



Karl der Grosse als Neubegründer deutschen Volksthums.

I. Einleitung.

Völker entstehen und erwachsen nicht blos, sondern sie werden auch gemacht, ja dies „Machen“ ist der Gipfel der Staatskunst. Das Volk hat dafür ein feines Gefühl und bezeichnet jene Fürsten, welche die Grundlage zu mächtigen Völkern und Staaten legten, mit besonderen Beinamen. Sie werden „Stifter“, „Gründer“ oder kurz „Grosse“ genannt. Sie sind Schöpfer neuer Welten mit selbständigem Leben; ihr Wirken geht unendlich weit über die eigene Lebensdauer hinaus: von Sterblichen geboren ein Unsterbliches! Krieg allein führt nicht zu diesem Ziele. Pyrrhus, Pompejus, die Khane der Mongolen, Skanderbeg, Karl XII. von Schweden haben viele ruhmreiche Siege erfochten, doch mit ihrem Dasein waren auch die Früchte ihres Lebens dahin. Aber Alexander von Makedonien (trotz seines kurzen Lebens), Cäsar, Alfred von England, Karl der Grosse, Kaiser Otto I. und in neuerer Zeit Peter I. und Katharina II. von Russland, Friedrich II. von Preussen, Maria Theresia, Kaiser Wilhelm mit seinen Paladinen waren nicht blos Sieger, sondern auch Stifter, und wenn Krieg und Sieg ein starkes Mittel in ihrer Hand war, wodurch sie gleichsam den letzten glanzvollen Strich unter die Rechnung setzten, so liegt doch der Schwerpunkt darin, dass sie durch Staatskunst den Sieg als ein Natürliches vorbereiteten, und, wenn er errungen war, ihn festlegten und durch Stählung des Volksgeistes sowie Ansammlung staatlicher und wirthschaftlicher Macht zu einem Quell

und Ausgangspunkte neuer Erfolge ausgestalteten. Das, was die Unwissenschaft gerne als „Glück“ bezeichnet, fesselten sie durch weise Massregeln dauernd an die Fahne ihrer Volksgenossen, indem sie den letzteren durch Angewöhnung an Einigkeit und freiwilligen Gehorsam die Ueberlegenheit über die mitwerbenden Völker verschafften.

II. Verpflanzung von Völkern als staatliches Machtmittel.

Unter den staatsmännischen Mitteln, diese relative Ueberlegenheit hervorzubringen, stand allezeit die Stärkung des eigenen Volkskörpers und die Machtverminderung der Nachbarn obenan. Und der wirksamste Behelf zu diesem Ziele war die Verpflanzung. Wenn es galt, das eigene Volk durch Aufnahme frischer oder bildungsmässig und wirthschaftlich höher stehender Elemente zu festigen, oder aber unbequeme Nachbarn zu entfernen, sie aus wichtigen Stellungen in unwichtige zu verweisen, kräftig gebliebene Besiegte zu zersetzen oder mit neuen Gegnern zu umwickeln, mitwerbende Völker zurückzudrängen, dagegen aber dem zuverlässigen, eigenen Stamme einen freien Raum für Ausbreitung und Entfaltung zu sichern, — war überall die Verpflanzung die durchgreifendste, in den meisten Fällen die einzig wirksame Massregel.

Grosse Könige waren daher im Alterthume grosse Verpflanzer. Babylonier, Assyrer, Meder, Perser pflegten ganze Völker zur Auswanderung zu zwingen und in die freigewordenen Sitze andere einzuschieben. Durch babylonische Herrscher sind Phöniker, wie berichtet wird, von den Inseln des persischen Meerbusens nach Syrien, und, von Perserkönigen umgekehrt Egypter nach Susa und Kolchis, Milesier an die Mündung des Tigris und Böotier nach Ecbatana versetzt worden. Auch die „Gefangenschaft“ der Juden war nur eine solche Verpflanzung. Von Philipp von Makedonien, dem Vater Alexanders, äussert Justinus, er habe die Völker versetzt „wie die Hirten ihre Heerden“. Sehr scharf und klar kennzeichnet Justin auch die Art dieses Vorgehens, indem er sagt: „Einige Völker (wahrscheinlich die ganz zuverlässigen untermischt mit unzuverlässigen) stellte Philipp just an der Grenze den (andersstammigen) Feinden gegenüber, andere siedelte er in ganz entfernten Gegenden an (wo keine Verbindungen mit den Feinden zu fürchten waren); eine Anzahl Kriegsgefangener (offenbar die Unverbesser-

lichen) vertheilte er in Städte hierhin und dorthin, und so bildete er aus vielen Volksstämmen und Völkerschaften Ein Reich und Ein Volk."[1]) Neben Alexander war also Philipp der erste Stifter Makedoniens; auf Philipps Schultern steht Alexander, der das staatliche Uebergewicht der Makedonier, welches Philipp auf der Balkanhalbinsel geschaffen, mit Hilfe der griechischen Cultur auf dem viel grösseren Schauplatze Vorderasiens fortsetzen wollte, jedoch wegen Kürze seines Lebens (33 Jahre) und seiner Regierung (13 Jahre) ein gewaltig angelegtes, aber kaum begonnenes Werk zurückliess.

Starke und rücksichtslose Verpflanzer waren die Römer. Man kann behaupten: ihr Reich ward durch Waffen und Ansiedlungen geschaffen. Ansiedlungen römischer Bürger inmitten fremder Gemeinden wiederholten im Kleinen die Herrscherstellung des Reiches unter den Völkern der Erde; die Ansiedler wurden Patricier, Herren; vom Mutterlande stetig gestützt und gepflegt, wurden die Colonien der Römer ebensoviele Keime des Verderbens für die fremden Völker, als Quellpunkte rascher Ausbreitung ihres eigenen Volksthums. Durch solche Pflanzstädte wurden Campanier, Volsker, Latiner, Lukaner, Samniten, Bruttier, die Gallier in Oberitalien wie die Gallier in Frankreich erst zertheilt, dann zersetzt und endlich römisch gemacht. Widerstand steigerte nur die List des Vorgehens sowie die Stärke und den Umfang der angewendeten Mittel. Das griechische Volksthum ward zerfasert, das Phönikerthum in Karthago vernichtet. Von Cäsar wurden die Eburonen, von Trajan die Daker ausgetilgt. Trajan, Probus u. A. schoben die Völker wie Spielmarken hin und her; sie führten zahllose Schaaren von Deutschen nach Gallien, der Balkanhalbinsel und Kleinasien, und umgekehrt Italiker, Gallier, Kleinasiaten (besonders Galater) und Syrer nach Pannonien, Norikum und den anderen, unter römische Herrschaft gekommenen Gegenden an Donau und Rhein. Der Typus des südlich des Pfahlgrabens lebenden deutschen Volkes trägt manchen Orts heute noch die Spuren der Kreuzung mit den von den Römern aus Gallien, Italien und anderen Ländern herbeigeführten Stämmen. Halb freiwillig und halb gezwungen erfolgte unter Augustus die Versetzung des kraftvollen und gefürchteten Volkes der Sigambern aus ihrer freien, rheinisch-westfälischen Heimat auf das linke, unter der

[1]) Justinus, VIII, c. 5 und 6.

Römerherrschaft stehende Ufer. Probus und Valentinian besiedelten Nordengland mit Deutschen als Grenzern gegen Schottland, auf welche ferne Zeit vielleicht die heute noch wahrnehmbare Verwandtschaft nordenglischer Mundarten mit dem Deutschen zurückgeht. Ueberzeugend ist der Beweis geführt worden, wie aus dem Durcheinander und Nebeneinander der schachbretartig angesiedelten Völkertheile im alten Dakien (Rumänien und Siebenbürgen) der Sieg des Lateinischen, als der Sprache der bevorrechteten Ansiedlergruppen, des Heeres, der Verwaltung und des Verkehres hervorgehen musste.[1]) Die Herrschaft des Lateinischen in Oberitalien, Gallien und Spanien ward in der Hauptsache durch Verpflanzungen bewirkt, was am klarsten aus der Thatsache folgt, dass nicht die römische Staatssprache, sondern die Bauernsprache die Grundlage der späteren romanischen Sprachen geworden ist.

Dem Beispiele der Römer folgten die Deutschen. Sieger im Kriege, blieben im Frieden ihre Erfolge weit hinter den römischen zurück, weil es ihnen am unfehlbaren Staatsbewusstsein, an der ausgebildeten Verwaltung und den reichen Mitteln der Römer gebrach. Doch finden wir schon sehr früh, schon bei der Besitznahme der eroberten Römerlande eine sehr richtige staatsmännische und strategische Würdigung der Wohnsitze des herrschenden Stammes. In der Thatsache, dass Chlodwig nach der Schlacht bei Zülpich (496) die mächtig anschwellenden Alemanen vom unteren Main und dem Mittelrheine scheuchte und fernhielt, ist die Absicht zu erkennen, jenen wichtigen Landstrich, den West-Schlüssel zu Deutschlands Gauen, für den fränkischen Stamm vorzubehalten. Den Alemanen-Schwaben wies er ihre heutigen Wohnsitze an.

Ungefähr gleichzeitig war Theodorich, der kluge Herrscher der Ostgothen in Italien, auf Sicherung der Alpenpässe durch Anpflanzung zuverlässiger Landsleute bedacht. Er vertheilte Heerschaaren der Gothen im Alpengebirge (per saltus alpium) und stärkte ihre Niederlassungen durch Burgen. Procop (II, 28) spricht von einer grossen Zahl tapferer Krieger, die Theodorich als Wächter der Pässe in jene befestigten Orte gelegt habe, und erwähnt ausdrücklich, dass diese Gothen mit Weib und Kind kamen, um sich dauernd in den Alpen niederzu-

---

[1]) Zeuss. Die Deutschen, S. 263, Anm.

lassen. Auch Cassiodor (Var. III, 48) spricht von Gothen-Siedelungen in der Umgegend von Trient.

Alles urbar gemachte Land in Mitteleuropa hatte damals schon seine Bewohner und auch Wald und Haide hatten ihre Eigenthümer. Alle Ansiedlungen aus dem Willen der Völker stiessen auf die grössten Schwierigkeiten und bedurften überall der Zustimmung der Herrscher. Dafür ein Beispiel. Mit den Longobarden waren Sachsen nach Oberitalien gezogen. Als diesen die Longobarden nicht die gewünschte Sonderstellung gewährten, zogen sie bis Ostthüringen zurück. Dafür brauchten sie die Erlaubniss der Frankenkönige und mussten die Verpflegung auf dem Zuge durch Gallien bezahlen. Als sie die alten Sitze erreichten, kam es zu Streit und Kampf mit Thüringern und Schwaben, die inzwischen von einem Frankenkönige dort angesiedelt waren. (Wietersheim-Dahn I, 15.)

Hier hören wir denn auch von schwäbischen Ansiedlungen im nördlichen Mitteldeutschland durch den König der Franken.

III. Verpflanzung durch Karl den Grossen. Ihre politische Begründung.

In weit umfassenderem Massstabe, auch darin ein wahrer Nachfolger der Römer, machte jedoch Karl der Grosse von dem Mittel der Verpflanzung Gebrauch, und es scheint, als ob dabei ein tieferer Plan, als man ihn sonst bei den deutschen Edlingen jener Zeit voraussetzen darf, seinem Vorgehen zu Grunde lag.

Es war nämlich die Zeit vom 6. bis 9. Jahrhundert eine Zeit grosser Gefahr für das deutsche Volk. Die deutsche Eroberung, die nach Niederwerfung der Römer im Fluge das südliche Europa gewonnen und bis Afrika ihre kecksten Wellen vorgetrieben hatte, war im 6. Jahrhundert zum Stehen gekommen. Ja, es hatte an Rückschlägen und Rückschritten nicht gefehlt. An den Mauern von Byzanz waren alle Stürme der Germanen gescheitert. Der Ostpfeiler des Römerreiches hielt fest und zwang die Gothen, sich vom Osten nach dem Westen, von der Balkanhalbinsel und Kleinasien nach Italien, Gallien und Spanien zu wenden. Da sammelte sich das alte Byzanz zum Angriffe und nahm unter Justinian von Neuem die Politik des Tiberius auf: die Deutschen zu entzweien und deutsche Söldner zu kaufen. Justinian tödtete die Deutschen durch Deutsche, und alle-

zeit gaben sich Deutsche zu diesem brudermörderischen Beginnen her. So erlagen die Ostgothen in Italien und die Vandalen in Afrika, und als dann zu dem alten Todfeinde in Ostrom noch neue starke Gegner, die Avaren in Ungarn und die Araber in Spanien, sowie die Nordmannen hinzutraten, da schien nicht nur der Untergang der in den eroberten Ländern des Römerreiches errichteten Throne deutscher Fürsten besiegelt, sondern auch das in der Heimat zurückgebliebene, jedoch durch lange Kriege und durch Auswanderung eines grossen Theiles des Adels wie der unternehmendsten und rüstigsten Mannschaft geschwächte Stammvolk in seinem Dasein bedroht. Da aber kam die Rettung. Es ist das welthistorische Verdienst der Franken, dass sie die furchtbare Gefahr erkannten, die deutschen Stämme theils friedlich, theils mit Gewalt einigten und auf solche Weise eine Macht schufen, die in Verbindung mit den kirchlichen Gewalten die von Ost, West und Nord drohende Gefahr abzuwenden und die abendländische Cultur zu schützen und zu erhalten vermochte.

Die fränkischen Könige Karl der Hammer, Pipin und Karl der Grosse, entnahmen aus dem düsteren Schicksale der Ostgothen und Vandalen, dass die Stellung der deutschen Eroberer als einer Aristokratie mitten unter romanischem Volke keine Dauer verspreche und früher oder später den Machenschaften von Byzanz oder den Waffen der ringsum drohenden Feinde erliegen werde, wenn es nicht gelang, eine grosse und in sich gefestete Centralmacht zu schaffen. Und die konnte, nach damaliger Lage der Dinge, nur eine deutsche Macht sein. Ob sie daher wollten oder nicht, sahen sich die Frankenkönige vor die Aufgabe gestellt, im westlichen Gallien das deutsche Element zu stützen und insbesondere als Hauptmacht auf dem Boden des alten Deutschland die unter sich verfeindeten Stämme zu einigen. So haben die Franken, indem sie ein grosses, internationales Frankreich schufen, zugleich für die Zukunft ein starkes, geschlossenes deutsches Reich vorbereitet.

Am klarsten erkannte diese Nothwendigkeit Karl der Grosse. Seine Absicht war nicht auf Entstehung eines deutsch-römischen Mischreiches, wie es die Gothen in Italien und Spanien versucht hatten, sondern auf entschiedene Herrschaft der Deutschen gerichtet. Nicht blos auf deutschen Adel, sondern auf das geeinigte deutsche Volk gedachte Karl sein Reich zu gründen. Ob er an die Verdeutschung der romanisch gebliebenen Theile

Galliens dachte? Da der ganze Adel (der fränkische, burgundische, westgothische) deutsch war; da ferner der Norden Frankreichs, sowie fast die ganze Seeküste (mit Ausnahme der Provence) deutsch waren, so mochte ein solcher Plan wohl durchführbar erscheinen, und, ohne die überwiegend romanische Geistlichkeit und die Schwäche von Karls Nachfolgern wäre er wahrscheinlich gelungen. Jedenfalls suchte Karl Frankreich und Deutschland auf das Engste zu verknüpfen. Wohl mit solchen Zielen im Auge, wählte er seinen Hauptwohnsitz zu Aachen, zwar auf deutschem Boden, aber schon im Uebergangsland. Eine kräftige Verwaltung, gute Finanzen, eine gehorsame Geistlichkeit standen ihm zur Verfügung. Politische, kirchliche, wirthschaftliche Hebel wusste er weise zu gebrauchen. Gute Strassen und Posten dienten ihm. Seine Pfalzen, Herrschaftssitze mit grösseren Gutswirthschaften, 127 an der Zahl, bildeten gleichsam die Knotenpunkte des Netzes seiner Verwaltung, und seine Sendgrafen gaben seiner Regierung in einer Zeit ohne Telegraph und Eisenbahn eine Art Allgegenwart, die erst in neuester Zeit wieder erreicht worden ist. Aus Gallien schöpfte er am reichlichsten die erforderlichen Geldmittel, aus Deutschland aber, der alten Kriegerheimat, seine Soldaten. Am nächsten standen ihm selbstverständlich seine fränkischen Landsleute. Als Westdeutsche hatten sie in vielhundertjährigen und theilweise sehr engen Beziehungen mit den Römern gestanden — man denke an die Batαver — hatten viele Bildungstheile angenommen, während sie gleichzeitig vermöge ihrer Mittelstellung am Rhein und Main zu allen anderen deutschen Stämmen Uebergänge besassen und Verbindungen pflegten. Karl wusste sich aller Völker und Stämme klug zu bedienen. Er selbst war von einem hochgebildeten Italiener, Peter von Pisa, trefflich erzogen. Der Angelsachse Alcuin, der Alemane Erich, Markgraf von Friaul, der Erzbischof Arno von Salzburg, ein Baier, und sein Schwager, der gewaltige Schwabe Gerold, waren seine besten Freunde. Aber am meisten bediente er sich naturgemäss der Franken. Ueberwiegend wird er von dort seine Heerführer und Beamten genommen haben. Seine Pfalzen werden wohl zumeist mit Franken, die zugleich mit der römischen Landwirthschaft vertrauter waren, besetzt gewesen sein. So kamen schon zahlreiche Franken an alle jene sorgsam ausgewählten, bedeutsamen Punkte, wo Karl Pfalzgüter besass. Es ist ausdrücklich bemerkt worden, dass Karl aus den Leitern dieser Ansiedlungen seine besten Rath-

geber zur Regierung der so eigenwilligen deutschen Stämme zog. Mit dem zweiten, kaum minder wichtigen Element, den Geistlichen und Klöstern, wird es ähnlich gewesen sein, nur dass hier eigentliche Romanen eine grössere Rolle spielten. So wurde bei Baiern, Schwaben, Sachsen, Friesen und Thüringern die einheimische Organisation — soweit man von einer solchen sprechen darf — gelockert und das Reich als Ersatz dafür hingestellt. Ein stets schlagfertiges Heer, eine mächtige, gross gedachte auswärtige Politik stählte und erhob alle Reichsgenossen.

Eine solche Politik, die im deutschen Volksthume ihre Grundfeste erkannte, forderte grosse Schonung auch der nichtfränkischen, deutschen Stämme, und, wie schon Chlodwig den Ruf der Alemanen: „Schone, Sieger, dein Volk", verstanden und erhört hatte, so erwies sich Karl der Grosse vertrauensvoll gegen Schwaben, Alemanen und Thüringer und nachsichtig gegen Baiern, deren Treue wiederholt bedenklich geschwankt hatte. Gewaltsam und grausam war er nur gegen die ganz Unversöhnlichen, also die noch im Heidenthum gebliebenen sächsisch-friesischen Völkerschaften.

IV. Verpflanzung von Sachsen und Friesen; auch von Lombarden.

Es ist nicht richtig, wenn man dem Franken Karl eine Stammfeindschaft gegen die Sachsen zumuthet. Zu keinem anderen deutschen Stamme hatten die Franken so viele verwandtschaftliche Beziehungen, als zu Friesen und Sachsen. Aber ein in sich geschlossenes, von den christlich gewordenen Franken scharf getrenntes, dagegen mit Skandinaviern verbündetes Heidenthum konnte Karl vor den Thoren seines Reiches nicht dulden. Wie richtig er dabei sah, haben die verheerenden Raubzüge und die verzweifelten Stürme gezeigt, die unter Karls Nachfolger, Ludwig dem Frommen, von den Normannen her über Deutschland und Frankreich fegten. Endlose, unabsehbare Kämpfe, von byzantinischer List angezettelt und mit byzantinischem Gold genährt, mussten die Folge sein, wenn an der Seite des Drachen der Normannen auch noch das schwarze sächsische Ross gestanden hätte! Die Schliessung der tiefen Kluft zwischen den heidnischen Sachsen und den christlich gewordenen deutschen Stämmen war sowohl für Karls grosse Pläne, wie für die Zukunft Deutschlands eine Nothwendigkeit, und so

kam es zu den furchtbaren Sachsenkriegen, die mit kurzen Unterbrechungen einunddreissig Jahre lang dauerten (772—803).

Sie erforderten sieben Heereszüge. Der Krieg von 783 währte allein zwei Jahre, er endete mit Unterwerfung und Bekehrung Wittekind's und seiner Anhänger im Jahre 785. Als aber diese Bekehrung sich als Täuschung erwies, die sächsischen Grossen immer noch nicht ruhten, sie vielmehr die Avaren durch Abgesandte zu Einfällen in Deutschland aufreizten, mit Arabern in Beziehung traten, mit Dänen einen Bund schlossen und im Jahre 793 unter den ärgsten Verwüstungen von Neuem losbrachen, da hielt Karl die gewöhnlichen Mittel für erschöpft und er griff zu jener grossen Massregel — der Verpflanzung.

Bezeichnenderweise stammen die ersten Nachrichten über umfassende Verschickungen von Sachsen aus dem Jahre 794. Die Zeittafeln von Lorsch berichten zum Jahre 794: Karl unterwarf die Sachsen und versetzte den dritten Mann von ihnen ins Frankenreich. Ebenso sagen die Tafel von Fulda (Pertz, I, 351): Die Sachsen wurden unterworfen und der dritte Mann verpflanzt. So geschehen nach dem Siege bei Sintfeld. Diese Uebersiedlungen erfolgten nicht nur unmittelbar nach Abschluss des Friedens, sondern dauerten auch noch später eine geraume Zeit lang fort. Die Zeittafeln von Hildesheim berichten zum Jahre 797: Karl verpflanzte Franken nach Sachsenland und führte die Sachsen hinweg mit Weib und Kind, das ist den dritten Mann. Zum Jahre 799 wird berichtet: Karl vertheilte zahlreiche Sachsen mit Weibern und Kindern in verschiedene seiner Länder und vergab das Land an seine Getreuen, an Bischöfe, Priester, Grafen und andere Vasallen. In Einhard's „Leben Karls des Grossen" (c. 7) wird erwähnt, Karl habe von beiden Elbeufern zehntausend Sachsen mit Frau und Kind nach Gallien und Deutschland versetzt und hier und dort in mannigfacher Weise vertheilt. Die hier ausgesprochene Ziffer erscheint jedoch geeignet, eine falsche Vorstellung zu erwecken. Die Verschickungen müssen viel, viel grössere Massen in Bewegung gebracht haben. So heisst es denn auch an anderer Stelle in Einhards Annalen zu dem Jahre 804, dass er alle Sachsen, die jenseits der Elbe und im Gaue Wihmodi wohnten, mit ihren Angehörigen über das fränkische Reich vertheilte und die freigewordenen überelbischen Gaue seinen Verbündeten überliess!

Etwas ausführlicher berichtet über dies Ereigniss eine Nachricht zum Jahre 804: Karl hielt in Lippspringe

eine allgemeine Versammlung der Franken ab. Von da rückte er durch Sachsen und schlug ein Lager auf in Holdonstat. Hier erschienen auch die Fürsten der Slaven. Nachdem deren Angelegenheiten geordnet und Beschluss darüber gefasst war, setzte er den Trasiko als König über sie. Von da schickte er Heeresabtheilungen durch die verschiedenen Theile Sachsens und riss sowohl das treulose Volk jenseits der Elbe als die in Wihmodi, welche durch mancherlei Anschläge das Volk der Sachsen vom Wege der Wahrheit abgekehrt hatten, von ihren Sitzen los, liess sie sammt Weib und Kind mit Gottes Beistand nach weisem Plane auf verschiedenen Wegen aus Sachsen bringen und vertheilte sie, ohne dass sein Heer den geringsten Verlust erlitt, durch Gallien und andere Theile seines Reiches.

Hiernach führte Karl zunächst die gesammten überelbischen Sachsen, also die Bewohner des östlichen Holstein und vielleicht auch noch der angrenzenden Länder Meklenburg und gewisser Theile von Pommern und Brandenburg aus ihrer Heimat weg und versetzte sie „mit Weib und Kind“, unzweifelhaft auch mit Fahrhabe (Vieh) „durch Gallien und andere Theile seines Reiches.“ Man beachte das „durch“, welches auf vereinzelte, wahrscheinlich schachbretförmige Ansiedlungen deutet.

Da der Gau Wihmodi (etwa das heutige Vieland?) nordwärts von Bremen lag, so ist dadurch erwiesen, dass auch Anwohner der See, wahrscheinlich Friesen, das Schicksal der Sachsen getheilt haben, ja, da diese Bewohner von Wihmodi als Anstifter der Unruhen bezeichnet werden, so ist anzunehmen, dass gerade Friesen einen Haupttheil der Verschickten bildeten.

Wie ferner die Zeittafeln von Lorsch zum Jahre 799 und 802 erwähnen, wurden Sachsen an die Bischöfe von Constanz, Basel, Augsburg, Würzburg und an den Abt von Reichenau vertheilt, während umgekehrt fränkische Bischöfe, Priester und Grafen mit ihren abhängigen Dienstleuten in das sächsische Gebiet wanderten.

Diese Massregeln Karls wurden niemals nach ihrem vollen Umfange gewürdigt. Die älteren Geschichtsforscher, wie Eccard, Gensler und Ideler, kamen sogar der Wirklichkeit näher, als viele neuere; Ideler sagt, die Verpflanzung unterjochter Völkerschaften habe zu Karls System gehört. In neuerer Zeit spricht Inama-Sternegg, welcher in seiner „Wirthschaftsgeschichte“ (I, 209) diese Verhältnisse am richtigsten würdigt, von einer „Kleinen Völkerwanderung“, die Karl damals ins Werk gesetzt

habe; er verweist auch auf umfassende Besiedlung des vielen Waldlandes, das der König als herrenloses Land für sich und die Gemeinschaft in Anspruch nahm.

Dass aber die Verpflanzungen Karls des Grossen sich nicht blos auf sächsische und friesische Volkstheile bezogen, lässt sich aus folgender Stelle (Fragmenta Annal. Franc. apud Canis. II, S. 2, zum Jahre 796) schliessen: Nachdem er (Karl) Treviso, Friauls Hauptort, und die übrigen am Aufstande betheiligten Städte erobert hatte, vertheilte er ihre Bewohner durch das fränkische Reich. Die hier erwähnte Verpflanzung betraf also eine longobardische oder vielleicht schon longobardisch-romanische Bevölkerung, und die Kürze der Mittheilung scheint auf eine schon allgemein bekannte Gepflogenheit Karls gegenüber Aufständischen hinzudeuten. Wohin die Auswanderer aus Friaul geführt wurden, theilen die Quellen nicht mit.

Ebensowenig berichten sie, welcherlei Ansiedler Karl an die Stelle der Verschickten nach Friaul verpflanzt hat. Dass es Deutsche waren, ist gewiss. Der Name des bei Treviso gelegenen Ortes Castelfranco deutet auf Franken. Aus ihrer Wurzel mögen die meist hochgewachsenen, sehnigen Männer stammen, die jetzt als „italienische Arbeiter“ überwiegend die Eisenbahnen und Canäle Mitteleuropas bauen. Jedenfalls ist nach dem Gesagten urkundlich für Angehörige von drei deutschen Stämmen, nämlich für Sachsen, Friesen und Longobarden, die Verpflanzung durch Karl den Grossen sichergestellt.

Auch die mündliche Ueberlieferung hat allezeit von diesen Verpflanzungen Kenntniss gehabt. Namentlich von Sachsen. Und dies wieder am bestimmtesten in Betreff des sächsischen Ursprunges der Bewohner von Sachsenhausen am Main gegenüber von Frankfurt. Die Nachbarschaft der beiden nur durch den Main geschiedenen Orte, in deren Namen sich die beiden Stammnamen wiederfinden, mag zur Erhaltung dieser Ueberlieferung das Meiste beigetragen haben.

Allein die wenigen urkundlichen oder mündlich überlieferten Nachweise über die Verpflanzung von Sachsen, Friesen und Lombarden entsprechen keineswegs dem wirklichen Umfange, den die unter Karl dem Grossen und seinen Nachfolgern zumeist aus dem Norden und dem schon dichter bevölkerten Nordwesten Deutschlands und den Niederlanden kommenden Auswanderungen gehabt haben. Es brauchen dies durchaus nicht blos gewaltsame Verschickungen gewesen zu sein. Ging

es den Verschickten gut, gediehen sie in dem neuen Lande und kamen von ihnen günstige Berichte in die alte Heimat, so mag — genau wie im 19. Jahrhundert nach Australien und Sibirien — der freiwillige Auswanderer dem gezwungenen zahlreich gefolgt sein, wobei immerhin eine planmässige Leitung auch dieser freiwilligen Auswanderung durch die Regierenden nicht ausgeschlossen ist. Beide Arten der Auswanderung sind selbstverständlich heute nicht mehr zu trennen. Ebenso ist kaum mehr festzustellen, ob nicht schon ältere Vorgänger Karls, zumal Karl der Hammer und Pipin, in die Vertheilung der Bevölkerung eingriffen, oder ob nicht auch nach Karl dem Grossen gewisse Ansiedlungen von den Ottonen oder Saliern bewirkt wurden. Darauf kommt es auch bei dieser unserer Untersuchung, die weniger auf Sicherstellung geschichtlicher Daten, als auf Völkerkunde zielt, nicht an. Jedenfalls stand Karl der Grosse beiweitem im Vordergrunde. Von ihm reden die leider so knappen Quellen, seiner Staatskunst entsprach diese Massregel am besten, und er besass die Machtfülle und die Mittel der Durchführung am reichlichsten. Erwägt man diese Thatsachen und zieht man namentlich die politische Weltlage mit den daraus entspringenden Nothwendigkeiten in Rechnung, so erscheint uns die örtliche Bewegung der deutschen Bevölkerung unter Karl dem Grossen viel bedeutender als die Quellen erkennen lassen und als die bisherige Annahme lautet, ja, der grosse Kaiser zeigt sich dann mit Wahrscheinlichkeit als der starke Leiter und Führer, welcher wieder gutzumachen suchte, was die sogenannte „Völkerwanderung" in Betreff Deutschlands verschuldete; er stellt bis zu einem gewissen Punkte die natürlichen Grenzen Deutschlands wieder her, drängt die den auswandernden deutschen Völkerschaften gefolgten Slaven, Avaren und Dänen zurück, besetzt die wiedergewonnenen Gebiete mit einer aus verschiedenen deutschen Stämmen gemischten Bevölkerung und tritt mit seinen über weite Theile des Frankenreiches und besonders des Ostfrankenreiches, d. i. Deutschlands, gebreiteten Verpflanzungen wahrhaft als der Neubegründer des deutschen Volkes hervor.

V. Planmässigkeit dieser Verpflanzungen, besonders bei fränkischen Ansiedlungen im späteren Oesterreich.

Für diese Auffassung lässt sich ein bedeutsamer Grund geltend machen, nämlich die hohe Planmässigkeit

und der landeskundige und zugleich kriegskundige Scharfblick in der Vertheilung der Ansiedlungen an die strategisch und politisch wichtigsten Oertlichkeiten.

Besonders gilt dies vom deutschen Südosten. Hier, im Donauthal vor Allem, lagen die Zugänge und Pforten, durch welche Deutschlands uralte Feinde, die Turanier, nach Deutschland einbrachen (siehe Karte I). Wenn heute ein erfahrener Feldherr die Stellen auf der Landkarte bezeichnen wollte, wo das südöstliche Mitteleuropa geschützt und gesichert werden muss, so wird er den Finger auf die von Karl gewählten Stellen legen. Und demnach finden wir gerade dort auch Ortsnamen, die den Namen der Franken oder Sachsen (zuweilen auch der Friesen) tragen und die wohl überwiegend auf Karl den Grossen zurückgehen. Die späteren Verwüstungen der Magyaren haben diese Organisation erschüttert und verwischt, aber doch nicht ganz zerstören können. Bei den Siedlungen Karls des Grossen stehen wichtige Stromthäler, Gebirgsengen und Pässe im Vordergrunde. So werden die Ufer der Donau und der Drau, ja auch der Save, durch fränkisch-sächsische Siedlungen geschützt, da diese Thalungen die bequemsten Zugänge bis in das Herz Süddeutschlands für Turanier und Slaven boten. Diese Niederlassungen reichten weit nach Osten, sie sind bis zu dem, von den byzantinischen Geschichtschreibern „Frankochorion“ genannten, neuen „Frankenlande“ zwischen Donau und Savemündung bei Essegg vorgestossen, einer Vormark deutscher Herrschaft, die den byzantinischen Kaisern jedenfalls viel zu denken gab. Ob jene Kette deutscher Niederlassungen, die sich durch das Marchthal nach Schlesien hinauf zog, um auch dort an der Oder und Betschwa die Pässe nach Osten zu schliessen, auf Karl den Grossen zurückgeht, bleibe dahingestellt. Sicher aber ist, dass ganze Gruppen von Siedlungen in Kärnten, Krain, Tirol, Friaul und Istrien die leichtesten Pässe nach Italien und den Zugang zum Adriatischen Meere zu sichern bestimmt waren.

Die gleiche Planmässigkeit ist bei der Auswahl der Ansiedler für die einzelnen Niederlassungen zu erkennen. Seinen Franken wies Karl im Südosten mit Vorliebe geschlossene, leicht zu vertheidigende und zugleich fruchtbare Gelände an, um hier sich festzuwurzeln, zu vermehren, für Kriegsfälle bei der Hand zu sein. Durch Franken werden die wichtigsten Pässe besetzt oder Gegner, deren Vereinigung man fürchtete, getrennt und hartnäckige Feinde von zuverlässigen Bevölkerungs-

gruppen umfasst und unschädlich gemacht. Sachsen finden wir in minder gedeckten, mehr offenen Oertlichkeiten oft hart vor dem Feinde angesetzt. Zuweilen trifft man neben der sächsischen eine fränkische Ansiedlung, wie wenn beide durch gemeinsame Gefahr sich vereinen und durch gemeinsame Interessen verschmelzen sollten. Den Friesen fiel hinwiederum eine mehr friedliche Aufgabe zu, sie waren Kämpfer gegen Sümpfe und Ueberschwemmungen; ihre Sache war es, mit dem Spaten in der kundigen Faust, lockere Ufer zu festigen, Fluten abzudämmen, den Ablauf der Gewässer zu regeln und überschwemmte Fluren in Bauland und Wiesen zu verwandeln. Indem sie für sich selbst sorgten, veredelten sie das Land.

Dass auch die übrigen deutschen Stämme Ansiedler an die südöstlichen Marken abgaben, ist selbstverständlich, doch scheint für sie nicht ganz die gleiche Planmässigkeit gewaltet zu haben. Thüringer gingen mit den Franken. Alemanen und Schwaben hatten mehr die Richtung nach Süden, und die Schweiz und das westliche Tirol mögen lange Zeit hindurch ihrem Bevölkerungsüberschusse genügt haben; später findet man auch sie reichlich in Oesterreich als Ansiedler thätig. Baiern stellte wohl als Nachbarland die Hauptmasse der Einwanderer, die überdies noch aus älterer Zeit übriggebliebene Stammverwandte hier antrafen. Jedoch finden wir sie nicht, wie die Franken, an den politisch und strategisch wichtigsten Punkten. Darin scheint sich eine gewisse Vorsicht Karls gegenüber dem Baiernvolke auszusprechen, was freilich nicht hinderte, dass im Laufe der Jahrhunderte das Volk der Baiern im Südosten (Oesterreich) nach Mundart und Sitte das Uebergewicht erlangte.

Von den Niederlassungen der Franken im Südosten reden die Quellen nicht, da man die Ausbreitung des herrschenden Volksstammes, wie es scheint, als etwas selbstverständliches betrachtete. Auch die Sachsenwanderung erscheint ja in Schriften, nur im Gefolge der Schilderung der Sachsenkriege.

VI. Wohin wurden Franken, Sachsen und Friesen von Karl dem Grossen versetzt? Gallien.

Fragt man nun nach den Gegenden, in welche Karl die aufständischen Sachsen und Friesen versetzt hat, so wird in den Quellen „Francia“ genannt. Das kann nun

wohl nichts anderes bedeuten, als „Frankenreich“, d. h. Länder, die nicht gerade von Franken bewohnt, aber jedenfalls von ihnen beherrscht wurden. Aus der Angabe „Francia“ ist also sehr wenig zu entnehmen. Etwas deutlicher, wenn auch freilich noch unbestimmt genug, ist die Bezeichnung „Gallien“ und „Deutschland“. Gallien wird als Ziel der Verpflanzung zweimal genannt. Unter diesem Ausdrucke kann ebensogut das Land westlich vom Rheinstrome, als auch westlich der Ardennen und Vogesen gemeint sein; zur Zeit Karls des Grossen spricht die Wahrscheinlichkeit für das letztere, und es wäre demnach anzunehmen, dass sächsische Verschickte auch im inneren, überwiegend romanisch gewordenen Neufrankreich (Neustrien)[1]) angesiedelt wurden.

Zur Ermittlung solcher sächsisch-friesischer Volkstheile ist noch wenig vorgearbeitet worden. An solchen Untersuchungen haben die Franzosen selbstverständlich kein Interesse, und deutsche Forscher standen allzulange unter dem Banne des französischen Uebergewichtes und „keltischer“ Meinungen. Doch fehlt es nicht an Spuren des Deutschthums in Gallien, die sich namentlich an der Seeküste bemerklich machen. Es muss eine Zeit gegeben haben, wo die französische Küste von Dünkirchen bis in die Gegend von Bordeaux überwiegend mit deutschen Ansiedlungen besetzt war. In der Vendée leben heute noch die Bewohner der Niederung in einem schroffen Gegensatze zu den Bewohnern des hügeligen Oberlandes. Zwischen beiden besteht eine gewisse Abneigung, und das deutet meist auf Stammverschiedenheit. Die Bewohner der Niederungen heissen Maraichins; dass dieser Name deutschen Ursprunges, ist klar, vielleicht bezeichnet er Marschenbewohner. Am besten erhalten ist der germanische Stamm auf der Halbinsel Bouin im Westen von Nantes, ihre Bewohner werden geschildert als hochgewachsen, blond, ungezwungen, offen, zutraulich und freiheitsliebend. Sie sind zwischen ihren vielen Wasserläufen zu Hause wie die Friesen, verstehen die Kunst des Salzsiedens und bedienen sich zum Uebersetzen von kleinen Flüssen und todten Armen des Klubenstocks, der bekannten friesischen Springstange. Der Krieg der Vendée gegen das Gleichmachen und die Herrschsucht des Convents zu Ende des 18. Jahrhunderts gleicht ganz den Kämpfen der Stedinger oder der Dithmarschen für ihre alten Freiheiten. Auch der Name des besten Führers

---

[1]) Wahrscheinlich „Westrich“, Westreich.

der Bewohner der Vendée, in den Kriegen gegen das revolutionäre Frankreich, Chatélinau, ist deutschen Ursprungs (Hessling, Asslinger?), wie auch der Name des Landes selbst, denn Vendée (Wendei) bedeutet Grenzland, letztes und äusserstes Land. Vielleicht ist in der Vendée und Niederbretagne das alte „Sachsenufer“ (litus saxonicum) zu vermuthen, denn Friesen und Sachsen haben gerne ihre Ausdehnung längs der Küsten gesucht, wo sie ihren heimischen Gewohnheiten leicht anzupassende Landstriche fanden, die sie regelten und aus denen die Festlandsbewohner nichts zu machen wussten. Die vielen Ortsnamen deutschen Ursprungs, die im Nordwesten Frankreichs in überraschender Zahl auftreten — Auray in der Bretagne, berühmter Walfahrtsort, ist ganz das friesische Aurich, Josselin (Gossling), Quiberon (Weihbergen), Questembert (Westenberg), Insel Quessant (Weissand), Burgblanc (Weissenburg), Pleyben, Hanvec, Broons, Landeben, Huelgoat (Wolgast?), Baud (Wald), Mont d'Arrée (Haardt), Angers (Engers), Fluss Aschenau und andere — deuten auf ein verbreitetes Deutschthum in diesen Gegenden. Nach Thierry sprach man noch im 10. Jahrhundert zu Bayeux in der Normandie sächsisch; dort niedergelassene Normannen blieben lange fremd. Die Einheimischen hatten den sächsischen Kriegsruf „Thor aide“ (Thor hilf), nicht aber „Dieu aide“, wie die Normannen die Schlacht eröffneten.

Eine merkliche Verstärkung empfangen diese Andeutungen durch den Nachweis einer ziemlich ausgedehnten sächsischen Ansiedlung in den Ardennen, ein Nachweis, der in jüngster Zeit Herrn Dr. Seelmann in Bonn gelungen ist.[1]) Hier zeigte sich wieder einmal sehr deutlich, dass Buchforschung durch Landforschung ergänzt werden muss. Seelmann hat in den Ardennen, die man bisher von besonders „keltischem“ Volk erfüllt sich dachte, ein noch heute deutlich erkennbares niedersächsisches Volksthum nachgewiesen. Um Florenville, Chiny, Bouillon, auf der ganzen Hochebene der Ardennen im engeren Sinne bis hinter Neufchateau fast ununterbrochen fand Seelmann so sehr denselben Volksschlag, dass er sich in die Ebenen und Gebirge Niedersachsens versetzt fühlte! Unter der losen Hülle der wallonischen Sprache leben dort viele Hunderte von deutschen Flur-

[1]) Wiederauffindung der von Karl dem Grossen deportirten Sachsen. Vom Universitäts-Bibliothekar Dr. Emil Seelmann (in Bonn). Kölnische Zeitung vom 16. und 17. October 1895.

namen: „Westfälisch-sächsischem Hamm entspricht wallonisches Ham, der deutsche Wald wird zu Gaut, niederdeutsches slam (Schlamm) gab dem französischen Orte Elan den Namen. Gauberg wird zu Gaumont, ein Methingau zu Gaumet, Wittenberg zu Wittimont, Warmbrunn zu Warmifontaine, Stolberg zu Stoumont, Goslar zu Gooselaer." Die deutschen Flüsschen Wamme, Nethe, Aller, Bise, Ruhr, Werra finden sich in den Ardennen oder deren nächster Nähe wieder. Noch reden die Ortsnamen der Ardennen vom Harz, vom Harteberg (dem Hexentanzplatz), vom Osning und sogar von der Rosstrappe, und nicht minder von Wodan, Hulda, Ostara, Bertha und Frau Hasel. „Wallonisch" — so sagt der sprachkundige Verfasser — „ist in mancher Hinsicht nur sächsisches Altfranzösisch." Mit Erstaunen wird man gewahr, wie diese deutschen Niederlassungen im heutigen Belgien und dem nordöstlichen Frankreich, sehr stark die altfranzösische Literaturgeschichte und sicher auch den Charakter der Nordfranzosen beeinflussten, deren hervorragendster, mittelalterlicher Vertreter, Gottfried von Bouillon, ja aus diesen Gegenden stammt.

Wenn daher, wie früher bemerkt, in „Gallien" bis jetzt nur wenig von verschickten Sachsen bekannt war, so ist nunmehr durch die Entdeckungen Seelmann's die Sachlage völlig geändert. Es zeigt sich eine breite sächsische Ansiedlung, die sich, wenn auch unter dem Schleier der wallonischen Sprache, vorzüglich erhalten hat, besser fast, als die Niederlassungen im schicksalsreichen, viel und wenig gut regierten Deutschland!

Die Chronik von St. Dénis spricht von sächsichen Anpflanzungen in Brabant und Vlaemingerland. Auch in Gelderland bestanden sächsische Spuren, die noch in späterer Zeit (Pontanus, historia Geldriae IV, 51) kenntlich waren.

Wie in den Ardennen, wird man bei genauerer Prüfung, davon darf man überzeugt sein, in Frankreich noch weitere, und zwar dichte und ausgebreitete deutsche Ansiedlungen entdecken. Frankreich wimmelt geradezu von deutschen Ortsnamen. Wohl sämmtliche Namen von Burgen und Schlössern sind deutschen Ursprungs, da die lateinische Sprache in Ein Wort gebrachte, aus zwei Begriffen (z. B. Montfort, d. i. Starkenberg) zusammengesetzte Namen nicht kennt. Die zahllosen Ortsnamen auf -igny gehen auf unser ing, ingen zurück; die villiers auf unser weiler. Es wäre nicht blos in sprachlicher, sondern auch in politischer Hinsicht hocherwünscht,

wenn die philologische Forschung, die in Deutschland so oft nach „Kelten" ausspäht, sich auch der in Frankreich angesiedelten Deutschen, wie Dr. Seelmann erfolgreich gethan, annehmen möchte. An dieser Stelle würde ein genaueres Eingehen auf diese Frage zu weit führen.

Wie Muratori erwähnt (Anastasius, Vita Leonis IV, 233, b) wurden Sachsen von Karl dem Grossen bis Rom geführt.

Wir wenden uns nunmehr den Niederlassungen von Sachsen, Friesen und Franken in deutschen Landen zu.

VII. Verpflanzungen in Deutschland.

So weit bis jetzt der Blick reicht, lassen sich hier, besonders was Sachsen und Friesen betrifft, mehr vereinzelte Ansitze, als ganze geschlossene Gebiete nachweisen, mögen nun die ursprünglichen (von den Nachfolgern Karls des Grossen ohne Pflege gelassenen) Siedlungen durch kriegerische Ereignisse in der Entwicklung gehemmt oder mögen sie nur für uns unkenntlich geworden sein dadurch, dass sie sich friedlich mit den andersstammigen deutschen Nachbarn verschmolzen.

Auf deutschem Boden werden über hundert Ortsnamen nach Sachsen genannt. Schon diese grosse Anzahl widerlegt die zuweilen gehörte Annahme, als ob alle, den Sachsennamen enthaltenden Ortsnamen nicht nach dem Volksstamme, sondern nach dem Personennamen Saxo genannt worden seien. In Wirklichkeit spielt der Name des Stammes, welchem Ortsbewohner angehörten, eine grosse Rolle bei der deutschen Namengebung. Zur Erhärtung dieser, den deutschen Stämmen eigenen, bewussten Sitte mögen wenige Beispiele genügen. So finden wir in der Nähe von Basel die drei Ortsnamen: Sachsen, Friesen und Schwaben („Schwoben"). Nicht minder begegnen uns Schwobshausen, Sachsenheim („Saasenheim") und Hessenheim im Elsass zwischen Breisach und Strassburg. Ferner Baiersried und Friesenried bei Kaufbeuern. So liegen sich an der Grenze, da wo der fränkische Stamm mit dem sächsischen anstösst, in Hessen und wiederum bei Chemnitz in Sachsen, Frankenberg und Sachsenburg gegenüber, ganz ähnlich wie am Maine Frankfurt und Sachsenhausen.

Zahlreiche andere Ortsnamen diesen Schlages werden uns später im Südosten Deutschlands (Oesterreich) begegnen.

Von Sachsenhausen bei Frankfurt war bereits die Rede, und so dauerhaft sind die Stammzüge, dass noch heute in Typus und Wesen zwischen den Bewohnern der benachbarten, blos durch den Main getrennten und seit jeher geschäftlich und politisch eng verbundenen Städte ein starker Unterschied besteht. Besonders unter den Gärtnern von Sachsenhausen trifft man hagere, starkknochige Männer mit hartem Angesicht und dem an der See üblichen Kinnbart, während die entsprechende Bevölkerungsschicht Frankfurts — etwa Packer oder Fuhrleute ins Auge gefasst — bei aller Kräftigkeit doch viel mehr Rundung und Behagen zeigen. Die Sachsenhauser Kinder sind offen, still, zutraulich, blond und blauäugig.

Ein ähnlicher Gegensatz auf grösserem Gebiete besteht im vormaligen Herzogthum Nassau zwischen dem Rheingau und dem Westerwalde. Es ist nicht urkundlich nachgewiesen, aber wahrscheinlich, dass auf dem Westerwalde Sachsen wohnen, und wenn die Ortsnamen Wildsachsen, Medenbach und Nordenstatt zwischen Frankfurt und Wiesbaden von Sachsen herrühren, so erstrecken sich diese norddeutschen Ansiedlungen bis in das südliche Nassau herab, während im Rheingau ächteste Franken hausen mögen.

In der Wetterau begegnen wir den Dörfern Gross- und Lützel-Sachsen.

Nordalbingier nahm das Bisthum Würzburg auf. Sachsen müssen auch in der Gegend von Aschaffenburg an den Abhängen des westlichen Spessart angesiedelt sein. Hier wie im Westerwalde fehlt allerdings der sonst übliche Sachsenname von Ortschaften, aber der weder hessische noch thüringische Typus, die vielen lichten Blondköpfe, das oft runde Auge der Jugend, dazu Familiennamen wie Roë (im Norden bis nach Dänemark vorkommend), Wollmann, Frerichs, Bertels u. A. deuten auf sächsische Herkunft.

Zwischen zwei Orten des Namens Frankenheim liegt in der Rhön das Dorf Wüstensachsen, wozu noch Sachsendorf bei Eisfeld, Waldsachsen bei Koburg, Sachsthal bei Hassfurt, Sasselfar bei Forchheim, Saxen zwischen Ansbach und Lichtenau, Waldsassen an der Eger, Saxenflur und Saxenheim an der Tauber hinzutreten, und in der fränkischen Schweiz reden die Namen Sachsendorf an der Aufsees und Sachsendorf bei Pottenstein von dem bekannten Ursprunge. Ein Sachsendorf findet sich bei Bamberg, Sachsen bei Leutershausen

bei Wertheim; Sachsenau ist eine Wüstung bei Sand im Meiningen'schen. Auch die Ortsnamen Gross-Sachsen, Lützel (Klein)-Sachsen, Hohensachsen und Leutersachsen bei Weinheim an der Bergstrasse, ferner Gross-Sachsenheim bei Heilbronn verkünden klar sächsische Ansiedlungen.

Die Durchzüge verschickter Nordländer müssen auf die altansässige süddeutsche Bevölkerung starken Eindruck gemacht haben und daher mögen die wiederholt vorkommenden Namen Sachsengang, Friesenweg u. a. stammen. Ein Friesenweg erscheint bei Heidelberg, eine Friesengasse in Speyer. Da, wo der Neckar in den Rhein mündet und jedenfalls die Gewässer oft genug die Umgegend verwüstet und bedroht haben mögen, begegnen wir dem Orte Friesenheim. Nach Schannat wohnten Friesen in Worms und Ladenburg. Nach Bodmann wurden im Kirchensprengel von Mainz christliche Friesen angesiedelt. Erzbischof Lullus zog sie in die Stadt selbst herein. In der Folge erscheinen sie als Wassertechniker, Tuchmacher, Grosshändler und Grossfrächter. Sie bewohnten einen besonderen Stadttheil, wahrscheinlich in der Nähe des jetzigen Marktes, wo der Königshof und die ältesten Kirchen standen, die leider im Jahre 886 durch einen grossen Brand zerstört worden sind.

Ueberhaupt will mir scheinen, als ob Friesen — mögen nun ihre Ansiedlungen gezwungen oder freiwillig auf dem Wege der natürlichen Ausdehnung erfolgt sein — zu dem Schiffervolke des Rheinthales einen starken Zuschuss geliefert hätten. Friesen stehen den Franken näher als die Sachsen und auch unter den Sachsen spielte das friesische Element, obwohl in der Minderzahl, eine bedeutende Rolle. Wer das Schiffervolk in Mainz, im Rheingau und am Niederrhein, oder die Steuermänner auf den Rheindampfern beobachtet, der wird unter ihnen grosse Aehnlichkeit mit den Küstenbewohnern der Nordsee finden: einerseits hochgewachsene, langbeinige Gesellen mit spitzen Nasen und scharf ausgeprägten, oft drohenden Gesichtern, ein Schlag, welcher die alten Batauer und Franken noch am reinsten darstellen mag, andererseits eine mittelgrosse, aber äusserst breitschulterige Art mit scharfen blauen Augen, rothen, rundlichen Wangen und oft klugem, ja feinem Ausdruck, die ich vorzugsweise friesisch nennen möchte; beide Arten gehen auch nach England und den Vereinigten Staaten hinüber.

Starke Einwanderungen von Sachsen und Friesen müssen auch in die durch den Zusammenbruch des Römerreiches und die langen Kriegsstürme in ihrer Bevölkerung stark gelichteten und zur Zeit Karls erst wieder dünn besiedelten Vorlande der Alpen stattgefunden haben. Die Schweizer Sage von Einwanderung von Schweden und Friesen ist vielleicht durch solche Verpflanzungen entstanden. Bei Bern an der Aar treffen wir den Ort Frieswyl, im Wallis Saxeln. Ich vermuthe aber viel grössere nordische Niederlassungen in der Schweiz und glaube deren Spuren im Schweizer Charakter wahrzunehmen.

In Baiern kennt man nicht weniger als 33 Orte mit Sachsennamen.[1]) Darunter 2 Sachsenhausen, 3 Sachsendorf, 7 Sachsenheim (ham), ferner Sachsenöd, Sachsenried, Sachsenau, Sachsenvorwerk und Waldsachsen. Im Herzen des Baierlandes bei Tölz heisst ein Dorf Saxenkam (Sachsenheim). Dabei liegt der Warngau mit dem Hauptorte gleichen Namens; denkt man an die alten Warner im heutigen Meklenburg und den friesischen Wodan-Namen Warns, so liegt die Vermuthung nahe, dass in der Nähe des Ammersees die Entsumpfung und die Zurückdrängung und Regelung der Gewässer durch kundige Niederdeutsche erfolgt sei.

Dass Karl der Grosse die in Norddeutschland leer gewordenen Gegenden mit Franken und Süddeutschen neu bevölkert hat, wird in den früher angezogenen Quellen (S. 10) angedeutet. Die fränkische Mundart des Harzes, die wohl nicht ausschliesslich auf fränkische Bergknappen zurückzuführen ist, sowie die vielen Ortsnamen auf „ingen“ an der Aller, im Lüneburgischen und an anderen Orten sprechen dafür. Der neueste Geschichtsschreiber der Karolinger, Mühlbacher, ist gleicher Ansicht: „In das entvölkerte Land rückten fränkische Ansiedler, ein nicht unbedeutender Theil des Grund und Bodens fiel als eingezogenes Gut dem Könige zu und diente dann vornehmlich zur Ausstattung geistlicher Stiftungen und Kirchen. Noch jetzt lassen sich jene fränkischen Ansiedlungen in der Schichtung der Bevölkerung, der Bauart der Dörfer und den Ortsnamen erkennen.“ In den Niederlanden und bis tief nach Frankreich hinein deutet die Mischung von Ortsnamen auf heim und ingen darauf, dass früh schon, als die fränkische Bevölkerung noch undicht war, zahlreiche Niederlassungen von Alemanen

---

[1]) Inama-Sternegg, Deutsche Wirthschaftsgeschichte, I., S. 222.

zwischen die Franken verstreut wurden. Näheres wird die Einzelforschung nachweisen. Das Hauptergebniss ist: auch grosse Theile des sonst für ziemlich unvermischt gehaltenen Nordwestens von Deutschland sind von Karl dem Grossen in Schachbretform zersetzt und vielfach neu besiedelt worden.

VIII. Insbesondere Verpflanzungen nach der Ostmark. Bedeutung von Niederösterreich.

Die grossartige colonisatorische Thätigkeit Karls des Grossen gipfelt jedoch in den Marken des Südostens. Hier lag Karls Hauptaufgabe. Hier galt es, die Donaustrasse mit sicheren Wächtern zu versehen und byzantinischer Politik und turanischer Gewalt die Pforten Deutschlands zu verschliessen. Hat Karl im Nordwesten Sachsenland gelockert und getheilt, so hat er im Südosten die Ostmarken geschaffen und, neben seinen Franken, zahlreiche, im Nordwesten abgelöste sächsisch-friesische Ansiedler als Besatzung und Stamm einer neuen Bevölkerung hineingelegt.

Nach seinen endgiltigen Siegen über die Avaren (um 800) wurde von Karl dem Grossen nur etwa die Hälfte des Avarenreiches besetzt und zum Frankenreiche geschlagen. Die Donau bildete in Ungarn die Grenze. Karl hielt sich dabei mit weiser Selbstbeschränkung an den Vorgang der Römer. Dies Gebiet zerlegte er im Wesentlichen in zwei grosse Marken: in die Friauler Mark und die eigentliche Ostmark an der Donau.

Das Kernland der ersteren war Kärnten-Friaul, dann kamen Krain, Theile der Steiermark, Istrien und Dalmatien, endlich Unterpannonien zwischen Drau und Save bis zum Frankenlande (Frankochorion) gegenüber von Belgrad.

Die Ostmark dagegen hatte die Donaulande zwischen Inn und dem Wiener Walde als Hauptland, reichte ostwärts bis zur Raab und Donau und schloss sich längs der Drau an die Friauler Mark an.

Beide Marken, noch mit etwas fliessenden Grenzen, mögen auf den berühmten Reichstag von Regensburg 803 ihre Entstehung zurückführen. Die Friauler Mark hatte wechselnde Schicksale, die uns hier ferner liegen. Die Ostmark aber hat alle Fährlichkeiten überdauert und besteht als „Oesterreich" noch heute fort.

Der Kernpunkt der weitgreifenden, bisher noch nicht ausreichend gewürdigten Politik Karls war

die Mark Oesterreich, über deren geographische Lage und Bedeutung wir einige Bemerkungen vorausschicken (s. Karte!).

Die Ostmark, das alte Ufer-Norikum der Römer, Oesterreich im engeren Sinne, wird in Oberösterreich und Niederösterreich getheilt, und von diesen beiden Kronlanden zerfällt das Hauptland Niederösterreich wiederum in vier Theile: nördlich der Donau die beiden Viertel Ober und Unter dem Manhartsberg, und südlich der Donau die beiden Viertel Ober und Unter dem Wiener Walde.

Die beiden Erzherzogthümer Ober- und Niederösterreich sind in erster Reihe Donaulande. In diesem Gebiete herrscht der gewaltige Strom und durchdringt Leben, Wirthschaft, Sinn, Dichtung wie Politik seiner Bewohner. Drohung und Freude, doch ersteres häufiger wie letzteres, gehen von ihm aus. Von Westen kommend und auf langer Linie den atlantischen Strömungen offen und ihre Niederschläge sammelnd, durch Schneeschmelze und anhaltende Regengüsse im Schwarzwalde und in den Alpen vom fernen Graubünden bis zum Wiener Walde oft plötzlich anschwellend, sein Bett stets mit Geschiebe füllend und darum allezeit bereit zu Ueberschwemmungen schlimmster Art, welche besonders in früherer Zeit weite Strecken in Seen verwandelten; hauptsächliche Abzugsrinne für die unaufhörlich herabgetragenen Trümmer der Alpen und daher nur eine unsichere und stets wechselnde Fahrbahn für die Schiffe bietend, ist die Donau ein von kleineren Wildströmen genährter mächtiger Wildstrom, welcher auf seine Uferbewohner die tiefgreifendste Wirkung übt. Und diese Wirkung muss umso stärker sein, je schmäler zeitweilig die Ufer sind und je weniger Raum das Gelände zwischen der Donau und den nördlichen und südlichen Gebirgen für Entwicklung grosser Volksmengen bietet. Die Erzherzogthümer sind zu klein für die grosse Donau, wie sie denn auch, laut Zeugniss der Geschichte, von der Natur in zu kargen Abmessungen geschaffen sind im Verhältnisse zu den grossen, ihnen obliegenden politischen und culturellen Aufgaben. Zähe Staatskunst wusste Manches zu ersetzen; ihr gelang es, Niederösterreich zum Herzen eines grossen Reiches auszubilden. Aber wie schwer, wie theuer, wie blutig war dieser Weg! Wie mühsam und endlos waren die Kämpfe, bis es endlich gelang, mit den grossen, mächtigen, überwiegend von nichtdeutschen

Völkern besetzten Nachbarländern, nämlich im Norden dem böhmischen und im Osten dem ungarischen Kessel, in eine ruhige und halbwegs sichere Verbindung zu kommen. Und wie leichten Zugang boten solche Verhältnisse für Machenschaften fremder Politik! Man hat sichergestellt, dass mehr wie siebzig grössere Schlachten in der Umgebung von Wien geschlagen wurden; rechnet man die Gefechte und Ueberfälle hinzu, so könnte man diese Zahl leicht verzehnfachen. Wann herrschte denn in Oesterreich voller Friede? Alle diese Zustände aber blieben nicht ohne Einwirkung auf die Landesart und den Charakter seiner Bewohner: Erwartung des Schlimmeren, Verzicht, wenig Vertrauen auf kühne Initiative, tiefe Schwermuth sind ebensowohl daraus entstanden, wie Zähigkeit, Geniessen des Augenblicks und Hervorbrechen plötzlicher Heiterkeit, welcher die menschliche Natur zu bedürfen scheint. Aus uralter Zeit klingt ein seltsames Sprichwort zu uns herüber, es lautet: „Gott ist kein Baier!“ Dies Wort mag für das Baiern der Römerzeit und Avarenzeit berechnet gewesen sein, aber es gilt nicht für den mittelalterlichen Stamm der Altbaiern, der zwischen Lech und Inn länger als ein Jahrtausend hindurch ein ruhiges Dasein führen konnte. Wohl aber versteht man es in seiner Anwendung auf das schicksalreiche Oesterreich! Letzteres war die Vorburg, welche alle Angriffe der Turanier und Slaven ertrug und abwehrte.

IX. Die Turanier und ihre Abwehr.

Die Hauptelemente dieses Schicksals waren für Land und Leute neben der wilden Donau vor Allem die turanische Nachbarschaft, und dass schon in ältester Zeit die Erkenntniss von diesen Gefahren bestand, dafür gibt es keinen schlagenderen Beweis, als die Anlage der Hauptansiedlungen. Die wichtigsten Städte des Donauthales sind durchaus mit Rücksicht auf die von Osten kommenden Einbrüche erbaut, und insofern kann man in der Markgrafschaft ein ganz grundsätzliches Vorgehen sicherstellen. Wenn nicht das Gelände selbst eine Aenderung vorschreibt, liegen die Hauptplätze auf dem rechten, südlichen Donauufer und zwar derartig, dass sie gegen Osten einen Nebenfluss als nassen Graben vor sich haben. Sie liegen also fast durchweg südlich des Hauptflusses und westlich des Nebenflusses im Winkel

der Mündung des letzteren in die Donau. So die Städte Passau (links des Inn), Linz (links der Traun), ferner Enns (das römische Laureacum, Lorch), Ips, Wien und Raab. Die Orte Erlaf, Melk und Traismauer liegen nicht minder bei der Mündung von Nebenflüssen in die Donau, aber sie sind aus klar ersichtlichen Gründen auf das rechte Ufer dieses Nebenflusses gerückt, weil entweder das linke Ufer keinen Schutz gegen Ueberschwemmungen der Donau bot (wie an der Traisen) oder aber Höhenzüge und Felskuppen die Niederlassung auf dem rechten Ufer heischten (wie bei Melk).

Aber noch eine andere sehr merkwürdige Erscheinung tritt bei diesen festen Plätzen im Donauthale zutage. Es ist dies die Uebereinstimmung des Namens der Feste mit dem sie zumeist deckenden Nebenflusse. So finden wir folgende Reihe von Flüssen und Städten:

Fluss	Regen	—	Stadt	Regensburg
„	Enns	—	„	Enns (Ennsburg)
„	Steier	—	„	Steier (Steierburg)
„	Ips	—	„	Ips
„	Erlaf	—	„	Erlaf
„	Melk	—	„	Melk
„	Traisen	—	„	Traismauer
„	Wien	—	„	Wien (Wienburg?)
„	Günz	—	„	Güns bei Oedenburg
„	Raab	—	„	Raab

Eine solche genaue Gleichheit des Namens des Gewässers mit dem Wohnorte findet sich im Innern Deutschlands nicht selten, jedoch fast nur bei kleineren Flüsschen und Ansiedlungen. So namentlich in Hessen und Thüringen. Hier tragen oft Flusslauf, Dorf und Adelsfamilie den gleichen Namen. So ist beispielsweise Bibra (Biberbach) der Name des Gewässers, des daran liegenden Dorfes und des leitenden Geschlechtes. Bei grösseren Flüssen ist diese Art der Namengebung selten. Es gibt keine Stadt „Rheine“ oder „Neckar“, weil der Lebenskreis dieser Flüsse grösser ist und sich nicht deckt mit einem einzelnen Wohnorte, wie oben in den kleinen hessisch-thüringischen Thälern. Nur am Maine tritt der letztgenannte Grundsatz wieder in den Vordergrund, da der Name der Stadt Mainz offenbar mit dem Namen des Mainflusses in engster Beziehung steht. In den österreichischen Donaustädten ist dagegen, wie unser obiges Verzeichniss darthut, die Gemeinsamkeit des Namens sehr verbreitet, und den Grund kann man

nur darin erblicken, dass Ansiedlung und Fluss auf das engste zusammengehörten, dass die Feste das Flussthal deckte und der Fluss die Feste, dass der Fluss auf der bedrohtesten Seite den Graben der Feste bildete und, mit einem Worte gesagt, ein politisch-strategischer Gedanke jenen Städtegründungen an der Donau zu Grunde lag, ein Gedanke, der kein anderer sein konnte, als die Beschützung des deutschen Südostens gegen die turanischen Völker Pannoniens.[1])

Aber die Aufgabe Niederösterreichs war mit der Deckung Deutschlands gegen Osten noch nicht erschöpft. Nicht blos von Osten drohte der Feind, sondern auch von Norden, nicht blos von Ungarn, sondern auch von Böhmen, das im Laufe der Völkerwanderung aus dem alten Bojerheim (Baiernheim) in ein Czechenland umgewandelt war. Als Schutzgürtel gegen die von dort kommenden Ueberfälle diente nun in erster Reihe der grosse Bannwald, „Nordwald" genannt; dann aber, war dieser Forst zurückgelegt, stiessen die Feinde auf ein durchschnittenes Hochland, das in dreifach gebrochenem Laufe vom Kamp umflossen ist. In dieser auch heute noch waldreichen Gegend ist kein leichtes Vorwärtskommen, und zahlreiche Burgen, darunter ganz ge-

---

[1]) Eine Ausnahme von dieser Regel machen die Städte Passau und Linz. Passau ist eine Innfeste, Linz eine Traunfeste, allein es findet diese Thatsache im Stadtnamen keinen Ausdruck. Hier hat die Römerherrschaft eingegriffen und die Erhaltung des römischen Namens mag zugleich mit Erhaltung romanischer Ueberlieferung, vielleicht auch romanischer Volkstheile zusammenhängen. Beide Namen scheinen übrigens deutschen Ursprungs. Passau wird bekanntlich von einem Standlager der Bataver abgeleitet, und der sonst noch vorkommende Name Bojodurum kann mit Aventin als ehemaliges Bayerburg gedeutet werden. Haben die Römer aus Regensburg mit seinem deutlich aus der Ortslage am Regen hervorgewachsenen Namen ein „Ratisbona" machen können, so darf man ihnen auch die Verwandlung von Bayerburg in Bojodurum zumuthen. Philologische Scrupel kannten sie so wenig wie die heutigen Franzosen, die an der Pariser Börse „Länderbank" als „timbal" ausrufen! Für die Romanen sind Namen keine Urkunden, sondern Zeichen und Nummern. Was Linz betrifft, so macht mich Gerichtspräsident Josef Kerner auf den von Südwest längs der Traun und der Welser Haide gegen Linz streichenden Höhenzug „Linnet" (von Linden?) aufmerksam. Dann wäre auch Linz deutsch und das römische „Leontium" — wie Arelape für Erlaf, Anisus für Enns — ein neuer Beweis für vorrömisches Deutschthum südlich der Donau. — Bei den obengenannten, von Flussnamen abgeleiteten Donaustädten ist oft (des Wohlklanges wegen oder aus Vorliebe der bairisch-österreichischen Mundart für Kürzung) die Endung „burg" weggefallen. Enns heisst auch „Ennsburg", sowie Stadt Steier „Steierburg". In Regensburg hat sich der volle Name erhalten. Dann könnte auch Wien einst „Wienburg" geheissen haben, woraus die Römer Vindobona machten, wie Ratisbona aus Regensburg.

waltige, wie die Rosenburg, Kuenring, Altenburg, Schauenstein, Lichtenfels, dann weiter nördlich Raabs und Eggenburg boten guten Schutz. Der Unterlauf des Kamp fand dann seine Deckung durch die festen Plätze an der Donau, durch Krems, Spitz, Mautern und den gebirgigen Abschnitt des Donauthales, welcher Wachau heisst.

Die Wachau, eine von der Donau durchflossene Gebirgsfeste, war mit den starken Burgen der Kuenringe Aggsbach, Dürrenstein und Hartenstein, eigentlich der Schlusspunkt der ganzen Landesbefestigung und zugleich letzte Zuflucht gegenüber einem von Osten kommenden Feindesheere. An Wichtigkeit wurde sie nur überboten durch das Wiener Becken mit seinen durch Natur und Kunst geschützten Vorlanden um Wien, Pütten, Raab, Steinamanger, Oedenburg und den Neusiedlersee.

Beide Landfesten, das Wiener Becken und die Wachau, nahmen, wie zwischen zwei Schildern, das übrige, an die Donau gereihte Niederösterreich, in die Mitte. Die Natur des Landes verlangt daher, dass ein Herrscher, welcher das Land behaupten will, vor Allem auf Sicherung jener beiden Kernlande bedacht sei.

Als Rückhalt für Niederösterreich folgt dann weiter westlich Oberösterreich und sodann Baiern. Baiern hatte also gegen Osten einen doppelten Schutzgürtel; unmittelbar vor dem Feinde jedoch, an der Grenze Pannoniens, stand Niederösterreich.

Die mit dieser Stellung verbundenen kriegerischen, wirthschaftlichen und finanziellen Aufgaben wären unerträglich gewesen, wenn nicht eben die gleiche Mittellage Niederösterreichs, welche alle Feinde anzog, auch für Handel und Gewerbe ganz ausserordentliche Vortheile geboten hätte. Das Wiener Becken, reich ausgestattet mit Fruchtebenen, Weiden und Wiesen, mit Weinbergen und Wäldern, eignet sich nicht nur trefflich für Landwirthschaft, sondern bildet seit alter Zeit den Vereinigungspunkt, wo die Donaustrasse mit den Sudeten- und Alpenstrassen sich kreuzt. Der älteste bekannte Handel des Nordens, der Bernsteinhandel der Ostseelande mit dem Süden, ging hier durch, und umgekehrt wurden die gewerblichen Erzeugnisse der Mittelmeerländer nach Niederösterreich und von da über Mähren, Böhmen, Schlesien und das Oderthal nach Norddeutschland, Skandinavien und Russland gebracht.

Diese Lage von Niederösterreich und besonders von dessen südlicher Hälfte ist so günstig, dass hier allezeit ein Mittelpunkt des europäischen Binnenverkehrs gewesen sein muss. Auch schon für vorrömische Zeiten ist das vorauszusetzen, wenn sie auch für unser Auge mit Dunkelheit bedeckt sind. Entschieden aber tritt die Bedeutung Oesterreichs, und zumal der Strecke Wien—Pressburg in der Römerzeit hervor. Tacitus, obwohl die Ereignisse, die er schildert, zumal die Varusschlacht, sich damals im Westen, am Rheine, abspielten, nennt Niederösterreich „die Stirn Germaniens“ (frons Germaniae). Hier standen sich Stirn gegen Stirn Römer und Deutsche gegenüber: die ersteren um Deutschland und Pannonien zu überwachen und im Zaum zu halten, die letzteren, um wieder zu ihrem Eigenthume zu gelangen, die römische Donaulinie zu durchbrechen, den Pfahlgraben zu umgehen und auf kürzestem Wege, auf den besten Strassen, durch die leichtesten Pässe gegen Italien zu ziehen. Die wichtigsten römischen Interessen lagen also in Niederösterreich angesammelt, und ihr Kernpunkt war die grosse und starke Lagerfeste Carnunt auf der Hochebene und den Kuppen bei Deutsch-Altenburg. Zum Angriffe auf Deutschland öffnete sich hier das breite Marchthal; die mächtige Donau, mit einer Flotte besetzt, bot starke Deckung gegen Norden, und zugleich gewährte diese Stellung auch trefflichen Flankenschutz gegen Osten, also gegen Pannonien und alle aus dem ungarischen Kessel kommenden Angriffe. Carnunt war demnach eine gewaltige Vorburg nach *zwei* Seiten, das hochragende scharfe Eck, an welchem sich lange Zeit hindurch alle Angriffe aus Deutschland und Ungarn gegen den südwärts liegenden Römerstaat brachen. Die Völker, denen es galt, wussten denn auch die Bedeutung dieses Nagels in ihrem Fleische wohl zu würdigen. Gegen keinen anderen Punkt der Römergrenze, auch das rheinische Castra vetera (Xanten) nicht ausgenommen, richteten die Deutschen so heftige und ausdauernde Angriffe, und sie ruhten nicht, bis es ihnen gelang, im Jahre 375 die gewaltige Feste zu erobern und zu zerstören. *Der Fall Carnunts muss als eigentlicher Beginn des Niederganges der Römerherrschaft in Mitteleuropa angesehen werden.* Die sogenannte „Völkerwanderung“, welche im Grunde nichts Anderes ist, als der Durchbruch der Deutschen durch die ihnen von den Römern gesetzten künstlichen Schranken, war mit dem Falle Carnunts eröffnet.

Aber der Gang der Geschichte, wie er sich normal hätte gestalten sollen, ward verwirrt und aufgehalten durch das kometenhafte Auftreten König Etzel's und seiner Hunnen (im Jahre 451). Mit der Erstürmung von Carnunt war nämlich der von Süden gekommene Feind der Deutschen geschlagen, allein die Sieger versäumten es, die Thore rechtzeitig gegen Osten zu schliessen. Die Nachricht von der Beseitigung der Donausperre muss sich rasch über die russischen Steppen verbreitet haben, denn zwei Menschenalter nach dem Falle Carnunts dringen die furchtbaren Hunnen die Donaulande herauf durch die offene niederösterreichische Pforte nach Mitteleuropa. Der Eindruck, den diese Ereignisse auf die Völker machten, ist in vielen Sagen, worunter das Nibelungenlied mit seiner poetischen Verherrlichung der Donau und der Donaulande in erster Reihe steht, niedergelegt und für alle Zeiten aufbewahrt.

X. Zusammensetzung der Bevölkerung der Ostmark. Baiern (Quaden-Markmannen), Romanen, Rugen, Heruler, Ostgothen.

Als die Hunnen, nach Attila's Tode unter der Führung schwacher Nachfolger uneinig geworden, von den Deutschen besiegt und in die russischen Steppen zurückgeworfen waren, begann (um das Jahr 500) die Ausbreitung der Deutschen. Wie im Westen am unteren Rhein die Franken, am oberen Rhein die Schwaben-Alemanen, so drangen an der Donau die Baiern in die eroberten Lande. Freudig betraten sie den Siegespreis — die nach fast fünfhundertjährigem Kampfe endlich den Römern abgerungenen Gefilde von Noricum und Pannonien. Mit Weib und Kind, mit Ross und Wagen, mit Heerden und Fahrhabe überschritten sie die Donau; breite Flächen, weite Wiesen und Ackerfluren standen für ihre Niederlassung offen, und so gross war die Fülle des Landes, dass die Baiern (Markmannen-Quaden), die Führer bei den vorausgegangenen Kriegen wie bei der Einwanderung, zwar die ihnen am meisten zusagenden Gegenden, vor Allem die alte Heimat zwischen Lech und Enns, für sich besetzten, aber gewiss ohne Eifersucht Verbündete aus anderen deutschen Stämmen aufnahmen. Bis zur Ostsee und nach Skandinavien hin-

auf hatten alle deutschen Stämme unter der römischen Einschnürung gelitten; soweit sie nicht nach Italien, Frankreich, Spanien und England abgezogen waren, mögen manche ihrer Angehörigen jetzt die Gelegenheit, in den näher gelegenen Donaulanden sich eine neue Heimat zu gründen, ergriffen haben. Auch fanden sie hier Reste alter Stammgenossen aus der vorrömischen Zeit, also vorzugsweise Baiern („Bojer", „Markmannen" und „Quaden"), sowie von den Römern angesiedelte andere Deutsche. Aber auch die fremdstämmigen Völker, welchen die Römer hier eine neue Heimat angewiesen hatten, also Gallier, Kleinasiaten und Syrier wurden von den deutschen Siegern keineswegs erschlagen, sondern, sei es als Freie, sei es als Zinspflichtige, in den neuen Verband aufgenommen. Dass auch Römer oder Romanen (wer könnte Grad und Tropfenzahl des Römerblutes bestimmen) nicht fehlten, das bezeugen die Ortsnamen, die an Wälsche und Römer (Wels, Wals, Walchen, Rum, Ram u. A.) anklingen. Sie mögen noch einige Bildungsreste bewahrt haben und neigten früh zum Christenthum, das von Anfang als südliche Religion und mit seinen Lehren von Gleichheit und Schutz der Schwachen damals sie anziehen musste. In der Gegend von Salzburg, Hallein und Reichenhall und sodann an der Traun bis Linz, Lorch und Mautern hinab mögen diese Elemente am ehesten zu suchen sein. Wie zufällig in kirchlichen Aufschreibungen erscheint, veranlasste Severin römische Provinzialen von Künzen, Passau und Lorch zur Uebersiedlung nach Favianae (Mautern) im Rugenlande.

Grössere Beachtung als diese Romanen verdienen jedoch die eingesprengten Ostdeutschen. Dass Gothen und Baiern schon in vorrömischer Zeit in Beziehung gestanden, dafür sprechen geographische Lage und Zeugnisse des Jornandes. Ausserdem begegnen wir zur Zeit der Völkerwanderung einem gothischen Stamm (Rugen) hier in dauernder Niederlassung. Ihr Hauptsitz war um Mautern und Krems, einer von der Natur besonders begünstigten Gegend, die neben dem Wiener Becken allezeit in Niederösterreich die zweite Stelle eingenommen hat. Dass auch die Ostgothen in Oesterreich Blut hinterlassen, dafür sprechen zahlreiche Gründe, worunter mundartliche Besonderheiten, dann die Verwandtschaft des gothischen und baierischen Rechtes, ferner die Bezeichnung des Kriegsgottes (Er) und vor Allem die Gemeinsamkeit der Stammsage (besonders das

Haften der Wilkinen- und Harlungensage in Niederösterreich).[1])

Im Einzelnen sind diese Einflüsse kaum mehr zu unterscheiden. Aber soviel geht schon aus unseren Andeutungen hervor, dass wahrscheinlich bereits in vorrömischer Zeit, später aber, und dann durch die Geschichte beglaubigt, in römischer Zeit, auf dem vielumstrittenen Boden von Niederösterreich Völkermischungen eintraten. Wie viel oder wie wenig davon die sogenannte „Völkerwanderung“ überlebt hat, ist unsicher.

XI. Seitwärts des Donauthales besitzt Oesterreich sehr geschützte Gelände, weshalb trotz aller Verwüstungen der Bevölkerungsstamm bleibt.

Es gehört nämlich zu den Eigenthümlichkeiten Niederösterreichs die für anthropologische Untersuchungen wichtige Thatsache, dass neben zugänglichen und weit geöffneten Thalungen äusserst versteckte Winkel dort vorkommen. Niederösterreich ist ein Gelände voller Deckungen. Auf drei Seiten greifen mächtige Waldungen in das Wiener Becken herein und bilden starke Schutzwälle und Zufluchtsorte — im Westen Wiener Wald und Manhart, im Nordwesten der Nordwald, im Süden die Alpen. Durch diese Waldungen genährt, rinnen zahlreiche Flüsse und Flüsschen zur

---

[1]) In Wien trifft man noch den aus der Rugenzeit bekannten Namen Fava oder Feva als Familiennamen „Fabel“. Unmittelbar an Rugen scheint der Name „Rogl“ (Oberösterreich) anzuknüpfen; ebenso die Ortsnamen Rogendorf u. A. Ob „Rossatz“ in der Wachau ein alter Rogensitz sei und der im Czechischen einst übliche Name für Oesterreich „Rakause“ oder „Racate“ auf Rugen bezogen werden darf, bleibe dahingestellt. An Heruler erinnert in Wien der Familienname „Hörl“ (die „Hörlgasse“) und an Gothen der Name „Gapt“, welchen Jornandes an die Spitze der Stammtafel der Gothenkönige stellt. Gapt ist in Wien gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Name eines Handwerkers verzeichnet, also der erste und älteste Name des stolzesten Fürstengeschlechtes, der durch Gaut, Gauts zu Wodan hinüberführt, als Name eines Wiener Schneiderleins! Ueber Rugen und Ostgothen in Oesterreich s. Büdinger S. 48, Nagl und Zeidler S. 6. Wenn J. Steyrer „Wortschatz der niederösterreichischen Mundart im Englischen“, Wien 1886, auf die grossen, unleugbaren Aehnlichkeiten der österreichischen Mundart mit dem Englischen hinweist, so liegt der Ausgangspunkt für beide an der Ostsee. Auf verwandte Spuren leitet die starke Thatsache, dass im „baierisch redenden“ Oesterreich die meisten Ortsnamen nicht auf ing, sondern auf dorf ausgehen. — Zusammenhang der Baiern mit Gothen vermuthen Waitz, v. Schönwerth, Fressl, v. Muth, sowie Nagl und Zeidler.

Donau hinab, die Vertheidigung erleichternd, und den Angriff und die Ausbreitung der Feinde erschwerend. Und diese natürlichen Schutzmittel häufen sich an der gefährlichsten Stelle, im Osten des Wiener Beckens nämlich, wo die Wien, die Schwarza, die Fischa und die gewundene Leitha ebenso viele nasse Gräben bilden, wo das einst dicht bewaldete Leithagebirge als Wall sich hinzieht, wo der früher viel grössere Neusiedlersee mit seiner Nordbucht fast die Donau erreichte, und zahlreiche, in dies durchschnittene Gelände eingestreute Wälder, Höhenzüge und Sümpfe mannigfaltige Deckung, leicht zu vertheidigende Stellungen und Plätze, sowie häufige Schlupfwinkel gewährten.

Etwas zugänglicher als die Donaulinie war für die regelmässig auf dem südlichen Ufer der Donau heraufziehenden Turanier jene Querstrasse, die vom Plattensee zwischen Leithagebirge und Rosaliengebirge hindurch, das Wiener Becken erreicht. Hier standen deshalb allezeit starke Festungen; in römischer Zeit Sabaria (Steinamanger) und Scarabantia (Oedenburg), in deutscher Zeit Güns, Oedenburg, Pütten und Wiener-Neustadt.

So ward es möglich, dass unter schwierigsten Verhältnissen, bei oft ganz unzureichendem staatlichem Schutze und gegenüber gewaltiger Ueberlegenheit der anstürmenden Feinde, dennoch Niederösterreich sich erhalten konnte. So war es in der Türkenzeit und so wird es in der Zeit der Avaren und Magyaren gewesen sein. Die Ebenen wurden von der deutschen Bevölkerung verlassen, die Donauufer verödeten, die Gegner hausten ungestört; aber hinter Wäldern, Sümpfen, Klausen und Bergschlössern lauerten die Einheimischen, führten einen erbitterten Kleinkrieg, die fremden Besatzungen fühlten sich niemals ganz sicher, bis sich endlich grössere oder kleinere Theile des grossen Deutschland ermannten und dem niederösterreichischen Vorpostenlande zu Hilfe kamen.

So erklärt es sich, dass, trotz völligen Missverhältnisses der Streitkräfte, der Stamm der ursprünglichen deutschen Bevölkerung erhalten blieb. Es ist nothwendig, auf diese Umstände scharf hinzuweisen. Eine in Niederösterreich wohnende ackerbauende Bevölkerung war durch turanische Heereszüge nicht auszurotten, und auch die viel gefährlichere römische Cultur hatte nicht lange genug gedauert, um dies Ziel zu erreichen.

Aus diesen, auf der Landesart beruhenden und mehrfach durch die Geschichte bestätigten Erwägungen schöpften Matthäus Much, Prinzinger, Kirch-

mayr, Nagl u. A. die Ueberzeugung von einem durch keinerlei Einbrüche wilder Völker jemals völlig zerstörten Deutschthum und Baiernthum im grösseren Theile von Deutsch-Oesterreich und besonders in dessen Kernlande Niederösterreich; dieser Ansicht trete ich vollkommen bei und möchte sie umso bestimmter hervorheben, je häufiger im Folgenden von Einwanderungen aus anderen deutschen Stämmen in die österreichischen Lande zu reden sein wird.

Allmählich beruhigten sich die Strömungen der Völker. Die Grenzen befestigten sich. Das Christenthum wob sein einigendes Band um die Abkömmlinge verschiedener Rassen. Die deutsche Führung und Herrschaft hatte den Römerstaat abgelöst. Die leitenden deutschen Dynasten und die allmählich zu einer festeren Gestalt gelangende Kirche gingen Hand in Hand. Gedeihen schien in die Donaulande einzuziehen. Aber noch mehrmals ward dieser Zustand schrecklich unterbrochen, noch zweimal, ja dreimal warf Pannonien seine wilden Stämme die Donau herauf und bedrohte, erschütterte den jungen Bau in den Grundfesten. Ob die Hunnen die ersten Turanier waren, welche die Donau heraufzogen, mag bezweifelt werden; deutet doch das Reitervolk der Jazygen, wenn auch schon gegen die Römer mit Deutschen verbündet und vielleicht gemischt, auf turanische Einbrüche in vorgeschichtlicher Zeit. Aber dass die Hunnen nicht die letzten waren, das wissen wir genau, denn ihnen folgten noch die Avaren und Bulgaren im 6., die Magyaren im 9., die Mongolen im 13. und die Türken im 15. Jahrhundert, und sie alle gingen auf Niederösterreich los und sie alle drängten sich durch die Völkerpforte bei Wien, so dass Niederösterreich, vom ersten Erscheinen der Hunnen im Jahre 451 bis zum letzten Türkensturme auf Wien im Jahre 1683, nicht weniger als 1232 Jahre lang auf Vorposten gegen die Ostvölker stand!

Auch heute ist diese Mission noch nicht abgeschlossen. Dank ihrer Völkermischung brodelt es beständig in den Ländern der unteren Donau und des Balkan, und wenn sich die westlichen Länder eines gesicherten Friedens erfreuen und sich ungestört ihrer Arbeit hingeben können, so ist dies zu einem grossen Theile das nicht immer richtig gewürdigte Verdienst Oesterreichs.

XII. Neue Besiedlung der Ostmark durch Karl den Grossen.

Nachdem um das Jahr 800 Karl der Grosse die Avaren überwunden und seinen Frieden mit dem Byzantinischen Reiche gemacht, waren die äusseren Verhältnisse der Ostmarken gesichert und es konnte nun an die Ordnung der inneren Zustände geschritten werden.

Das wichtigste Mittel war eine grossartige Colonisation. Es eröffnete sich damals eine Art freien Amerikas. Oberösterreich, Niederösterreich, namhafte Theile von Böhmen, Mähren und Ungarn, sowie die östlichen Alpenländer, standen nach Niederwerfung der Avaren zu Karl's Verfügung, der davon einen grossen Antheil als Königsgut behielt, den anderen Theil jedoch seinen Volksgenossen überliess; Edelgeschlechter, die bei der Kriegsarbeit mitgewirkt, sowie Bisthümer und Klöster, schon bekannt durch wirthschaftliche Thätigkeit, standen dabei im Vordergrunde; nebst dem Königsgute mit seinen Pfalzen bildeten ihre Besitzungen, oft vom Umfange kleiner Fürstenthümer, mit ihrem Ertrage, ihren Abgaben und dem Gefolge abhängiger Leute, die erste Unterlage für eine Art staatlicher Verwaltung. Aber zwischen ihnen, in grösseren oder kleineren Gruppen vertheilt, sassen aus alter Zeit noch wagsame Freileute, deren Zahl nun durch Zuwanderung aus Altdeutschland mächtig gewachsen sein muss. Sie behaupteten — wie noch vor Kurzem in Nordamerika — ihre Bifänge gegen jeden späteren Ankömmling, der nicht ein besseres Recht nachwies, als sie selbst besassen. Stets kinderreich und daher landhungrig, mochten sich damals die von Siegesbewusstsein gehobenen Vorfahren im weiten Osten Besitzungen auswählen, wo nach den Worten des Tacitus, „eine Flur, ein Quell, ein Gehölz" zum Bleiben einluden. Und noch später priesen diese Ansiedler „ihren Herrn Grossvater Karl," dem sie verdankten, dass sie als freie Männer auf freier Erde leben konnten. „Unser Herr Grossvater Karl" — so heisst es in einem Diplome Ludwigs des Deutschen für Niederaltaich — „ertheilte seinen Getreuen die Erlaubniss, zur Vermehrung des Kirchenbesitzes in Pannonien Land zu nehmen und zu besitzen, was bekanntlich an vielen Orten und auch zu Gunsten dieses Klosters geschehen ist." [1])

Aber daneben ging gerade in den Ostmarken auch die planmässige Ansiedlung unter Leitung des Kaisers

[1]) Monumenta Boica, XI., 120—122, bei Büdinger, Oesterreichische Geschichte, I., S. 140, und Roth, Beneficialwesen, S 69.

vor sich. Zwei in Regensburg abgehaltene Reichstage waren vorzugsweise diesem Zwecke gewidmet (788 und 803). Es galt, nicht nur die eroberten Lande zu cultiviren, sondern auch zu schützen. Die ungarische Tiefebene war als alter Sammelplatz der Feinde Deutschlands gefürchtet, und die ungarische Grenze als schwächste Flanke des Reiches wohl bekannt; zugleich war Byzanz, das zweite Rom, der Mittelpunkt von Cultur, Gewerbefleiss, Handel und Reichthum, daher denn die ausserordentliche Wichtigkeit des Donauthales und der Donaustrasse für Krieg und Frieden. Hier galt es daher rechtzeitige Abwehr und neuen Verkehr vorzubereiten und die Zukunft des Reiches durch feste Bollwerke zu sichern.

Auch über diese wichtige Entwicklung verhalten sich die Quellen sehr schweigsam. Aber einzelne Nachrichten blitzen doch hervor. So mag es denn gestattet sein, auf Grund der politischen Lage damaliger Zeit und der daraus entspringenden Nothwendigkeiten diese Nachrichten in Verbindung zu setzen mit den nicht ganz dürftigen, in Ortsnamen, Mundart, Lage und anderen im heutigen Volksleben noch fortdauernden Spuren, um daraus ein annäherndes Bild von den Plänen Karls des Grossen und dessen Vorgehen zu entwerfen.

XIII. Wohin führte Karl der Grosse die neuen Ansiedler? Die Thäler der Donau, Drau und Save stehen im Vordergrunde.

Drei mächtige Thäler führen aus dem pannonischen Kessel gegen Westen: die Thäler der Donau, der Drau und der Save. Reicht die Donau bis fast zum Rheingebiete, so leitet die Drau bis ins Herz der Alpen, nach Tirol, bis zum Brenner, von wo begangene Pfade nordwärts nach Süddeutschland und südwärts nach Italien weisen, während hinwiederum die Save den günstigsten Zugang zur Adria und dem östlichen Italien eröffnet.

Diese drei Thalungen mussten also gesichert, das heisst in der Sprache damaliger Zeit: mit zuverlässigen, kriegsgeübten Ansiedlern besetzt werden.

So sehen wir denn Karl den Grossen an diesen drei Strömen mit Colonisationen thätig, und die Knotenpunkte, die er mit Angehörigen der westdeutschen Stämme bevölkerte, waren etwa die folgenden:

An der Donau: 1. Das Donauthal, das Hausruckgebiet und der Traungau in Oberösterreich zwischen Linz,

Salzburg und Gmunden; 2. In Niederösterreich auf dem linken Donauufer die Wachau an der Donau zwischen Melk und Krems; 3. Die Landschaft östlich von Wien zwischen dem alten römischen Carnuntum, Oedenburg und Steinamanger.

An der Drau—Rienz: 1. Die Umgegend von Brixen und Brunecken; 2. Die Umgegend von Sachsenburg an der Drau; 3. Grosse Theile Kärntens zwischen Villach, dem Zollfelde und Völkermarkt.

An der Save: 1. Theile von Krain, besonders die Wochein; 2. Das Sachsenfeld nördlich von Laibach mit Cilli; 3. Das Frankenland (Frankochorion der Byzantiner) um das Mündungsgebiet von Save und Drau in die untere Donau in Slavonien (s. Karte!).

Was die Stammeszugehörigkeit der Ansiedler betrifft, standen Franken und Sachsen beiweitem in erster Reihe. Ihnen schlossen sich Thüringer und Schwaben an, während zahlreich eingesprengten Friesen und Niederländern die Regelung der Gewässer und Entsumpfung oblag, und als umfassende Grundlage ein weit verbreitetes, wenn auch zerrissenes Baiernthum sich aus vorrömischer Zeit erhalten hatte, das nunmehr, durch neue Zuwanderer verstärkt, neues Leben gewann.

XIV. Ansiedlungen im Hausruckgebiete, sowie im Traun- und Attergau.

Prüfen wir nun diese Niederlassungen im Einzelnen, so gelangt man zu folgenden Ergebnissen:

1. Hausruckgebiet und Traungau. Dort, wo eine der wichtigsten Römerstrassen aus Italien zur Donau führte (Plecken und Radstädter Tauern), dort, wo starke Römerfesten lagen (Lorch-Enns und Salzburg), dort, wo schon seit der Römerzeit auch das Christenthum seine Stätten besass (Lorch-Enns und Salzburg), in diese fruchtbaren, heiteren und wegen der Nähe der Salzbergwerke bedeutsamen Landschaften ward Zweigen des herrschenden Stammes der Franken eine neue Heimat zugewiesen. Zeuge dafür sind vor Allem die Ortsnamen. Nahe beisammen liegen hier Oberfranking, Unterfranking, Frankenburg und Frankenmarkt. Im Marktflecken Frankenburg, in dessen Nähe die Trümmer der uralten Frankenburg sichtbar sind, ist die Kirche dem heiligen Martin geweiht; der Ort war bis 1290 bambergisch. Es erscheinen Ortschaften mit den bekannten fränkischen Ausgängen auf heim, hausen, hofen und bach, also beispielsweise Altheim

(zweimal), Kirchheim, Mühlheim und (in unmittelbarer Nähe von Salzburg) Bergheim, Surheim, Klesheim, Sizenheim: ferner Kobernhausen und Mattighofen, sowie Rossbach, Lambach, Auerbach, Asbach. Für diese Salzburger Orte auf heim gilt wohl, was Bossert[1]) von den alemanischen Orten gleicher Endung sagt: Es sind alte Römerorte, die in fränkischer Zeit Königsgut geworden sind. Die Aehnlichkeit ist so gross, dass sich in Alemanien (wie bei Salzburg unter überwiegend bairischer Bevölkerung) die Ortsnamen Kirchheim und Altheim wiederfinden. Wahrscheinlich galten diese Gegenden als Königsboden, und es herrschte in ihnen fränkisches Recht. An solchen Orten finden sich denn auch zahlreiche alte Martins- und Michaels-Kirchen. In dem Hausruckgebiete haben die ritterlichen Schutzherren der Franken St. Martin, St. Georg und auch St. Dionys Ortschaften ihren Namen gegeben.

Besonders bezeichnend erscheint uns das Auftreten des heiligen Dionysius an der unteren Traun; dieser Heilige ist sonst in den Südostmarken nicht häufig, hier ist, ausser St. Dionysen bei Leoben, keine andere Ortschaft nach ihm benannt, es müsste denn das jetzt ungarische Dinnyes bei Steinamanger sein. Dagegen erhielten in Frankreich gegen 40 Ortschaften nach ihm den Namen, er ist der Patron von Paris, ihm ist die Abtei St. Dénis geweiht, und sein Name war lange Zeit das Feldgeschrei der Franken.[2])

Schon Koch-Sternfeld hat erwähnt, dass die Waldnamen Weilhart und Höhnhart in diesem oberösterreichischen Lande südlich der Donau gar sehr an die mittelrheinischen Namen Weilburg, Weilenau und an den Bergnamen „Höhe“ (richtig statt „Taunus“) anklingen; wenn ferner Koch-Sternfeld die oberösterreichischen Namen Mattiggau, Mattighofen mit dem alten Namen der Nassauer „Mattiaken“ in Verbindung setzt, so lassen wir das einstweilen dahingestellt. Gewiss ist, dass durch die Namen der Besitzungen von Adelsgeschlechtern Verbindungen mit dem Mittelrheine angedeutet werden. Die Grafen von Beilstein auf dem Westerwald in Nassau, die in Schwaben Hohenberg, Haigerloh und Wörrstein besassen, erscheinen am Weilhart im Hausruckgebiete

---

[1]) G. Bossert, Die Anfänge des Christenthums in Würtemberg, 1888.

[2]) In „Erlebt — Erwandert“, Theil II „Haine und Heiligthümer“ ward auf die Aehnlichkeit des Namens Dionysius mit einem alten Gotte oder Heroen der Franken „Tys“ hingewiesen (S. 89).

als Herren von Hohenberg, Haigermoos und Wernstein. Wie schon der Name „Salzkammergut“ sagt, waren diese Gegenden Königsgut. In Mattighofen, dem Hauptorte des Mattiggaues, stand ein Palast Karls des Grossen. Die Gegend muss gut bebaut, wohlgepflegt und dicht bevölkert gewesen sein. Die Verwüstungszüge der Ungarn haben diesen blühenden Mittelpunkt zerstört. Die Pfalz Karls des Grossen ward verbrannt. Das berühmte Kloster Matsee sank mit fünfzehn anderen Stiften in Trümmer. Was von den Bewohnern nicht getödtet oder in die Sclaverei geschleppt war, flüchtete sich in Wälder und Sümpfe. Auch nach Bändigung der Ungarn durch die Lechfeldschlacht erstand nicht mehr die alte Blüthe. Das neue Frankenland an der Traun war arg geschädigt, doch fand sich wieder ein Kern zusammen. Thatsache ist, dass sich, vom überwiegend bairischen Innviertel abgesehen, auch heute noch die oberösterreichische und theilweise auch die Salzburger Bevölkerung nicht unwesentlich vom bairischen Stamme abhebt.

Dabei mag auch das Blut der im Allgemeinen als „romanisch“ bezeichneten Bewohnerschaft mitgewirkt haben. Dass diese weder erschlagen, noch nach Italien zurückgeführt wurde, wie man sonst nach den „Quellen“ vielfach annahm, dafür sprechen schon die vielen Walchennamen, die zwischen Salzburg und Linz am dichtesten liegen. So Wals zwischen Salzburg und Reichenhall mit dem Walser Feld und Walser Berge, dann Seewalchen mit dem Waller See und Waller Bach, Schalkham, Strasswalchen, Roitwalchen, Latein, Romberg; ferner am Innbach, der schon in die Donau rinnt, Wallern und an der Traun der Ort Wels mit der Welser Haide, beide letztere Orte schon nahe bei Linz. Wenn nun die Gegend um Reichenhall, Halein (richtig statt Hallein), Golling und Abtenau den südlichen Menschenschlag noch am entschiedensten bewahrte, so ist in Salzburg und Linz dieser Einfluss zwar verblasst, aber doch immer noch wahrnehmbar. Haare und Augen sind oft dunkel, Hand und Fuss etwas schmäler als im Norden, die aus der Mischung von schwarz und blond hervorgegangene braune Art überwiegend. In Salzburg trat zu diesen romanischen Ueberresten, deren Heimat theilweise vielleicht im Orient zu suchen ist, ein mit einzelnen fränkischen Einflüssen gemischtes Baiernthum, während in Linz der fränkische Antheil weit stärker ist. Dies wird auch der Grund sein, dass zumal die Linzerinnen den Frauen der rheinischen Städte Mainz und Köln in Wuchs, Haltung und Angesicht

ähnlicher sind, als den benachbarten Münchnerinnen. Nach dem Gedenkbuche von Kaiser Max, soll die Gegend um den Kornberg bei Linz und Wels von Sachsen besetzt sein. Ob das westlich von Linz liegende Friesenegg und das östlich liegende Pulgarn, beide im Donauthale, auf dort angesiedelte Friesen und Bulgaren deutet, bleibe dahingestellt. Solche kleine Reste verschwinden natürlich im grossen Strome des Volkes, aber eine Neigung zu plötzlichem Wiederauftreten des ursprünglichen Typus bei Einzelnen besteht dennoch fort, wie wir denn in der Umgebung des Haunsberges bei Lauffen an der Salzach geradezu mongolische Köpfe sahen, da der Haunsberg von „Hunnen" (volksthümliche Bezeichnung für Avaren oder Ungarn) besiedelt wurde. Wie zäh derartige Spuren haften, sieht man auch aus den Volksgebräuchen. So walfahrten heute noch die Bewohner des Hügellandes um Kremsmünster, Neuhofen und Sirning, die man für slavischen Ursprungs hält, zu St. Veit bei dem Einflusse der Krems in die Traun, während die Franken des Höhenzuges auf dem linken Traunufer auf den Pöstlingberg bei Linz walfahrten. Die stolzen Franken hielten sich strenge von den Slaven getrennt; heute bestehen nicht mehr die schroffen Unterschiede, aber an der Verschiedenheit der Walfahrtsorte wird dennoch genau festgehalten. [1]) Alle diese Thatsachen, die, wie für den Traungau, so auch für den Attergau Geltung haben, verdienen umsomehr Beachtung, als gerade Mattiggau, Traungau und Attergau bei der späteren Verdichtung der Bevölkerung der Ostmark als Besiedler eine wichtige Rolle spielten.

XV. Ansiedlung in der Wachau bei Krems.

Einen ähnlichen, jedoch kleineren Mittelpunkt fränkischer Ansiedlung aus der Zeit Karls des Grossen erblicke ich in der Wachau zwischen Melk und Krems an der Donau in Niederösterreich.

Die Wachau lässt sich mit dem mittelrheinischen Gebirgslande zwischen Mainz und Coblenz vergleichen, also mit Nassau. Um den Donaufaden, der hier in eine einzige Rinne zusammengedrängt ist, setzt sich ein schwer zugängliches Gebirgsland an, welches schöne Wiesen, Felder und Wälder enthält, und zugleich sehr feste Burgen (wie Aggsbach), die alle dem kriegerischen Geschlechte

[1]) Dr. Alfons Müller in der „Argo", Nr. 2, Jahrgang 1900.

der Kuenringe gehörten. Noch heute führt keine Eisenbahn durch das Land; die Donau bildet noch immer die Hauptstrasse. Diese Wachau nun war, wie auch der Name sagt, eine Wache, eine Wacht an der Donau, eine breite Gebirgsfeste, die nicht ausgehungert werden konnte, und, wenn die Pforten des Donauthales durch Verhaue und Wälle geschlossen waren, sowohl den von Norden herandrängenden Czechen, als den aus den ungarischen Ebenen kommenden turanischen Reitervölkern einen starken Widerstand leisten konnte. Die früher der Wachau geschenkte Beachtung zeigt sich schon darin, dass um die Zeit, da Karl der Grosse den für die Geschicke des Südostens so wichtigen Reichstag in Regensburg abhielt (803) bereits in der Wachau die Kirche zu St. Michael gegründet wurde.[1]) In der Wachau findet sich als merkwürdiges fränkisches Wahrzeichen der Flurname Herstell (Herstall), also der gleiche Name, wie der des bekannten Frankenlagers bei Lüttich, von welchem einst Pipin den Namen empfing. „Sicherlich will „Herstell" nichts Anderes sagen, als Heristal in Belgien .... oder Heristellum, heute gleichfalls „Herstelle" bei Minden an der Weser, wo Karl der Grosse in dem Kriege gegen die Sachsen Winterlager bezog. Der Name „Herstell" in der Wachau wird wohl auch die gleiche Bedeutung haben, und so wäre die Herstelle in der Wachau das eigentliche fränkische Standlager gewesen."[2]) Ausserdem begegnet man in diesem Gebiete (besonders in Oberbergen und Unterbergen) den Familiennamen Frank und Fries[3]), sowie den Ortsnamen Laach und Els, also Namen, die (Maria Laach und Elz) am Rhein und der Mosel vorkommen. Ferner liegen dort Hessendorf, Karlstetten und östlich gegen die Traisen Sassendorf und Franzhausen. Der in der Wachau und in noch grösserer Ausdehnung bei Krems und Mautern auftretende Weinbau begünstigt noch weiter die Annahme fränkischer (rheinischer) Einwanderung. Das Klima ist mild, die Landschaft anmuthig. In der Nähe münden von Norden kommend der Kampfluss, von Süden her die Traisen in

---

[1]) Dr. Anton Mayer, Geschichte der geistigen Cultur in Niederösterreich, S. 36.

[2]) Dr. Josef Lampel, Heristall in der Wachau, in den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. 1887. October.

In Aschaffenburg, dem Vorposten von Mainz-Frankfurt bei Feldzügen der Franken (wie der Franzosen) gegen Osten, gibt es noch ein Herstall-Thor.

[3]) Mittheilung des Herrn Gerichtspräsidenten Josef Kerner in Salzburg.

die Donau und bilden einen guten Abschluss und Schutz für den westlich liegenden Abschnitt, dessen Centrum und Rückhalt die Wachau ist.

Wie vorher schon die Römer, haben deren Nachfolger, die Franken, die Bedeutung dieser Gegend erkannt und geschätzt: auf der lehrreichen Karte, auf welcher A. von Meiller die im Lande Niederösterreich bis zum 11. Jahrhundert urkundlich erwähnten Orte zusammengestellt hat, liegen in dem Gelände zwischen dem Traisenthale und der Wachau die Ortschaften weitaus am dichtesten angesammelt.

XVI. Ansiedlungen nördlich der Donau von Franken, Sachsen, Friesen, Schwaben und Thüringer.

Weiter donauabwärts zwischen Linz und Wien begegnen wir sächsischen Niederlassungen, über welche G. Lanz eine gründliche und lehrreiche Abhandlung veröffentlicht hat.[1])

Es sind dies die Orte Sachsen, Sachsendorf und Sachsengang, ersteres bei Baumgartenberg in Oberösterreich, dann Sachsendorf bei Krems, endlich Sachsengang gegen die ungarische Grenze bei Wien. Obwohl sich keiner zu einer Stadt aufschwang, fehlte ihnen in alten Tagen weder wirthschaftliche, noch politisch-militärische Bedeutung. Ihre Anlage ist eine ganz planmässige. Sie liegen sämmtlich auf dem linken, der sächsischen Heimat zugewandten Ufer der Donau, und zwar in fast gleichen Abständen von einander. Jeder der genannten Orte liegt in einer ebenen, beckenartigen Erweiterung des Donauthales und beherrscht einen Landabschnitt. Jeder dieser Abschnitte ist von einem südwärts in die Donau mündenden Flüsschen durchzogen, von Narn, Kamp und Russbach; er ist gegen Osten, woher stets die Turanier drohten, durch eine Deckung, sei es Wasserlauf oder eine Enge, geschützt. Jede dieser Anlagen hat gegenüber, auf dem rechten Donauufer, die Mündung eines grösseren Flusses und Thales (Enns, Traisen, Leitha), und sie alle liegen, wie Wachposten, einem wichtigen Punkte vor: nämlich vor Ennsburg, Melk und Wien. Die Wahl der Plätze für diese Sachsensiedlungen ist also wohlüberlegt, sachgemäss und mit kriegskundigem Blicke gegriffen.

---

[1]) Geschichte des Schlosses Sachsengang, von Dr. G. Lanz, in den „Blättern für Landeskunde von Niederösterreich", XXX., S. 152. Octoberheft 1896.

Wann und von wem diese Ansiedlungen angelegt wurden, hat uns hier erst in zweiter Reihe zu beschäftigen. Für Sachsen und Sachsendorf lässt Lanz die Gründung durch Karl den Grossen gelten. Für Sachsengang dagegen vermuthet er Entstehung durch einen der sächsischen Kaiser zwischen 1003 und 1021.

Ein viel rauheres und minder fruchtbares, aber wegen seiner Lage als Schutzgürtel gegen Czechen wichtiges Land bilden nördlich der Donau das Mühlviertel und das Waldviertel. Ersteres reicht von der bairischen Grenze bei Engelhardzell bis in die Gegend von Grein an der Donau und gehört zu Oberösterreich, letzteres aber, zu Niederösterreich gehörig, liegt zwischen Grein und Krems und heisst amtlich das Viertel ober dem Manhartsberge. Beide waren waldreiche Lande, in welche besserer Anbau nicht so früh eindrang wie in das gesegnete Donauthal. Doch bewog die vom allzeit feindseligen Czechenthume drohende Gefahr die im Donauthale herrschenden Gewalten, jene Gegenden nie aus den Augen zu verlieren. Hier treffen wir das hochberühmte Geschlecht der Kuenringe angesiedelt, das vielleicht wegen hervorragenden Antheiles bei Erstürmung eines Ringes der Hunnen (Kunen, Avaren) so genannt; es waren Ministerialen, kein Uradel des Landes, weshalb Einwanderung wahrscheinlich. Hier lagen gewaltige Burgen: Altenburg, und weiter nördlich Raabs und Eggenburg. Wenn irgendwo, hat sich im Waldviertel noch eine Erinnerung an fränkisch-sächsische Abkunft erhalten. „Der Sprachschatz des Manhartviertels weist nach Mittel-Deutschland, ja selbst nach Norddeutschland“ (Nagl und Zeidler, S. 55), Dorfanlage und Bauart der Bauernhöfe sind fränkisch, auf letzteren kommen Rossköpfe als Giebelzier vor, und zwar auf der Höhe von Zwettl gegen Weissenburg, Klocknitz und Gerungs bis nahe zur Donau hinab. [1]) Der Menschenschlag ist auf rauhem Boden und bei strenger Arbeit eher klein als gross, jedoch spannkräftig, beweglich und thätig. Die meisten Dienstboten von Wien kommen seit alter Zeit aus dem Waldviertel. Und ähnlich wie im Waldviertel liegen die Verhältnisse im westlich angrenzenden Mühlviertel, welches den Zwickel zwischen Baiern und Böhmen bildet. Jedoch wird nur

---

[1]) Mittheilung des Herrn Gerichtspräsidenten Kerner. Ferner A. Dachler, Das „Bauernhaus in Niederösterreich“, in den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, Jahrgang XXXI, 1897, Heft 5 und 6, S. 166.

ein kleiner Theil der Besiedlung auf die Zeit der Karolinger, der weit grössere auf die um zwei Jahrhunderte spätere Babenbergerzeit zurückgehen, und dementsprechend ist überwiegend die Herkunft der Bevölkerung aus dem östlichen Mainfranken vorauszusetzen.

Der schon erwähnte Ort Sachsendorf zwischen den Flüssen Kamp und Schmida bei Krems scheint ein Theil einer grösseren sächsischen Ansiedlung zu sein, die sich dem Kamp aufwärts in das Hügelland zog, welches die Gegend zwischen der Donau und Böhmens Grenze erfüllt. Der Name des Ortes Stiefern (alt „Stieven") am Kamp trägt niederdeutschen Charakter.[1]) Bei Eggenburg liegt nochmals ein „Sachsendorf", und im Jahre 1230 nennt das Stiftungsbuch von Zwettl einen Ulrich von Sachsendorf. Die Vornamen Saxo und die ausdrückliche Bezeichnung „Saxigena" sind bei Grundherren dieser Gegend häufig. Ein „Francigena" wird bei Krems erwähnt[2]), also sieht man auch hier die verschiedenen deutschen Stämme bei der Besiedlung Oesterreichs thätig.

In Niederösterreich gibt es Frankenorte: Frankenfels im politischen Bezirke St. Pölten, Frankenhof im Bezirke Wiener-Neustadt, Frankenreith im Bezirke Horn, Frankenreith (Zwettl), Franzensreith (bei Scheibbs), Frankaslehn, Franzhausen an der Traisen, endlich Frankenau (bei Güns in Ungarn).

Auf fränkische Spuren deuten wohl auch die meisten der an den Namen Karl anknüpfenden Orte: Karl (Neunkirchen), Karlhof (Oberhollabrunn), Karlhof (Mistelbach), Karlhof (Neunkirchen), Karlsbach (Amstetten), Karlsdorf (Oberhollabrunn), Karlsbach bei Blindenmarkt, Karlstein (Waidhofen a. d. Thaya), Karlstein-Neustift (Waidhofen a. d. Thaya), Karlstetten (St Pölten), Karlstift (Zwettl). Jedenfalls gehören hierher die Orte Hessendorf (Horn) und Hessendorf (St. Pölten).

Auf Sachsen deuten ausser den oben genannten Orten: Sachsendorf (Tulln), Sachsenbrunn (Neunkirchen), Saasz (Waidhofen a. d. Thaya), Sasendorf auch Sassendorf (St. Pölten), Sassing (Krems), Saaszwald (Geras).

Schwaben mögen siedeln in Schwabendörfel, Schwabenhof, Schwabenleithen, Schwabenöd, Schwabenreith und Schwadorf.

---

[1]) Dr. Richard Müller, in den „Blättern für Landeskunde von Niederösterreich", XXII., S. 41.

[2]) Nach Lanz a. a. O.

Der Name der Thüringer erscheint in Oberösterreich (nach Nagl und Zeidler) schon im Jahre 1135 in Türingenrot, und zwar mit dem mitteldeutschen o (rode statt des bairischen reut). Vielleicht gehören dahin auch Ranna bei Spitz, Ober- und Nieder-Ranna und Ranariedl an der Donau bei Engelhardzell, sowie Raning und Wildenranna auf dem benachbarten bairischen Gebiete; ferner Caina und Schmieda bei Tulln.

Was Friesen betrifft, so tritt uns ein Friesing entgegen an der Bielach bei Melk, ein Friesham nördlich von Vöcklabruck, Friesenegg bei Linz; Dorf Friesing und Schloss Friesing, jetzt verschwunden, bei St. Pölten; Frieseneck und Sassen sind zwei Orte bei Scheibbs an der Erlaf; ob auch Friesling, ein Bergname, der westlich des Oetschers zweimal vorkommt, hierher zu ziehen ist, bleibe dahingestellt.

In Oberösterreich heissen sieben Oertlichkeiten nach Franken, sieben nach Schwaben, eine nach Hessen.

Für Steiermark verzeichnet Krones (Besiedlung der östlichen Alpenländer, S. 451) fünfmal Baierdorf (bei Graz, Neumarkt, Weiskirchen, Schröder und Pettau), wozu noch Baierndorf bei Murau; zwei Frankenorte, nämlich Frankenburg im Bezirke Gleisdorf und Frankofzen im Pettauer Bezirke; zwei Schwabenorte, nämlich Schwaben bei Polsterau und Schwabau im Bezirke Mureck; ferner das schon erwähnte Sachsenfeld bei Cilli und Dürnsdorf (Duringsdorf, Thüringsdorf) bei Kammern.

Kärnten angehend. sprechen der Frankenberg im Lieserthal, Frankenberg bei Völkermarkt, Frankenstein bei Völkermarkt, Sachsenburg und Sachsenweg an der Drau, Schwabegg bei Bleiburg und drei Orte des Namens Paierdorf (bei St. Paul, Herzendorf und St. Veit) von der Mitwirkung der deutschen Hauptstämme bei Besiedlung des Landes.

Nach einer sehr richtigen Bemerkung von Georg Lanz sind auch die mit „Grafen“ gebildeten Ortsnamen beachtenswerth, da sie auf die fränkische politische Organisation des Landes zurückgehen und in den meisten Fällen mit fränkischen Beamten auch fränkische Ansiedler erhalten mochten. Solche Orte sind: in Kärnten Grafendorf bei Friesach, Grafendorf im Gailthal, Grafenstein bei Klagenfurt, Grafenbach bei Völkermarkt; in Tirol Grafendorf bei Lienz; in Steiermark Grafendorf bei Hartberg; in Niederösterreich Grafendorf bei St. Pölten, Grafendorf bei Stockerau, Grafenwörth bei Hadersdorf,

Grafeneck am Kamp, Grafenberg bei Eggenburg, Grafenbach bei Gloggnitz; Grafenschlag bei Waidhofen a. d. Thaya, ein anderes Grafenschlag bei Gerungs und Grafensulz bei Mistelbach mögen neueren Ursprungs sein. Ebenso Grafendorf bei Grussbach in Mähren.

XVII. Die Mark Pütten. Das Land zwischen Wien, dem Semmering und der Raab. Die Franken am Neusiedler-See („Heanzen"). Das Frankenland in Slavonien.

Richten wir nunmehr unser Auge auf die Landschaft östlich von Wien gegen Ungarn! Hier lag die verwundbarste Stelle Deutschlands, die Vorwerke aber standen in der von Flüssen und Hügelketten durchzogenen Gegend zwischen Wien, dem Semmering und dem Raabthale. Die aus Pannonien längs der Donau heraufstürmenden Turanier wählten, von Attila bis Kara Mustafa, stets das rechte, südliche Donauufer für ihren Anmarsch. Hier lag die alte Bojerwüste, hier hatten die Römer starke Befestigungen angelegt, zumal in den Markomannenkriegen unter Marc Aurel zur Deckung ihrer rechten Flanke. Aber ein späterer Kaiser, Galerius, zerstörte die alten Bannwälder, die ein Geschichtsschreiber „ungeheuer" nennt; er gab dem Plattensee einen Ausfluss in die Donau, legte dessen Spiegel tiefer, beseitigte Sümpfe und gewann dadurch eine ergiebige Provinz (Valeria), schwächte aber die Vertheidigungskraft.[1]) Karl der Grosse mit seinen Franken und mittelbar die Baiern müssen umso sorglicher auf Schutz dieses wichtigen Landstriches bedacht gewesen sein. Die Landenge zwischen der Donau und dem Neusiedlersee kommt einem solchen Bedürfnisse durchaus entgegen. Wasserläufe durchziehen das Land; Sümpfe und Gehölze fehlen nicht; noch heute sind dort die Spuren von Gräben, Landwehren, Stauwerken, Verhauen und Brückenköpfen wohl erkennbar. In der Regel jedoch suchten die Feinde dies durchschnittene und leicht zu vertheidigende Gebiet zwischen Strom und See zu vermeiden und drangen südlich vom Neusiedlersee aus dem Raabthale in die Gegend von Güns und Oedenburg vor, um dann, die Spalte zwischen dem Leithagebirge und Rosaliengebirge benützend, etwa an der Stelle, wo später Wiener-Neustadt gegründet wurde, das Wiener Becken zu erreichen (s. Karte I).

---

[1]) Aurelius Victor, c. 40.

Zur Sicherung gegen solchen Angriff war die (im Jahre 869 zuerst genannte, aber wohl ältere) Mark und Feste Pütten, die „Mutterstadt Noricums" (d. h. Oesterreichs) errichtet — metropolis et mater civitatum ad arcendas Pannoniorum devastationes antiquitus constituta sagt die Lebensbeschreibung des heiligen Adalbero. Unfern des Quellgebietes der Leitha erhebt sich Schloss Pütten auf einer steilen Höhe. Die Mark, die vom Semmering bis zu dem früher erwähnten Passe bei Wiener-Neustadt reichte, enthielt neben Pütten noch zahlreiche andere Burgen und befestigte Punkte. Einzelne davon mögen in die Karolingische Zeit nach Vertreibung der Avaren zurückgehen. Die anderen entstanden später mit fortschreitendem Anbau und Wohlstand des Landes. Zusammen bilden sie ein ganzes geschlossenes Befestigungssystem. Auf der Ostseite der sich bis zum Semmering hinziehenden, zwischen dem Rosalien-Gebirge und dem Wiener Walde liegenden Ebene standen die Burgen Sebenstein, Ternberg, Grimmstein, Aspang, Thomasberg und Aichenbüchel. Krumbach ist heute noch ein vertheidigungsfähiger Platz. Alle Kirchen dieser Gegend (der „buckligen Welt") waren befestigt, wie man noch am besten bei Bromberg (Dornberg) gewahrt. In dem Zwickel zwischen dem Püttenbach und der Schwarza boten Schloss Steierberg und Hasbach Schutz, während im Westen der Schwarza die Eingänge zum Wiener Walde durch Burgen, wie Merkenstein und Rauhenstein oder durch befestigte Klausen geschlossen waren. In der Ebene selbst waren, durch Sumpf oder nasse Wiesen geschützt, Ebenfurth, Ebreichsdorf, Landeck und Unter-Waltersdorf. Sie alle liegen auf dem linken Ufer der Leitha und benützten den Fluss als Deckung gegen Ungarn. Den Mittelpunkt und Kern dieses ganzen befestigten Landabschnittes bildete die mächtige Wasserfeste Wiener-Neustadt.[1])

Was später das im Jahre 1192 erbaute Wiener-Neustadt, war in älterer Zeit Pütten, und der diesen merkwürdigen Ort umgebende Kranz von Sagen, sowie die Natur der Dinge legen den Gedanken nahe, dass die Gründung der Feste und Mark Pütten auf Karl zurückgeht. Dieser wichtige Landstrich muss eine starke deutsche Ansiedlung erhalten haben.

---

[1]) Die Darstellung der Befestigungen dieses wichtigen Geländes ist mündlicher Mittheilung von J. Kerner zu danken.

Der Name Pütten scheint auf Niederfranken oder Niederländer hinzudeuten, nördlich von Antwerpen findet man den Ort Pütte und bei Dortrecht den Ort Püttenshoek. Durch die Grafen von Wels-Lambach, als deren Eigenthum Pütten im Jahre 1043 erscheint, sowie durch das Erzstift Salzburg und das Stift Matsee sind Beziehungen zu den oberösterreichischen. von Franken besetzten Traungegenden hergestellt. Diese Ansiedlung nahm einen starken Aufschwung, als die endgiltig besiegten Avaren im Jahre 805 zu Regensburg das Treugelöbniss abgelegt hatten. Sie begann sich auszudehnen bis in die Steiermark und das östliche Ungarn hinein. Zutreffend schildert die damaligen Zustände Domherr Bertalauffy, welcher sagt: „Die fränkischen und bairischen Ansiedler fanden ein von Slaven, Avaren und einzelnen romanischen Volksresten dünn bevölkertes Wild- und Waldland; in den Thälern Sumpf und Moor, an den grossen Flüssen menschenleer, nur in einzelnen Lichtungen und Rodungen bewohnt .... Das Kloster Matsee und das Erzstift Salzburg nahmen die Ländereien an der Raab, Pinka, Lafnitz, Ilz, Nestelbach, Zöbern in Besitz. Es gab zwar auch freie Kleinbesitzer, aber die meisten waren adelige Grossgrundbesitzer, welche Hörige aus der Heimat mitbrachten. Die Colonisirung geschah so, dass man in der Wald- und Moorgegend zerstreute Gehöfte ansiedelte, wie solche noch bis zum heutigen Tage mit wenig Ausnahmen im ganzen Heanzenland und in den angrenzenden deutschen Erblanden vorhanden sind. In leichter zu bearbeitenden Gegenden wurden Dörfer gegründet. Die Ansiedlungen wurden das ganze 9. Jahrhundert hindurch fortgesetzt. Sogar der slavische Vasallenfürst Privina siedelte Deutsche in Unterpannonien im Jahre 841 an.“ [1]) Durch die magyarische Eroberung wurden diese Gründungen aus der Karolingerzeit nicht ganz vertilgt. Die Bewohner zogen sich aus der Ebene und den Flussthälern zurück, erhielten sich aber in den Gebirgs-, Wald- und Moor-Gegenden und mögen nach Besiegung der Magyaren wieder ihre früheren Sitze eingenommen haben.

Als Niederschlag aller dieser Ereignisse, aller dieser Kämpfe, Unterjochungen, Zerstörungen und neuen Besiedlungen ist die Bevölkerung zwischen der Schwarza und Raab hervorgegangen. Ihren zahlreichsten, vielleicht

---

[1]) Nagl, a. a. O., S. 20.

auch ihren ältesten Theil bilden die Hienzen oder Heanzen (das e und a getrennt gesprochen), ein fast vergessener deutscher Stamm, weshalb wir seine Verhältnisse etwas ausführlicher darstellen wollen.

„Wenn man den Landstrich Ungarns nächst der niederösterreichischen und steierischen Grenze mit einer Linie umfängt, die Pressburg gegenüber am rechten Donauufer beginnend, den Karlburg-Wieselburger Donauarm entlang bis gegen Raab und, der Raab aufwärts, an Körmend, das östlich bleibt, vorbei, bis St. Michael nächst Fürstenfeld gezogen wird, so hat man jenen Theil des Reichsbodens bezeichnet, dessen Bewohner, zum grössten Theile deutschen Stammes, sich selbst „Heanzen" nennen und auch von ihren Nachbarn östlich wie westlich so genannt werden." (M. A. v. Becker.[1]) Sie besitzen etwa 100 Geviertmeilen Landes und ihre Zahl wurde von Becker auf 250.000, jetzt aber von Nagl und Zeidler schon weit höher (bis über $^1/_2$ Million) angeschlagen, wobei nicht blos die in Ungarn, sondern auch die in Niederösterreich und Steiermark wohnenden Heanzen mitgerechnet sind. Als ihren Kern bezeichnet Büncker die Gegend von Güns, wo die „Pumm-Heanzen" (die eigentlichen, ächten Heanzen) wohnen; an diesen Kern schliessen sich die Heanzen im Oberwarther, Güsinger und St. Gotthardter Bezirke. Zu den Heanzen im weiteren Sinne rechnet aber Büncker auch noch die Bewohner des Viertels unter dem Manhartsberg in Niederösterreich gegen Mähren zu. Ihrem Aeussern nach schildert eine mündliche Mittheilung von Josef Kerner die Hienzen als mittlere Gestalten, oft mit dicken, viereckigen Köpfen, unter sich ziemlich verschieden, weil sehr gemischt. Büncker schreibt ihnen eine hochgewachsene Art zu, mehr hager als beleibt. Die Farbe der Haare fast durchweg blond, jedoch öfter dunkelblond als hellblond, nur bei Kindern ganz helle Haare häufig; rothblonde nicht ganz selten; Haar ganz schlicht, nicht gelockt. Die Augen vorherrschend licht, jedoch öfter grau als blau. Frauenschönheit selten, harte Arbeit erschöpft sie zu frühe, dagegen finden sich unter den Männern stattliche Erscheinungen. Auch Anton Herrman sagt[2]): Es sind zumeist hohe, hagere, etwas vorgebeugte Gestalten aus Knochen und Sehnen. Das Gesicht ist länglich, das Profil scharf geschnitten,

---

[1]) Oesterreichische Revue, 1863, Band III, S. 282.
[2]) Die Oesterreichisch-ungarische Monarchie, Band IV, S. 392.

mit starker Nase, breitem Munde, schmalen Lippen, oft etwas hervorstehender Oberlippe und schmalem, doch regelmässigem Kinn. Die Burschen haben nicht selten einen strammen Wuchs, schönen Kopf und intelligentes Gesicht mit schwachem Bart; wenn sie jedoch früh heiraten und die Wirthschaft übernehmen, beugt sie die Sorge, wie auch die Mädchen. Oft sind es kleine Grundbesitzer mit früher zumeist alleinstehenden, ganz geschlossenen Höfen, jetzt liegen die Häuser oft an längere Gassen gereiht. Die Bauart ist die fränkische; ein erhöhter Gang, die „Gradn" (Gred) mit hölzernen Säulen zieht sich am Wohnhause hin; das Vorhaus heisst die „Lab'm" (Laube); die Speisekammer „Kitting", einst alleinstehend, ist gewölbt, dicht verschmiert mit Lehm, daher ziemlich feuersicher, das Dach von Stroh. Zuweilen ist das Haus ein vierseitiger Hof, in dessen Mitte dann die mit hölzernem Kranz eingefasste Dunggrube. Fast an keinem Hause fehlt die Traufe (Dachrinne) und gewiss nicht der freie Erker, nämlich der Vorsprung ohne Dach, ebensowenig die Wetterfahne und der Knopf auf dem Dache. Nach mündlicher Mittheilung von Josef Kerner stehen die Häuser in langer Zeile an der Strasse, jedoch nicht ganz rechtwinklig, sondern schief, und zwar derartig, dass jedes vor dem Nachbarhause ein wenig in die Strasse hervorragt. An diesem vorspringenden Punkte besitzt die Wohnstube seitwärts ein schmales Fenster, gleichsam ein Guckloch, wodurch der Bauer Thor und Thüre seines Hofes überblicken kann. Gerade nach der Strasse gehen regelmässig noch zwei grosse Fenster. Am Hause rückwärts liegen oft noch zwei oder drei Wohnungen, sowie auch Stall und Scheuer.

In der angrenzenden Püttner Mark zeigen sich einige Unterschiede. Auf den Häusern der Grossbauern finden sich nach aussen schauende Pferdeköpfe, während die Kleinbauern (Ochsenbauern) sich mit einwärts gerichteten, einen fast ganz geschlossenen Kranz bildenden Ochsenhörnern begnügen, Ochsenhörner, wie sie zahlreich auch in Kärnten als Giebelzier vorkommen. Das einst jedenfalls gottesdienstliche Zeichen erhielt mit der Zeit eine rein praktische Erklärung und Verwendung. Solche Pferdeköpfe trifft man in der „Buckleten Welt" zwischen Edlitz und Krumbach, auch um Zöbern.

Dem Aussenstehenden machen die Heanzen oft den Eindruck der Verschlossenheit, was sich genügend aus ihrer wechselvollen Geschichte erklärt. Als Raufer sind

sie sehr gefürchtet. Von allen Beobachtern wird ihre Thätigkeit und ihre Ausdauer gerühmt. Sie sind handfertig, anstellig, auskunftsreich, durch die Rauhigkeit und Beschränkung ihres Bodens mehr auf Handel und Gewerbe, als auf Landwirthschaft gewiesen. In den magyarischen Dörfern sind die Handwerker grösstentheils Heanzen, auch zu den Erntearbeiten der Fruchtebenen Ungarns stellen sie ein Grosstheil. Sie sind Zimmerleute, Maurer, Drechsler, Siebmacher, Hackenschmiede, Binder, Vogelhändler, Obstgärntner und Hausirer. Gegenüber der Sesshaftigkeit der Magyaren sind sie beweglich wie Zillerthaler und Gotscheer; aber während man diese kennt, bewahren die Heanzen ihr Incognito. Sehr Günstiges berichtet Büncker von den moralischen Zuständen: „Der Deutsche in der Oedenburger Grafschaft (Comitat) hat einen offenen Kopf, ist lern- und wissbegierig und an Bildung all' den anderen Völkerschaften, die ihn umgeben, beiweitem überlegen. Er weiss, dass Bildung im Leben forthilft, daher seine Schulen wahre Prachtbauten, seine Kirchen zu den schönsten des Landes Ungarn gehören; Bibel und Gesangbuch haben kaum irgendwo mehr Werth als dort. Ich glaube nicht, dass sich sobald wieder, zumal unter der protestantischen Bevölkerung, ein deutscher Volksstamm finden lässt, der von so wahrer Religiösität durchdrungen ist, wie der heanzische. Der Bildung und dem religiösen Sinne entspricht sein ganzes Wesen." Nach alter Vätersitte machen sich, wie die Deutschen überhaupt, so auch die Heanzen und ihre Nachbarn übereinander lustig. „Sowohl die angrenzenden Steirer als die Niederösterreicher würden es als einen Schimpf erachten, Heanzen genannt zu werden. Ihrer Anschauung nach liegt jedenfalls nichts Erhebendes in der Bezeichnung Heanze. Der Heanze selbst ist nun wieder stolz auf seinen Namen und würde es als eine Anmassung betrachten, wollte sich einer oder der andere seiner Nachbarn den Namen eines Heanzen zubilligen. Der Heanze selbst dünkt sich über beide erhaben und spricht von dem Einen als ‚Kropfat'n Staira' und vom Anderen als vom ‚Prägna' (anmassend?) oder ‚Moustschädel' mit Geringschätzung." [1]) Einen schönen Zug verrathen die blühenden Schulen; der einsame Stamm hat sich aus diesen Schulen die beste Waffe geschmiedet für den harten Kampf ihres oft so entbehrungsreichen Lebens.

[1]) Mittheilungen der Anthrop. Ges. in Wien, Band XXV., 4. und 5. Heft, 1895.

Ueberdies sind die Heanzen geborene Erzieher und treffliche Lehrer. Hyrtl und Haydn stammen aus ihrem Lande und Liszt, obgleich aus Niederösterreich gebürtig (aus Wöllersdorf), hängt mit den Heanzen zusammen. Wie die berühmten Conti das Grafengeschlecht der Vicentiner Cimbern waren, so können die Eszterházy, die einst Osterhaus hiessen, das Grafengeschlecht der Neusiedler Franken gewesen sein. Durch ihre mannigfaltige Cultur und Arbeit hatten und haben die Heanzen an dem Gedeihen von Ungarn einen ganz bedeutenden, noch niemals völlig gewürdigten Antheil.

Wie man bei einem so abgeschlossenen Volke voraussetzen darf, leben unter ihnen zahlreiche, alterthümliche Gebräuche, die einer eingehenden Darstellung bedürften. Zu Johanni, Ostern und Pfingsten entzünden sie Feuer auf den Anhöhen. Die Nacht des Thomastages heisst „die reiche Nacht". Den Mond nennen die Kinder „Maon-Ahndl" (Mond-Grossväterchen), die Sonne „Sunn-Ahndl", noch ganz im Sinne der Schilderung, die Julius Cäsar von der Religion unserer Vorfahren macht. Aber auch Hexe, Trud, Nocken, Schradl, Rawuzel, Tragerl, Tschankerl, Wauwau gehören zum Inventare des Volksglaubens.

Die Sprache angehend, meint Becker: „Obgleich der Mundart der Heanzen der Typus des Altbaierischen, der auch bei ihren deutschen Nachbarn herrscht, kaum wird abgesprochen werden, so zeigen sich doch Unterschiede, die bei der Nähe und dem lebhaften Verkehre der Nachbarn untereinander auffallend sind. Der Oesterreicher liebt die Kürze im Lautfall, auch wo Zwielaute auszusprechen sind; der Heanze singt, dehnt den Laut und sondert die aufeinander folgenden Selbstlauter schärfer. Sagt der Oesterreicher „Gudn Murgen", so heisst es beim Heanzen „Guid'n Murring"; sagt jener „Voda" und „Mueda", so entgegnet dieser „Vooda" und Muida". Besondere Sprichwörter sind dem Stamme eigen." Wie Herrmann berichtet, nennen die Heanzen den Dienstag „Hart" oder „Irita" (wie Baiern und Niederösterreicher), den Donnerstag „Pfinsta". Die Martini Gerte heisst „Mirtengart'n", Ungarn „Ingerland". Die Heanzen nennen die Ehefrau „sei" (sie), und wenn es regnet, sagen sie „sie (die Himmelsmutter Perchta?) regnet"; ihre Lieblingsfarbe ist blau. Ihre Sprache enthält türkische, magyarische, slavische und altdeutsche Worte und hat so viele Eigenheiten, dass bei dem Wiener-Neustädter Kreisgericht, dessen Vorsitzender lange Zeit J. Kerner war, bei

Vernehmung eines Heanzen oft die Beihilfe eines der Mundart kundigen Kaufmannes als Dolmetsch angerufen wurde. Nagl und Zeidler reden von der „durch fränkisch-schwäbischen Einfluss beherrschten Mundart in der alten Püttener Mark“; sie finden die bezeichnenden ui-Laute an der Rhön und ähnlich im Spessart wieder. Uebrigens dehnt sich diese eigenthümliche Sprechweise auch jenseits der Donau bis tief in das Viertel Unter dem Manhartsberge. Die Grenze liegt etwa bei dem Manhartsberge. Zahlreiche Spuren deuten auf nahe Verwandtschaft zwischen den Bewohnern des unteren Marchlandes und des Leithalandes. (Josef Kerner.)

Ein auf Vorposten stehender Stamm mit einer so schicksalsreichen, wechselvollen Geschichte muss sehr verschiedene Volkstheile in sich aufgenommen haben. Nach Fenyes sind die Heanzen „Nachkommen der von den Römern als Grenzhüter angesiedelten germanischen Krieger, denen weder die vernichtende ‚Geissel Gottes‘, noch die Avarenherrschaft, noch die verheerenden Züge der Magyaren, noch die späteren Einbrüche von Batu Chan oder Soliman, Selim und Mustapha an Sitte, Volksbrauch und Eigenthümlichkeit nationaler Entwicklung geschadet haben.“ Wenn diese Ansicht einer Abstammung von germanischen Söldnern nicht zu erweisen ist, so ist sie auch nicht zu widerlegen. Näherliegend jedoch scheint uns die Annahme, dass die „Bojenwüste“ doch keine vollständige „Wüste“ war, sondern noch Reste der Baiern (Quaden) bewahrt hat. Uebereinstimmend jedoch weisen alle Forscher, die sich seit Schroer mit dem Räthsel der Heanzen beschäftigt haben, auf Karl den Grossen hin. Dieser war es, der das Land bis zur Raab dem Frankenreiche einverleibte, staatlich einrichtete, mit Grenzgrafen besetzte und, wie er allezeit zu thun pflegte, mit deutschen Ansiedlern befestigte. Diese kamen überwiegend aus dem westlichen Altdeutschland. „Mit der grössten Wahrscheinlichkeit, so sagt Becker, lässt sich behaupten, dass die Heanzen sich nicht durch Fortrücken ihrer Nachbarn in Oesterreich und Steiermark gebildet haben. Dem widersprechen Geschichte und ausgeprägter Typus in Sprache, Sitte, Wohnung, Kleidung und Sinnesart.“ Gerade die letzteren Wahrzeichen, also Mundart, Anbau in kleinen Höfen, später Strassendörfern, und ganz besonders der geschmeidigere, auf Gewerbe und Kaufmannschaft gerichtete Sinn des Heanzen mit seiner Neigung zu verstandesmässiger (rationeller) Lebensauffassung, lassen

Franken erkennen, die von ihrem grossen Kaiser zahlreich auf diesen Ehrenposten gestellt sein mögen.

Manches Wahrscheinliche hat übrigens die von Büncker geäusserte Vermuthung, dass die Voreltern der Heanzen einst viel weiter gegen Osten das Land bewohnt, dann aber von den Magyaren gegen Westen getrieben und später durch Einwanderer aus Altdeutschland (den Rheinlanden) verstärkt worden seien. Letzteres könnte unter Kaiser Heinrich III. geschehen sein, der sich mit Regelung der Verhältnisse des Südostens beschäftigte und das Land bis zur Leitha für Deutschland erwarb, und so hätte vielleicht die Vermuthung Schwikker's viel für sich, wonach der Name „Heanzen" den Namen „Heinz" (Abkürzung für Heinrich) in sich berge und die Ansiedler, gleichsam als Kinder des grossen Kaisers aufzufassen seien, im gleichen Sinne, wie dereinst Kaiser Karl von seinen Schutzbefohlenen im Südosten als „Herr Grossvater" gefeiert wurde.

Als besonders fränkisch erscheint mir auch die bei den Heanzen zuweilen vorkommende drastische, malerische, in's Derbste und Uebertriebene streifende Redeweise. So führt Büncker die Ausdrücke einer Mutter an, die zu ihrem Knaben sagte: „Wenn Du noch einmal in den Garten gehst, erschlag ich Dich!" oder auch: „Wenn Du mir nicht gleich weggehst, hau' ich Dir die Füsse ab!" Ganz ähnlich hörte ich von einem Schiffer in Rüdesheim am Rheine seinem Sohne, ihn zum Rudern anfeuernd, zurufen: „Ruderst (rist) Du gleich, sonst stech ich Dir das Genick ab!" Nun, das ist nichts als eine kräftigere Art zu reden, und der so sprach, war ein ganz zärtlicher Hausvater. Das wusste schon Goethe, da er von der „derben" Redeweise am Rhein und Main erzählt und dabei bemerkt „dass freilich manchmal etwas mit unterläuft, was gegen ein zarteres Ohr sich anstössig erweist." Diese Art aber ist fränkisch, und ausser am Rhein und Main — und etwa noch in Niederösterreich an einigen Orten — kenne ich sie von keinem anderen deutschen Stamme.

Zu beachten ist ferner, dass von den in den Vierteln am Manhartsberg am häufigsten vertretenen genitivischen Ortsnamen hier einige vorkommen, so Molfritz (Walfrieds?), Molrams (Walrams?), Diepholz (Dietbalds?) bei Neunkirchen und Wolfs im Südwestwinkel des Neusiedlersees. In der Nähe des Plattensees erscheint das Flüsschen Saale, sowie auch „Raabgescheid" (Wasserscheide gegen die Raab) — bekannte

fränkische Namengebungen. In die gleiche Richtung deutet auch das häufige Vorkommen des heiligen Martin, nach welchem auf Heanzenboden westlich des Neusiedlersees nicht weniger als drei Ortschaften genannt sind, nämlich Mattersdorf (Gross-Martinsdorf), Eisenstadt (Klein-Martinsdorf) und Sanct Martin; bedenkt man, dass noch weiter gegen Osten bei Raab die berühmte Abtei Martinsberg liegt und der Martinsberg „Mons pannonicus“ heisst — wie der Ulrichsberg in Kärnten als Landes-Mittelpunkt „Mons carantanus“ — so erscheint dieses gedrängte Vorkommen von Martinstätten nicht nur als Beweise für die Annahme, dass der heilige Martin, ein geborener „Pannonier“, aus dieser Gegend (aus Martinsberg) stammt, sondern auch als bestimmtes Wahrzeichen fränkischen Einflusses.

Aber wie viele andere Einflüsse mögen zu dem fränkisch-bairischen Kerne der Heanzen hinzugetreten sein! Während im eigentlichen Donauthale die Spuren römischer Volksreste fast fehlen, ganz wenige Walser-Orte (wie so häufig bei Salzburg und an der Traun!) bestehen und der Volksschlag kaum südliche Beimischung verräth, findet man am Neusiedler-See die Dörfer Gols (Gallos) und Valla, und um Steinamanger, dem alten Sabaria, die Orte Rum und Olad, welches letztere im Munde der Wenden unserem deutschen Wals entspricht. Weit zahlreicher als Romanen, sind jedoch Ueberreste turanischer Stämme und ihrer meist wendischen Hörigen vorauszusetzen. Die Annal. Lauresh. vom Jahre 791 berichten von einer ungezählten Menge von gefangenen Männern, Frauen und Kindern, die nach einem Siege des fränkischen Heeres aus dem Avarenlande geführt und wahrscheinlich im Frankenreich vertheilt wurden. Im Jahre 796 werden wiederum 150.000 gefangene Avaren erwähnt, die das von Italien her eingebrochene Heer Pipin's aus Ungarn führte, und Karl der Grosse überwies noch im Jahre 805 einem Avarenhäuptlinge, der zwischen der Donau und Böhmen gesiedelt hatte (etwa an dem Kamp?), auf dessen Bitte neue Wohnsitze zwischen Carnunt und Steinamanger. Wohin diese Avaren, Wenden und deren Mischlinge gebracht wurden, ist nirgends erwähnt. Wir möchten jedoch mit solchen Verpflanzungen viele von den zahlreichen deutschen Orten, die auf „Hunnen“ anklingen, in Verbindung bringen, aus denen dann, als der Ursprung vergessen war, das Wort „hund“ ward, also beispielsweise Hundsheimer Kogel bei Deutsch-Altenburg, Hundsheim (bair. Bezirk Wasserburg), Hundsheim (österr.

Bezirk Mautern), Hundsmark (Salzburg), Hundsburg (Freystadt), Hunzikon (Bern und Thurgau), Hunsrück (auf dem linken Rheinufer), Haunsberg (Salzburg) u. A. Die an manchen Stellen Deutschlands auftauchenden turanischen Typen — dem Verfasser sind solche Erscheinungen begegnet in Niederbaiern, in der Ostschweiz, um Nürnberg, auf dem Hunsrück und der Eiffel — können von dort stammen. Aventin spricht geradezu von „Baiern und Haunen", was auf eine im XV. Jahrhundert noch bestehende Ueberlieferung von starken turanischen Einwanderungen nach Baiern deutet.

Auch von solchen verschickten Avaren mögen Reste in der Mark der Heanzen geblieben sein, wozu später noch Ungarn und Türken, sowie befreite Gefangene aus deren Raubzügen kamen. Von Südwesten näherten sich unserer Gegend ferner steierische Einflüsse und auch die Salzburger Erzbischöfe, zu deren Sprengel die Heanzen gehörten, werden Ansiedler dorthin gebracht haben. Zur Zeit der Gegenreformation wanderten Protestanten aus Oesterreich und Steiermark ein — es leben noch etwa 60.000 Evangelische unter den Heanzen — schwäbische Haidebauern aus der Nähe sandten Sprösslinge dahin, kurz, es bildet das Heanzenland gleichsam ein Oesterreich im Kleinen und zeigt eine Mischung verschiedener Stämme und Völker, wie sie in Europa nur Pannonien oder die Balkanhalbinsel bietet, die aber im Ganzen ein nicht unvortheilhaftes Ergebniss geliefert hat. Rechtzeitig erinnert Zetsche, Bilder aus der Ostmark, daran, dass erst während des dreissigjährigen Krieges im Jahre 1647 die Abtrennung des Heanzenlandes von Niederösterreich und die Uebergabe an Ungarn als Bedingung einer Krönung erzwungen wurde.

Wie aber oft kleine Züge in der Volkskunde wichtig werden können, dafür bietet eine Beobachtung über die Bauerngärten des westlichen Ungarns einen hübschen Beweis. Bekanntlich hat Anton Kerner, der ausgezeichnete Botaniker, dargethan, dass der typische deutsche Bauerngarten im Wesentlichen noch heute die im 70. Capitulare Karls des Grossen „de villis vel curtis imperatoris" empfohlenen Pflanzen enthalte. Nach Aussage von Bischof Haas, selbst einem geborenen Heanzen, trifft man auch im Heanzenlande heute noch die gleichen Obstbäume, Sträucher, Stauden und Kräuter, die der grosse Kaiser zu pflegen befohlen. „Und diese Spuren finden sich auch im Szalader und Baranyaer Comitate bis zum Einflusse der Drau in die Donau." (Nagl, a. a. O., S. 20.)

Was Bischof Haas aus Furcht bei den magyarischen Chauvinisten anzustossen, nur anzudeuten wagte, wird sich ohne Zweifel bei genauerer Forschung mit völliger Sicherheit nachweisen lassen: ein östlich von der Püttner Mark und der Leitha über den Neusiedler-See und den Platten-See hinüber bis Ofen reichendes Deutschthum. In der vormagyarischen Zeit war diese ganze Südwestecke Ungarns, die heute vom Szalaer und Baranyaer Comitat gebildet wird, waren alle die Lande südlich der Donau zwischen Wien, Ofen und Belgrad mit Deutschen besiedelt. Ofen mit dem Schwabenberge und dem Blocksberge war eine Hauptfeste, von wo man auf die allezeit bedrohliche ungarische Tiefebene, das gegen Europas Mitte vorgeschobene Ziel der Sehnsucht und den Tummelplatz der asiatischen Reitervölker hinabblickte. Vielleicht hatten sich in der gebirgigen Umgebung der Stadt noch aus der Zeit der Völkerwanderung Deutsche erhalten. Seltsam spielt um Ofen der Name Sigambria. Mit diesen Ueberresten vereinigten sich nun die neuen Einwanderer. Allein, nach Karl dem Grossen ohne Reichsschutz gelassen, wurden sie nach einer etwa hundertjährigen Siedelung von den Ungarn überfallen und theils niedergemacht, theils gegen Westen zurückgedrängt. Das Deutschthum dort ward zerrissen, und an seinen zerstreuten Blöcken nagen die ungarischen Wogen nun schon ein Jahrtausend lang, ohne sie ganz zerstören zu können. Und seine Spuren sind wohl erkennbar. Das Flüsschen Zala ist nichts anderes, als eine der zahlreichen fränkischen „Saalen“, das Szalader Comitat nichts anderes als die Saale-Grafschaft. Dem Orte Zala-Egerszeg muss irgend ein Saalstadt oder Saalburg zu Grunde liegen. Eine andere Saalburg, auch Moosburg genannt (s. Karte I), lag am südwestlichen Ende des Platten-Sees und ihr Name ist in Zalavár erhalten. Der Bakonya-Wald ist ein deutscher Buchenwald und er bildet, wie die Pflanzenkunde lehrt, neben der Insel Rügen den zweiten Mittelpunkt für die Verbreitung der Buche in Mitteleuropa. Und wie im Szalader Comitate, steht es in den heutigen Comitaten Baranya, Somogy und Zala, die sämmtlich — nach Franz Salomon — aus der grossen Saale-Mark Karls des Grossen entstanden sind. Vergeblich bemüht sich die „Ungarische historische Gesellschaft“ diese Namen von der Landkarte Ungarns wegzuwischen. Vergeblich ward dort versichert, „unter Quinque basilicae des Salzburger Anonymus sei nicht nur nicht Fünfkirchen, sondern überhaupt kein Ortsname zu verstehen.“

Eine solche Geschichtsauffassung hat keine Dauer in sich. Gerade diese Lande, die heute das südwestliche Ungarn bilden, müssen eine Hauptschöpfung Karls des Grossen gewesen sein, und das grosse Interesse, das sich an die Heanzen knüpft, beruht darauf, dass diese ein zusammengepresster Ueberrest jener grossen Karolingischen Pflanzung sein mögen, die sich bis in die Mündungsgegend von Drau und Save erstreckte.

Vielleicht knüpften diese Niederlassungen an ältere deutsche Volksreste aus römischer und vorrömischer Zeit an. Die Stadt Sirmium, Geburtsort von Kaiser Probus, wird als eine Stadt der „Taurisker" bezeichnet, womit die Tauernbewohner (Noriker, das ist Baiern-Oesterreicher) gemeint sind. Nach Ptolemäus stand bei Essegg ein Teutoburgium. Später hatten hier die Gothen einen Hauptsitz. Die Zeit von nicht ganz dreihundert Jahren, die zwischen Odoaker und Karl dem Grossen verfloss, ist nicht lang genug, um eine Fortdauer bairisch-gothischer Bewohner an dieser geschützten Stelle unwahrscheinlich zu machen. Hier also, in Slavonien und Sirmien, jenen fruchtbaren, wohlgeschützten und ostwärts gegen Byzanz und Kleinasien blickenden Gegenden zwischen der unteren Save und der Donau, die etwa von den Städten Essegg, Vukovar, Peterwardein, Neusatz, Mitrowitz und Semlin umgrenzt werden, gründete Karl eine fränkische Ansiedlung, deren Hauptort „Francavilla" (F r a n k e n b u r g) genannt wird (s. K a r t e I). Er folgte darin, wie in so Vielem, den Spuren der Römer; in der Nähe von Mitrowitz war die blühende Römerstadt Sirmium gestanden, und der heutige Name des Städtchens Rum bezeugt noch fortdauernde Erinnerung aus jener Zeit. Allein die Nachrichten über diese Gründung Karls des Grossen sind so dürftig, die späteren Schicksale der Ansiedlung so dunkel, dass ich mich auf wenige Andeutungen beschränken muss.

Im Typus der Bevölkerung treten noch, wenn auch selten, germanische Züge auf; ich selbst sah in Semlin derartige blonde Erscheinungen, die mein Erstaunen erregten. Der Name des südlich von Palanka gelegenen Bergzuges Fruska gora (nach K r o n e s, Geschichte Oesterreichs, I., S. 363, soviel wie Frenska gora) bezeichnet ohne Zweifel „Frankengebirge"; nahe dabei liegen die Ortschaften Schid (Scheide, Grenze) und Nemce (Deutsch). Auch ein Vuchin mit dem Flüsschen Vuchinska, welche an die Wochein und Wachau erinnern, und der Ort Ferichance (Frankstadt) kommen vor. Allein damit sind für jetzt diese Spuren erschöpft.

Nach alledem sehen wir östlich von der Püttner Mark um die Raab über den Neusiedlersee und Plattensee hinüber ein ausgedehntes Deutschthum von Karl dem Grossen eingerichtet, das mit dem „Frankochorion" an der unteren Drau und Sau zusammenhing und, vom westlichen Gebirgslande her, das ganze Ungarn umfasste und bis zu der Grenze der Balkanhalbinsel begleitete. Wären Karl's Nachfolger halbwegs so starke Männer gewesen wie der grosse Kaiser, so würde das deutsche Volksthum heute unzweifelhaft bis gegen Belgrad herrschend sein.

Dass aber der Einbruch der Magyaren die Pflanzungen — sie bestanden immerhin von etwa 800 bis 900 — wohl geschwächt, zerrüttet und vom Mutterlande abgeschnitten, aber doch nicht ganz zerstört hat, wird anzunehmen sein.

XVIII. Ansiedlungen in Tirol, Kärnten, Krain und Steiermark.

Verlassen wir nun die Donaulinie und wenden uns den Ansiedlungen an der oberen Drau zu.

Das Pusterthal, das von Toblach ostwärts eigentlich Drauthal heissen sollte, setzt sich jenseits der Wasserscheide von Toblach westwärts als Rienzthal bis in das Herz von Tirol, bis in die Brennergegend, fort. Hier nun, wo heute die Franzensfeste drei Hauptstrassen beherrscht, sind Spuren fränkischer Ansiedlungen wahrnehmbar mit den Mittelpunkten Brunecken und Brixen. Bei Brunecken erscheinen die sonst in Tirol fast gar nicht vorkommenden Ortsnamen auf heim, also Dietenheim, sowie Dorf und Schloss Uttenheim. Wenn der Name des Ortes Pfalzen auf eine kaiserliche Pfalz zurückweist, würde die Erklärung noch leichter sein. In der Nähe liegen ferner die Orte St. Georg und St. Siegmund und (zweimal) St. Martin — alle drei bekannte Frankenpatrone. Und es ist vielleicht kein Zufall, dass die Namen Olang, sowie weiter die Rienz hinab Walchhorn und Welsberg uns südliche Volksreste erblicken lassen, die nach der deutschen Eroberung als Zinsbauern in die Gewalt der Herrscher, also Karls des Grossen, übergingen, an deren Behandlung die Franken von Haus aus gewöhnt waren und deren Geschick in Anbau und Gärtnerei sie wohl zu verwenden wussten. Was Brixen betrifft, so hat schon von Rumohr bemerkt, dass Klima, Anbau und besonders der hier beginnende Weinbau, Erzeugnisse, Sitte und Mundart an den Rhein erinnern. Brixens Fürstbischöfe

wurden auch später oft aus dem rheinischen Adel entnommen, was ebensogut Folge als Ursache rheinfränkischer Verwandtschaft sein kann.

Weiter im Pusterthale abwärts an der Drau und schon in Kärnten lag eine bedeutende Pflanzung von Sachsen, deren Stammesurkunde noch in dem Namen Sachsenburg fortlebt. Sachsenburg nimmt eine wichtige Stelle ein; die Berge rücken nahe zusammen zu einer Enge; überdies bildet der Fluss ein Knie. Hart davor mündet die vom Grossglockner herabkommende Möll in die Drau. Valvassor sagt von diesem Orte: „Es ist ein feiner, mit Ringmauern geschlossener Markt und eine ziemlich starke Klausen oder Pass, einen Feind aufzuhalten; über dem Markt hat es drei Schlösser auf hohen, steilen Bergen, deren eines höher als das andere liegt, aber jetzt (Ende des 17. Jahrhunderts) alle verlassen sind." Sachsenburg liegt auf der in die Drau vorstossenden Spitze eines Felsenzuges und ist auf drei Seiten von diesem Wildwasser umgeben. Da die vierte Seite steil in die Höhe steigt und mit drei Burgen besetzt war, besass der Ort eine für die damalige Zeit nicht zu unterschätzende Festigkeit. Eine Brücke führte hier über die Drau, die Feste verwahrte also Drauthal, Möllthal und Flussübergang, ja sie erstreckte, wenn sie gut besetzt war, ihren Schutz auch abwärts auf das Lieserthal, durch welches schon in der Römerzeit die Hauptstrasse von Aquileja über Tarvis—Villach oder den Pleckenpass in's Gailthal und dann über den Gailberg und Radstätter Tauern nach Salzburg zog. Nördlich von Sachsenburg liegt der Sachsenberg und der über den Sachsenberg in das Möllthal führende Weg heisst der Sachsenweg. Hinsichtlich des letzteren Namens ist zu beachten, dass wir schon den Namen „Sachsengang" an der Donau und „Friesenweg" am Neckar angetroffen haben — eine aus der Volksgeschichte und Volkserinnerung geflossene Namengebung, welche das Andenken an jene Zeit der Ansiedlung malerisch festhält.

Als eine Friesen-Niederlassung möchte das im Norden Kärntens an der Metnitz nahe dem Passe nach Steiermark gelegene Friesach zu deuten sein. Noch bezeichnet man in Friesach ein Steinbild, zwei Männerköpfe darstellend, als „Fries und Sachs"; das Bild ist römischen Ursprungs, die Bezeichnung also irrig und auch die Ableitung insoferne unrichtig, als der Name „Sachs" im Worte „Friesach" selbstverständlich nicht vorkommt. Anders aber steht es um den Namen „Fries". Das Thal,

worin Friesach liegt, ist heute noch feucht und stellenweise sumpfig, in alter Zeit aber wird es geradezu Sumpf gewesen sein, da die vom Süden über Villach heraufstreichende Römerstrasse das Hauptthal kurz vor Friesach verliess und, um diese Strecke zu vermeiden, durch das Gurkthal, seitwärts einen Umweg machend, auswich. Heute sind die Gewässer in eine feste, sichere Rinne gelegt und als nasser Schutzgraben um die alte, berühmte Salzburger Feste Friesach gezogen. Alles dies deutet auf planmässige Entsumpfung und eine Umgestaltung, zu welcher in deutscher Zeit nur die Friesen die Kenntniss und Fähigkeit besassen. Dazu kommt dann noch der Name und die Ueberlieferung, um Friesach als Siedlung von Friesen wahrscheinlich zu machen. Ein anderes Friesach („Friesack") liegt bei Neu-Ruppin in Brandenburg; dort ist die ganze Gegend offenbar von Friesen und Niederländern besiedelt; ein Theil trägt noch den Namen „Neu-Holland". In Kärnten gibt es noch ein „Fresach" im Gailthale.

Wir befinden uns nun schon in Kärnten und möchten über die Lage dieses Landes Einiges einflechten. Kärnten könnte man ein zweites Niederösterreich nennen. Wie letzteres an die Donau, so reiht sich Kärnten an die Draulinie, es beginnt bei Oberdrauburg und endet bei Unterdrauburg, in welcher Gleichheit des Namens schon eine sonst bei unseren Vorfahren nicht übliche Planmässigkeit der Anlage sich ausspricht. Auf Grund der Draulinie baut sich Kärnten als ein Dreieck auf, dessen Spitze unweit Friesach und des alten Noreja (Neumarkt) in dem in das Murthal hinüberführenden Passe bei Einöd liegt. Von hier ergiessen sich Metnitz, Glan und Gurk zur Drau südwärts hinab und ihre Thalungen schliessen zwischen Sanct Veit, der alten Landeshauptstadt, und dem neueren Klagenfurt (Glanfurt) das Zollfeld bei Maria-Saal ein, wo etwa der geographische und staatliche Mittelpunkt des Landes gelegen ist. Mit Recht nennt Oehlmann Kärnten „das eigentliche Herzland des östlichen Alpentheiles". Kärnten ist zugleich ein alpines Schlesien mit Schliessen und Verschluss gegen Osten und Süden: wenn gegen Osten gesichert, sperrt es die bis ins Herz von Tirol dringende Drau, deren Thal so oft die aus Pannonien heraufstürmenden Nomaden gesehen hat, und umfasst gleichzeitig ein ganzes Bündel von Pässen und Strassen nach Italien, die alle in das bemerkenswerthe Mittelglied Villach-Tarvis münden (Predil, Pontafel, auch Plecken nach

Italien; Wurzen nach Krain; Gailthal, Pusterthal, Ossiacher Seestrasse und Wörther Seestrasse als Verbindung mit Westen und Norden). Wie die Römer, so erkannten auch die Franken die ganze Bedeutung dieses Schlüssellandes. Karl der Grosse, sein Enkel Ludwig der Deutsche, sein Urenkel Karlmann und dessen Sohn Arnulf hielten sich länger oder kürzer in Kärnten auf. Sie mochten Kärnten keinem anderen Fürstengeschlecht anvertrauen, sondern behielten es ihren Angehörigen vor. Karl der Grosse feierte im Jahre 776 das Osterfest zu Tarvis und Kaiser Arnulf das Weihnachtsfest im Jahre 888 auf der Pfalz Karnburg bei Klagenfurt. Von hier zog Arnulf zum Kampfe gegen die Normannen aus, und Kärntner mögen gewiss viel zum glorreichen Siege von Löwen (891) beigetragen haben, welcher jene wilden Seeräuber bändigte. Eine Zeitlang schien es, als sollte Kärnten (mit Baiern) das Hauptland Deutschlands und Sitz der Karolinger werden. Demnach sind hier schon aus Gründen der Politik starke fränkische Einwanderungen, denen sich Friesen und Sachsen anschlossen, vorauszusetzen. Eine Bestätigung findet diese Annahme durch die Stammgehörigkeit der Karolinger selbst, welche die Ansiedlung von Stammgenossen zwischen Baiern und Slovenen begünstigen mussten; in dieselbe Richtung wird unser Auge gelenkt durch die Thatsache, dass die nach Untergang der Karolinger vorwiegenden Geschlechter der Eppensteiner und Sponheimer fränkischen Ursprungs sind, wie denn auch die geistlichen Herrschaften und Klöster theilweise nach Frankenland deuten; dafür spricht weiter der Umstand, dass Kärnten — zur Karolingerzeit eine grosse Mark, welche die Steiermark, ferner Theile Ungarns, Niederösterreichs, Tirols, sowie Krain, Friaul, Istrien und die Mark Verona umschloss — sehr viel Königsboden enthielt, dessen Mittelpunkt die alte „Pfalzgrafschaft“ Karnburg mit dem Mons Carantanus (heute Ulrichsberg) und der Moosburg nördlich des Wörther Sees bildete, neben welchen noch neun in Kärnten verstreute Pfalzhöfe (Friesach, Gurk, Trahof, Gurnitz, Grafendorf, Treffen, Osterwitz, Grabfeld, Viktring) genannt werden; dahin weist das Vorkommen des Frankenwortes Sal oder Saal in den Mittelpunkten Kärntens, dem Zollfelde (Salfelde) und der dabei liegenden Mutterkirche Maria-Saal; das bezeugt ferner der von Lexer und Nagl sichergestellte fränkische Einschlag in der Kärntner Mundart, sowie das Auftreten von Ortsnamen, die auf Franken (und

Sachsen) hindeuten. Kärnten stand in engem Zusammenhange mit dem Salzburger Lande, wie heute noch in Sitte und Art des Volkes wahrzunehmen ist; das Bindeglied für beide war die alte Römerstrasse von Spital im Drauthale über den Radstätter Tauern in das Thal der Salzach nach Salzburg. Die Wichtigkeit dieser Strasse für die Zeit des Mittelalters ist sehr hoch anzuschlagen.[1]) Jahrhunderte hindurch gingen die Venediger Waaren vorzugsweise über Cividale (Sibidat) oder Tarvis-Villach, und von Villach theilte sich der Handel in drei Züge, von denen der eine östlich über Laibach und der zweite nördlich über Neumarkt und den Semmering, gegen Wien strich, der dritte, mehr für Süddeutschland bestimmte, jedoch mehr westlich über den schon erwähnten Katschberg und den Radstätter Tauern durch den Pass Lueg nach Salzburg führte. Diese dritte Strasse nun, gleich bedeutsam wie für den Handel so auch für Krieg und Staatskunst, erschien den fränkischen und späteren deutschen Kaisern so wichtig, dass sie — wie der Rheinstrom — den Stammesfürsten entzogen und in die Hand geistlicher Fürsten gelegt ward. Und an dieser Strasse begegnen uns dann auch, merkwürdig genug, die Namen Karlsberg und Frankenberg, letzterer als Bezeichnung eines bei St. Peter und St. Georgen gelegenen Berges, welcher, auf Römerspuren, einen wichtigen Abschnitt am Passe bildet. Auch die Familiennamen „Rheinfrank“ und „Prankhofer“ deuten auf fränkische Ansiedler.[2])

Dass auch niedersächsische und niederländische Volkstheile an der Besiedlung Kärntens Antheil hatten, ward schon früher bei Erörterung von Sachsenburg an der Drau und Friesach an der Mettnitz erwähnt. Das Kärntner Landschaf soll gleichen Stammes sein mit den Haideschafen Norddeutschlands. Die Gegend um den Wörthersee scheint von Friesen besiedelt. Unter den altansässigen Sippen fehlen die bairischen, nach der Oertlichkeit geschöpften Namen (wie Mitterecker, Vordermayer u. s. w.), dagegen stellen sich alte schwere Freinamen ein, wie Ulbing, Wran, Bürger, Werzer (von Wörth?). Die vielen Ortsnamen auf „dorf“ mögen, zum Theile wenigstens, ebendahin weisen. Und sicher ist es kein Zufall, wenn sich Launsdorf und Lieding im Saargebiet auch in Kärnten wiederfinden, nämlich Launsdorf bei Friesach und Lieding bei Gurk.

---

[1]) von Zahn, Die deutschen Burgen in Friaul, Graz 1883. S. 63.
[2]) Dr. V. P. in der „Carinthia“ Nr. 5—6, Klagenfurt 1900.

Neben dem mächtigen Salzburg finden wir auch das entfernte Bisthum Bamberg in Kärnten als Oberherrn von Villach und eines Theiles des Lavanthales. „Bamberg — meint Hormayr — war für Kärnten, was Passau für die Erzherzogthümer." Gerade wegen des Vorhandenseins fränkischer Ansiedler in Kärnten mag Bamberg zu dieser Stellung erkoren worden sein, und durch das fränkische Bamberg kamen wieder neue fränkische Einflüsse nach Kärnten. Heute noch ist der fränkische Kern an der Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Geschmeidigkeit des Villacher Völkchens unverkennbar. Im Lavanthale deutet der Ortsname Frantschach, welcher, nach Miklosich, etwa westdeutschem Frankenheim entspräche, auf ältere Niederlassungen dieses Stammes. An der Draulinie aber, da, wo sich dieser Strom schon Ungarn nähert, erscheinen die Ortsnamen Frankenberg und Frankenstein bei Völkermarkt, wahrscheinlich Spuren einer durch Magyaren und Türken erschütterten, aber doch nicht völlig zerstörten fränkischen Ansiedlung zur Behütung der Draupässe gegen Ungarn.[1])

Kärnten war, wie gesagt, besonders reich an Königsboden. Noch wenig beachtet blieb bisher auch das häufige Vorkommen des Namens von Kaiser Karl in Kärnten und den benachbarten Alpenländern. Die Heldengestalt des langherrschenden, hochgebildeten, waffenmächtigen und höchst erfolgreichen Kaisers, der für die östlichen Alpenländer besonders die Befreiung von der Avarenpein und die Erschliessung fast ungemessener Räume für die deutsche Ansiedlung bewirkte, muss auf das dankbare Volk einen tiefen Eindruck gemacht haben, der nach deutscher Sitte in den Ortsnamen dauernd festgelegt ward. Gleichwie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 140 Orte nach Washington und nicht wenige nach Bismarck genannt wurden, so geschah es damals mit dem Namen Karls des Grossen sowohl im heutigen Deutschland, wie in Oesterreich. Karlsburg an der Lippe, Karlstadt und Karlsburg am Maine, Karlstein bei Corvey, die grosse Burg Karlstein bei der wichtigen Salzstätte Reichenhall, Karlshafen an der Weser, mögen als Beispiele dienen. Der Donau-Maincanal sollte „Karlsgraben" heissen, und in der Nähe von Bremen, da wo Karl zur Eroberung des Landes Hadeln durchzog und die Weser überschritt,

---

[1]) Ein befestigter Landabschnitt war der Turiawald an der Drau zwischen Villach und Klagenfurt, ein gebirgiges Waldland, das nur durch fünf „Thüren" (daher der Name!) zugänglich war. Näheres darüber in „Zufluchtsorte im Drauthale", Carinthia, I. 1898, Heft 6.

begegnen wir einem „Karlsweg".[1]) Nicht anders steht es in Oesterreich. Bei Madonna di Campiglio an dem Passe, der von Dimaro im Sulzberg in Tirol über Ranten nach dem Sarcathale führt, liegt Karlslager (Campo di Carlo Magno); hier schlug Karl im Jahre 774 ein Lager auf, als er von Bozen kommend auf einem Seitenpfade den lombardischen Besatzungen im Etschthale in den Rücken fiel. Auch Branzoll in Südtirol (Brancole) mag aus jener Zeit den Frankennamen tragen. Karlsnock (Karlsberg) oder Königstuhl heisst der aussichtsreiche, gewaltige Berg im Norden Kärntens, wo die Gebiete von Kärnten, Salzburg und Steiermark zusammenstossen und wo, nach der Sage, der Freimann Carolus im rothen Mantel schläft. In der Nähe befindet sich das über 5000 Fuss hoch gelegene Karlbad. Karlstein war eine Burg bei Ossiach am Ossiacher See, unfern der Karolinger Pfalz Moosburg bei Pörtschach. Eine Karlhöhe liegt am Kreuzeck und der Ort Karldorf bei der Römerstätte Teurnia, heute St. Peter im Holze bei Spital an der Drau. Aehnlichen Ortsnamen begegnet man in Tirol und Steiermark. Karleboden oder Alte Karle heisst ein vielbesuchter Aussichtspunkt bei Mühlbach im oberen Pusterthale. Eine Karlesspitze, Karlesferner, Karlesköpfe trifft man im Oetzthal, das Karlinger-Kees im Kaprunerthale in der Glocknergruppe, Karls-Eisfeld am Dachstein und den Karlhochkogel bei Mariazell in Steiermark. Nicht unbekannt ist mir, dass manche dieser Namen auf „Kar" (Hochthal) zurückgeführt werden. Dies mag vorkommen, aber die weite Verbreitung des Karlnamens auch ausserhalb der Alpen, wo es vom Kar weder das Wort noch die Sache gibt, spricht für unsere Ableitung. Dabei sehe ich von den vielen Namen mit „Kaiser" und „König" ab, von denen gewiss einzelne auf Karl den Grossen, den ersten deutschen Kaiser, zurückgehen. Gerade im 9., 10. und 11. Jahrhundert war ja wohl bei gewaltiger Ausdehnung des deutschen Ansiedlungsgebietes, sowie später bei dichter werdender Bevölkerung und fortschreitender Cultur die Zeit der Namengebung gekommen und man nannte zahlreiche Orte nach Karl dem Grossen. In dieser Hinsicht sind Namen ja doch nur ein Niederschlag des Volksgeistes und der Volkserinnerung. „Unzählig sind (in Oesterreich) die Beziehungen der Karls-Sage. Seine Mutter, die mythische Bertha, stammt aus Ungarn.

[1]) Almer's Marschenbuch, S. 239.

Nach Ungarn weist die Gestalt des Riesen Roboster. Karl's Schwester, Constanze, wird dort Königin . . Ueber Oesterreich zieht Karl ins heilige Land, Herzog Naims von Baiern gehört der Ostmark an. Während Karl in Ungarn ist, bringt ihm ein Engel die Botschaft, dass seine Frau, verzweifelt ob seiner Abwesenheit, zu neuer Ehe schreiten will. Der Oesterreicher Enikel kennt ein humoristisches Sprichwort von „Karl's Recht". Die Kaiserchronik weiss von seinem „Bauernrecht" zu erzählen. . . . Die Wiener Sage bringt ihn mit der Kirche von St. Stefan und von Maria Lanzendorf in Verbindung . . . Ein ganzer Sagenkreis umgibt seinen Aufenthalt im Untersberg zu Salzburg" (Nagl). Nach Hormayr (Oesterr. Plut. I. 158) wird Karl der Grosse auch als Stifter der uralten Peterskirche in Wien genannt.

Für Kärnten weist Dr. v. Jaksch die Spuren einer schachbretförmigen Ansiedlung von Deutschen und Slovenen nach. Zur Vereinigung beider Volksstämme in dieser wichtigen Oertlichkeit scheint die angeblich von Karl's Vertrauten, dem Markgrafen Gerold, geschaffene Herzogshuldigung auf dem Salfelde ins Leben gerufen.[1])

So viel über Kärnten.

Wenn Kärnten das deutsche Drauland, so war Krain das deutsche Saveland. Die Mark Krain, zur grossen Friauler Mark gehörig, ist eine Schöpfung Karl's des Grossen aus dem Jahre 799. Auch für Krain sind zahlreiche Beziehungen mit den alten deutschen Stämmen, auch nichtbaierischen, nachgewiesen. Nicht wenige Krainer Edelgeschlechter lebten nach fränkischem Rechte. Mitten in Krain erscheinen urkundlich vornehme Sippen, die erklären, nach salischem Rechte zu leben (Muchar, Steiermark II., S. 27), Franken brachten nach Krain die Verehrung des heiligen Martin und der heiligen Gertrude, vielleicht auch der heiligen Margaretha, die bei Krainburg als Maria mit dem Pferde eine berühmte Heilstätte besass. Dem heiligen Martin sind in Krain vier alte Pfarren geweiht, und an vielen anderen Orten wird er als Patron verehrt. Bis in die neuere Zeit gingen regelmässige Walfahrtszüge von Krain nach dem Niederrheine, und Rath und Richter von Laibach und Krainburg, den beiden Hauptorten des Landes, errichteten ein Beneficium in Aachen, der Stadt des grossen Karl[2]).

---

[1]) Näheres darüber bei Peez, Haine und Heiligthümer, S. 54—58.

[2]) Letzteres nach Mittheilung der Herren Custos Professor Müllner und K. Schmidt in Laibach.

Für eine fränkisch-friesische Ansiedlung halte ich die Wochein in Krain. Wie der Name, so erinnert auch die abgeschlossene, feste Lage an die Wachau in Niederösterreich. Das Ländchen senkt sich vom Triglav herab und dehnte sich in alter Zeit wohl auch über die Umgegend von Veldes aus.

Was hier vor Allem auffällt, ist der mächtige Bau der Bevölkerung. Die Wochein lieferte zu dem einst in Oesterreich bestehenden Grenadiercorps die stattlichsten Leute. Wenn man diese starken Männer mit knochigen, mächtigen Köpfen und Gesichtern, breiter Brust und sehnigen Armen in ihren schwarzen Lederhosen und weissen, faltigen Hemdärmeln trotzig und selbstbewusst einherschreiten sieht, wird man sofort an Niederfranken oder Friesen erinnert. So mögen die Buren in Südafrika ausschauen. Das sind keine Wenden! Der Kern muss deutsches Blut erster Classe gewesen sein, obwohl im Laufe der Jahrhunderte wendische und italienische Bestandtheile dazu kamen und die slovenische Sprache zu überwiegen beginnt.

Die Wochein liegt etwas seitab von dem Savethal, flankirt es jedoch und besitzt durch das Trentathal einen Zugang nach dem Küstenlande und dem Adriatischen Meere.

Nicht weit von der Wochein entfernt zog die Hauptstrasse der Römer mit dem Norden und Osten über den Dranberg (mons Adrana). Von Italien (Aquileja) kommend, erreichte sie das schon mit der Argonautensage verknüpfte Laibach, überschritt hier die Save, erreichte mit dem Dranberge einen überaus leichten Alpenpass und strich dann in zwei mächtigen Armen rechts ostwärts über Sissek zur unteren Donau und der Balkanhalbinsel, links aber durch das ungarische Grenzland mit Benützung des Raabthales nach Carnunt bei Wien in die Donaulande. Dass an dieser für Krieg und Handel wichtigen Ader deutsche Niederlassungen auf schon slovenischem Boden nicht fehlen würden, liess sich im voraus annehmen. Und wirklich treffen wir hier Franzdorf, wahrscheinlich nur den Ueberrest einer von den Magyaren zerstörten fränkischen Pflanzung. Hart dabei trägt ein fruchtbares Becken an der Sann bei Cilli den Namen „das Sachsenfeld“ mit dem Hauptorte gleichen Namens. Das schöne Gelände umfasst das ganze mittlere Sannthal von St. Peter bis Cilli. Die um das heute noch deutsche Cilli liegenden Orte Lehndorf, Arndorf, Gutendorf, Niederdorf, Burgdorf, Bischofdorf

und Tuchern tragen nichtbairische Namensprägung. Einer verwandten Gruppe solcher Orte — Brunndorf, Niederdorf, Unter- und Ober-Seedorf, Grafenagger und Iggdorf — begegnet man am Laibacher Moor. Die letzte merkwürdige Oertlichkeit wäre ganz danach geschaffen, um Friesen anzulocken, und wirklich ist Loubach ein alter Friesenname, sowie auch das gleichfalls am Laibacher Moore gelegene Sonek.[1]) An dem engen und wichtigen Zugange, wo heute die Eisenbahn, nachdem sie einen Theil des Laibacher Moores übersetzt, wieder das feste Land betritt, liegt wiederum ein Franzdorf.

In der Steiermark mahnt Frankofzen bei Friedau an fränkische Siedler. Das Herrschergeschlecht der Steiermark vor den Habsburgern stammte aus dem Traungau, wodurch Stenzel's und Büdinger's Anschauung bestätigt wird, dass aus den von Karl dem Grossen gegründeten fränkischen Ansiedlungen in Oesterreich vornehmlich jene Herren und landesherrlichen Diener gewählt wurden, welche, dem Könige persönlich verpflichtet und mit Gütern desselben belehnt, vorzugsweise zur Vertheidigung der festen Plätze in den Marken verpflichtet waren. In die Steiermark sind noch im Jahre 1330 unter Albrecht dem Lahmen fränkische, schwäbische und sächsische Herren gerufen worden. Das Bauernhaus in der Nähe von Feldbach bei Gleichenberg, auf dem schwersten, einst jedenfalls sumpfigen Boden des Landes, trägt friesisch-niedersächsischen Typus.

Mit dem Orte Frankenberg an der Raab (noch in Steiermark) an einer alten Römerstrasse bei Gleisdorf sind wir wieder im Donaugebiete und zwar an der ungarischen Grenze angelangt. Auf ungarischem Boden bedürfen die Ansiedlungen der „Schwaben“ zwischen Wyssehrad (Weissenburg) und Ofen noch genauerer Prüfung; vielleicht werden sich noch Reste aus vorrömischer Suevenzeit (woher noch der Name „Schwaben“ für alle Deutschen in Ungarn und der Balkanhalbinsel) ergeben.

Jedenfalls haben wir gesehen, wie die Donaulande von Regensburg und Passau bis gegen Esseg von Karl dem Grossen mit Ansiedlungen bedacht wurden, über deren Dichte und Grösse freilich nur Vermuthungen

[1]) R. Schröder, Die niederländischen Colonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters, S. 25.

angestellt werden können. Mit dieser Besetzung des Stromes, der damals zugleich die wichtigste Handelsstrasse nach Byzanz und dem Oriente war, ging die Colonisation der östlichen Alpenländer gleichen Schrittes, und es mögen die letzteren, als der Magyaren-Einbruch erfolgte, einen Theil der vor den Turaniern flüchtenden Deutschen und Slaven aufgenommen haben. Andere Theile aber blieben auch unter der magyarischen Herrschaft bestehen, und haben, wie wir sehen, in Ungarn bis zur Gegenwart sich erhalten.

XIX. Ansiedlungen in Mähren (Böhmen) und Schlesien.

Wenden wir nun unsere Blicke nordwärts nach den Sudetenländern!

Die fränkischen Siege hatten Böhmen und Mähren von den Avaren befreit, deren grausames und erniedrigendes Walten von den czechischen Chronisten in den lebhaftesten Farben geschildert ist.

Beide Länder wurden nun in den christlichen und deutschen Culturkreis einbezogen.

Im Jahre 805 rückten die Heere Karl's des Grossen von drei Seiten in Böhmen ein, und ein zweiter Krieg von 807 vollendete die Unterwerfung. Einhard nennt die Czechen ausdrücklich ein zinspflichtiges Volk, und der czechische Kosmas sagt: „Solches Gesetz gab uns Pipin, der Sohn des grossen Königs Karl, dass wir jährlich den Nachfolgern des Kaisers 120 erlesene Ochsen und 500 Mark Silber liefern."[1]) Die Mährer gelobten Karl dem Grossen auf dem berühmten Reichstage von Regensburg im Jahre 803 Gehorsam, ihre Fürsten wurden Vasallen.

Die Wichtigkeit Mährens sowie des benachbarten Schlesiens als der Uebergangslande zu dem Weichselgebiete und Russland, sowie zur Ostsee und nach Scandinavien war wohlbekannt. Beweis dafür die Namen, denn March und Mähren hängen mit „Mark" zusammen und „Schlesien" ist eben die nördliche Schliesse, ein Verschluss gegen die aus den russischen Ebenen kommenden Turanier, diese uralten Bedränger Europas. In dem Quellengebiete der March, Betschwa und Oder befindet sich nämlich die niederste Einsenkung in der grossen Wasserscheide, die von Gibraltar bis zum Wolchonsky-Wald Europa durchzieht; hier war denn auch die Stelle, wo die Turanier, wenn sie nicht längs der

---

[1]) Cosmas, chronica Bohemorum. Pertz. SS. IX. S. 72.

Donau und Drau heraufsprengten, in Mitteleuropa einzubrechen pflegten. Das feste Olmütz war Jahrhunderte hindurch die Behüterin dieser Pässe. In früherer Zeit nun scheint, nach Sitte der Väter, ein ganzer befestigter Landstrich, welcher die aus Ungarn kommende Jablunkaustrasse beherrscht, jene Rolle ausgefüllt zu haben, die später, in der Zeit der Stadtfesten, auf Olmütz überging. Inmitten dieses Geländes finden wir den Ort Frankstadt (s. Karte), und dabei die Orte Stramberg, Freiberg, Braunsberg — alles Namen, die aus der Gegend von Mosel und Niederrhein bekannt sind. Friedland und Friedeck bezeichnen gleichfalls solche Schutzorte, und Titschein (sowie auch Teschen in Schlesien und Tetschen in Böhmen) möchte mit dem fränkischen Diez, Deutz u. a. aus einer Quelle stammen. Hier ist also eine bedeutende fränkische Ansiedlung zu vermuthen, von deren Ursprung und Entstehungszeit freilich die Geschichte schweigt.

Im südöstlichen Mähren liegt gegen den Lissa-Pass nach Ungarn Franzowa-Chota (Frankenhausen), während in „Stittna" am Vlara-Passe ein deutsches „Stetten" unverkennbar ist.

Ein anderes Frankstadt finden wir in Mähren links der March bei Mährisch-Schönberg; dort tritt auch ein Karlsdorf auf, sowie Karlsbrunn am Altvater, jener merkwürdigen sagenreichen Kuppe zwischen Mähren und Schlesien.

Zum viertenmale erscheint der fränkische Name in der Grafschaft Glatz, die eine so grosse wirthschaftliche und kriegerische Bedeutung hat. Glatz ist Ausfallsthor und Schlüssel Schlesiens gegen Süden und Westen.[1] Schon die Bernsteinstrasse ging längs der Neisse durch das Land, und der Warthepass war bis in die neueste Zeit eine Hauptstrasse. Hier liegt nun an wichtiger Stelle, da, wo die Strasse nach Zurücklegung des Warthe-Passes das Neissethal verlässt, der Ort Frankenstein; hart dabei Frankensteig. Die Entstehung dieser Orte wird jedoch nicht auf die Karolinger zurückgeführt, sondern um das Jahr 1000 versetzt, fiele also etwa in die Zeit Heinrich II. Jedenfalls würde in letzterem Falle das Vorkommen des Frankennamens zeigen, dass auch noch in späterer Zeit Orte nach dem Stamme der Ansiedler genannt wurden.

Im 12. und 13. Jahrhundert, da die grosse Ansiedlung von Deutschen in Böhmen durch die Ottokare stattfand, hat diese Gewohnheit nicht mehr bestanden.

---

[1]) Peucker, Kriegswesen II, 415. Oscar Vug, Heidenschanzen.

Ueber die Colonisation von Preussisch - Schlesien liegen schon genaue Untersuchungen vor, auf die zu Oesterreich gehörigen Sudetenländer jedoch ist erst in neuerer Zeit ein helleres Licht gefallen, weshalb ich auf diese Verhältnisse etwas näher eingehe, obschon Karolingische Gründungen hier bis jetzt noch nicht nachgewiesen sind.

Was also zunächst Mähren betrifft, so ist dies Land auch da, wo jetzt eine slavische Mundart herrscht, sehr tief von deutschen Elementen nicht blos durchsetzt, sondern geradezu durchdrungen. Die neuerliche Politik hat dahin geführt, dass sich Ostdeutsche und Westslaven als Gegner betrachten, aber in ruhigen Zeitläuften sollte nicht vergessen werden, dass seit unvordenklicher Zeit ein Zusammenleben stattfindet und eine gewisse Gemeinsamkeit in Blut, Typus, Volksart, Sage, Wirthschaft und Weltanschauung entstanden ist. Auch die Sprachen haben aufeinander gewirkt. Am stärksten ist diese Durchdringung in Mähren, worin der tiefere Grund liegt, dass sich auch die slavisch redenden Mährer niemals ganz den czechischen extremen Bestrebungen angeschlossen haben.

Dabei steht immer und überall fest, dass deutsches Blut viel weiter reicht als deutsche Sprache. Letztere aufzugeben, erscheint als eine fast unheilbare Schwäche der Deutschen, in Ost und West, in Nord und Süd. So auch in Mähren, dagegen sind in diesem Lande Typus, Grundplan des Bauernhauses und Sage in vielen jetzt slavisch sprechenden Gegenden deutsch. Wodan, Perchta (als „Parychta“ oder „Sperachta“) haften noch mindestens ebenso fest in dem Glauben der Slaven wie der Deutschen. Es wird also das Deutschthum in Mähren einst stärker gewesen sein als heute, wie denn nachgewiesen ist, dass die Iglauer deutsche Sprachinsel im Laufe des letzten halben Jahrhunderts mehr wie fünfzig Dörfer verloren hat. Aber auch in seinem heutigen Bestande ist das Deutsche in Mähren noch bedeutender, als oft angenommen wird; auch hat es sich, wenigstens in Hinsicht auf Volksbewusstsein, in den letzten Jahrzehnten unzweifelhaft gekräftigt.

Durch die Arbeit verdienstvoller Forscher (Much, Kirchmayr, W. Müller, Nagl u. A.) ist jetzt mit grosser Wahrscheinlichkeit das Verbleiben markomannisch-quadischer Volksreste aus der Römerzeit im Lande Mähren (und Böhmen) nachgewiesen. Von dem nordöstlichen Mähren an der Oderquelle bis Eger hat

man in der Mundart, den Sagen u. A. diese Spuren aufgefunden. Und in diese, vielleicht schon früh in einzelne Gruppen getrennte und vom Slaventhum umgebene Grundart wird dann von böhmischen Königen im 11., 12. und 13. Jahrhundert eine starke aus Franken (Flämingen), Thüringern und Niedersachsen bestehende Colonisation hineingepflanzt, aus deren Zusammenwachsen mit den altdeutschen Volksresten die heutige Bevölkerung entsprossen ist.

Man kann Deutsch-Mähren in fünf Gruppen eintheilen: das eigentliche Nordmähren (die Bezirke Sternberg und Römerstadt), den Schönhengstler Gau um Trübau, das Kuhländchen um Neutitschein, und die beiden Sprachinseln Wischau und Iglau. In der Mundart überwiegen nun im Norden niederdeutsche, in der Mitte fränkisch-thüringische, im Süden sowie im Osten (dem Kuhländchen) bairische Bestandtheile. Es könnte also Deutsch-Mähren hinsichtlich der Mundart als ein Deutschland im Kleinen bezeichnet werden[1]).

Merkwürdig, dass das deutsch-mährische Volk nichts von einer Einwanderung weiss, wohl aber von einer Auswanderung berichtet, womit wohl die nach Zusammenbruch der Römerherrschaft vom Grosstheil des Volkes erfolgte Rückkehr in die Donaulande gemeint ist. Merkwürdig auch, dass weder Geschichte noch Sage von Kämpfen zwischen Deutschen und Slaven zu erzählen wissen. Auch dies deutet entschieden auf ein schon in Gleichgewicht gekommenes, vielleicht uraltes Zusammenleben beider Stämme. Auch die Niederlassung der Ansiedler des 12. und 13. Jahrhunderts störte diesen Frieden nicht; die Urbevölkerung war noch dünn, die Einwanderer rodeten Wald und Sumpf und brachten Capital und bessere Betriebsarten mit, wodurch es möglich ward, auf gleichem Raum eine grössere Bevölkerung zu ernähren.

Wie es kam, dass in dem durch seine centrale Lage und den Gürtel seiner Berge so überaus wichtigen Böhmen so wenig Spuren deutscher Ansiedlung aus früher Zeit sich finden, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich wurden sie durch Kriege und innere Verfolgung zerstört oder unkenntlich gemacht. Nach Franken oder Sachsen genannte Orte sind noch nicht nachgewiesen. Ganz flüchtig taucht in der Kriegsgeschichte von 1866 ein

---

[1]) Willibald Müller, Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren. S. 173.

Frankenwald (Branca-Wald) bei Nachod an den nach Glatz führenden Pässen auf. Dagegen scheinen die vielen auf Hota und Chota ausklingenden Ortsnamen ein deutsches „hausen" zu verrathen. Auffallend ist ferner die grosse Zahl urdeutscher Eigennamen, die jetzt in czechischer Verkleidung auftreten. Ein beträchtlicher Theil der heutigen Czechen muss einmal deutsch gewesen sein — wahrscheinlich zurückgebliebene Markomannen. Aber auch im Mittelalter haben deutsche, zumal friesisch-niederländische Einwanderungen, in das heute czechisch sprechende Innere Böhmens stattgefunden. (Kolin und die Elbeniederungen.)

Solche uralte deutsche Namen, nur durch eine lockere czechische Verhüllung entstellt, sind Sidek und Waniek für Sido und Wangio, die schon Tacitus (Annal. II, 45) in Böhmen nennt; ferner Wala (Wala), Wittek (Witich der Heldensage, Wittigo, sächsisch Witta, friesisch Wit), Schestak (gothisch Sesitak), Engel (Angel, ein Angelsachse), Herold (Herold), Chertek (angelsächsisch Cedrik), Worrid (dänisch Hored), Kerpal (Herbold, Gerbold, auch Garibaldi), Füster (Fositer, aus Fositesland, d. i. Helgoland), Wessely (Wetzilo), Horica (friesisch Horix), Randa (Rando, Renz), Sikora (Sihora, Siegbringer, uralter Name Wodans, s. Grimm, Mythol. I, S. 22). Von der Eem, einem niederländischen Flüsschen, mag der Name Eim stammen, und der Name Dyk führt unmittelbar nach Holland und die dortigen Deiche.

Was die Abstammung der Deutschböhmen betrifft, so sind die Einwanderer im 12. und 13. Jahrhundert zu einem grossen Theil Niederländer und — wie die Sachsen in Siebenbürgen — Niederrheiner gewesen. Die Rechtsbräuche, die Eigenheiten der Sprache, die Benennung der Werkzeuge der Handwerker (besonders der Tuchmacher, die geradezu Flandrer genannt werden), der lebhafte Handelsverkehr der böhmischen Kaufherren mit den Niederlanden, die ausdrückliche Erwähnung der Abstammung einzelner Bürger aus Ypern und anderen Nachbarstädten liefern die Beweise. So zumal in den Städten. Das Landvolk kam mehr aus der Nachbarschaft; Cisterzienser führten Mainfranken, Prämonstratenser mit dem Vorkloster Steinfeld Rheinländer herbei. So ist die Bevölkerung des Riesengebirges und des Isergebirges im Grossen und Ganzen niederdeutschen und niederländischen Ursprungs. Mehr nach der Elbe hin überwiegen Obersachsen, bei Teplitz beginnen fränkische Einflüsse bis Eger. Den weitesten Umfang im Lande hatte die

Zone des Magdeburger (niedersächsischen) Rechtes. Ihr gehörten an: Prag, Leitmeritz, Komotau, Aussig, Raudnitz und die deutschen Gegenden bis zur Grafschaft Glatz. Wie Leitmeritz und Glatz das Magdeburger Recht vermittelten, so verpflanzte Eger fränkisches Rechtswesen in zahlreiche böhmische Städte. Nach altem Brauche wurden „die lieben Altväter von Nürnberg" in allen zweifelhaften Fällen als Oberhof angerufen. Der Sprengel des fränkischen Stadtrechtes in Böhmen bezeichnet die mitteldeutschen Niederlassungen; er hat im Norden Schlackenwerth, im Osten Luditz, im Westen Teplitz als äusserste Posten und umfasst die Städte Karlsbad, Elbogen, Falkenau, Schlackenwald, Schönbach, Theusing, Buchau, Petschau u. a. Wenn es Göthe, einem ächten Franken, in Karlsbad so wohl ward, mag die (wenn auch damals noch unerkannte) Stammverwandtschaft ihren redlichen Antheil gehabt haben. Diese Ansiedlungen mögen zumeist im 12. und 13. Jahrhundert entstanden sein. Ottokar II. von Böhmen rief deutsche Ansiedler, wahrscheinlich wiederum überwiegend Franken-Thüringer, nach Tachau, Kaden und Laun.[1]) Verwandten Ursprunges sind die über Freiberg in Sachsen aus dem Harze nach Böhmen (Kuttenberg) gerufenen Bergleute. Chrudim, Kaurzim, Pilsen hatten Iglauer Recht. Alle Städte in Böhmen sind von Deutschen gegründet worden.

Im Südwesten Böhmens, von der Nachbarschaft Egers abwärts, bis östlich über Budweis hinaus, trägt das Deutschthum Böhmens die bairische Stammesart. Aber letztere beschränkt sich nicht auf diese einzelne Gegend, sondern ihre Spuren erstrecken sich — freilich im Gewande czechisch redenden Volkes — viel weiter, indem sie bald da bald dort deutlicher hervortreten. Die Hauptflüsse des Landes, die Elbe und Moldau tragen deutsche Namen. Eine Iser findet sich in Baiern und den Niederlanden, wie in Böhmen. Der Typus der Bevölkerung des Iserthales zwischen Turnau und Prag ist dem bairischen sehr ähnlich: blonde Frauen, blühend, mit blauen, offenen Augen, etwas niederer Stirn, mehr gerade oder leise aufgehobene als gebogene Nasen; keine hohen Backenknochen, wie sonst bei den Slaven so häufig; die Männer oft mit kastanienbraunem, dichterem Barte. Hier mögen, wie an manchen anderen Orten Böhmens, markomannisch-quadische, also

[1]) Nach L. Schlesinger, Geschichte Böhmens. S. 176 u. a. a. O.

den Baiern urverwandte Volksreste mitreden. In neuester Zeit wurde nun auch eine sehr beachtenswerthe Verwandtschaft zwischen Besonderheiten der mährischen und steiermärkischen Mundart erwiesen, eine Verwandtschaft, die aus einer Zeit vor der geschichtlichen Colonisation der Steiermark stammen muss. Alle diese Züge zusammengefasst und zugleich aus den Erfolgen rückwärts schliessend, treten die Umrisse eines vor der Völkerwanderung und vor der römischen Eroberung Süddeutschlands bestandenen Baiern-Oesterreichs aus der Dämmerung hervor. Dieses Baiern-Oesterreich, dessen Mittelpunkt in der Gegend von Wien lag, wurde von dem furchtbaren Angriff der Römer unter Kaiser Augustus überrascht, übermannt, auseinandergerissen und bis zur Donau der Römerherrschaft unterworfen, wobei die Masse der Bewohner immerhin im Lande geblieben sein wird. Die leitenden Classen jedoch und Alle, welche die Fremdherrschaft nicht ertrugen, zogen sich auf das linke Donauufer, in die Mainlande, die Oberpfalz, nach Böhmen, Mähren und dem nordwestlichen Ungarn zurück, wo sie Verwandte fanden. Die Vertriebenen mögen aus bisher unbewohntem Wald- und Gebirgsland ihren Unterhalt geschöpft haben. Aber sie vergassen ihr altes Land nicht. Vielleicht sind sie die Gründer jenes Suevenbundes, den Tacitus sich „in ungeheuerem Bogen von der oberen Donau bis zur Ostsee“ dehnen lässt, ein Bund, dessen Name „Schwaben“ heute noch zur Bezeichnung der Deutschen in Ungarn und den unteren Donauländern lebt. Durch diese Bundesfreunde verstärkt, eröffneten sie nun gegen die Römer unter dem Namen der Markomannen und Quaden die Markomannenkriege. Diese wurden mit grösserer Hartnäckigkeit geführt, als alle anderen Kämpfe der Deutschen gegen Rom; galt es doch den Wiedergewinn der Heimat. Aber noch einmal gelang es der römischen Politik, die nördlich wohnenden Bundesgenossen, besonders die Vandalen, von den Markomannen abwendig zu machen. So hatten die Markomannenkriege keinen Erfolg; allein, im zweiten Jahrhundert durch die gewaltigsten Anstrengungen der Römer unter Marc Aurel noch einmal abgewiesen, erreichten sie ihr Ziel später, als unter den Schlägen der „Völkerwanderung“ das römische Reich zusammenbrach. Im Jahre 374 fiel die grosse Zwingburg Carnunt, und, als der Hunnensturm ausgetobt hatte, zogen die Mannen der südöst-

lichen Marken (Markomannen-Baiern) im Hochgefühl endlich erfochtenen Sieges, das noch aus den alten Chroniken hervorleuchtet, in die alten Wohnsitze nach Baiern-Oesterreich ein. Hier fanden sie (neben „Walchen") jene Landsleute vor, die, wenn auch zerstreut, vereinzelt und bald in grösseren, bald in kleineren Gruppen über ein weites Gebiet verbreitet, im Lande geblieben waren. Gerade diese letzteren Glieder des grossen Stammes der Baiern (Noriker, Markomanno-Quaden) mögen mitgewirkt haben, dass im Südosten, trotz aller Zuwanderungen aus anderen deutschen und auch aus undeutschen Stämmen, bairische Mundart und Stammesart überwogen haben.

XX. Ortsnamen im Donauthale zwischen Passau und Wien.

Bei der Dürftigkeit der Quellen liegt die Haupturkunde für die Geschichte der Besiedlung der Ostmark in den Ortsnamen. Letztere verdienen daher eine selbstständige Darstellung.

In geschichtlicher Zeit erfuhr die Karte der Ortsnamen in Deutschland zwei grosse Umwälzungen. Die erste kam von Westen und Süden durch die Römer; die zweite von Osten durch die Slaven. Der mächtige, gewaltsame Einbruch der Römer im 1. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung riss das linke Rheinufer und das rechte Donauufer vom nationalen Leibe ab und besetzte diese Lande, sowie, etwa bis zu einer Linie von Coblenz bis Regensburg, den dazwischen gelegenen südwestlichen Zipfel mit Ansiedlern, die aus Gallien, den südlichen Alpen, aus Italien, den Balkanländern, ja aus Kleinasien und Syrien herbeigeführt waren. Von der ursprünglichen süddeutschen Bevölkerung wird ein guter Theil, in abhängige Lage gebracht, zurückgeblieben sein. Auf diesem Gebiete, das rund ein Drittheil des damaligen Deutschland ausmachte, herrschten die Römer durch vier bis fünf Jahrhunderte, also etwas länger, als von der Entdeckung Amerikas, der Reformation und der ersten Belagerung Wiens durch die Türken bis zur Gegenwart verflossen ist.

Die zweite Umwälzung in Bevölkerung und Ortsnamen kam von Osten. Im Gegensatz zur ersteren war sie keine planmässig geleitete. Slavische Völkerschaften rückten in die von den Deutschen in der sogenannten „Völkerwanderung" ganz oder theilweise verlassenen Wohnsitze ein; sie liessen sich im Nordosten bis zur Elbe nieder, besetzten in Mitteldeutschland Schlesien

und Böhmen und mit einzelnen Ausläufern die Lande am Obermain. In Süddeutschland drangen sie nach Mähren, sowie weiter im Süden nach Steiermark, Krain und Kärnten, während das eigentliche Donauthal, durch Turanier die längste Zeit geschlossen, nur vereinzelte wendische Niederlassungen empfing.

Im 4. Jahrhundert begann die Rückfluth gegen Römer und Slaven. Zuerst im Westen, am Rheine, wo Franken und Alemanen die Römerherrschaft brachen; im Süden an der Donau durch Markomannen und Quaden (Baiern), sowie theilweise durch Gothen und Longobarden. Obwohl hier — durch Turanier entfacht — die wildesten Stürme tobten, ward doch zu Ende des 6. Jahrhunderts durch Entstehung Baierns ein starker Wall aufgerichtet und später, im 9., durch die Franken eine endgiltige Ordnung in die fluthenden Verhältnisse gebracht. Karl der Grosse ist der eigentliche Begründer der Ostmark, die bis heute, ungeachtet aller Anfechtungen, sich behauptet, sich ausgedehnt und die Südostflanke Deutschlands erfolgreich behütet hat.

In den Rheinlanden und Donaulanden blieben Reste der älteren Bevölkerung aus der Römerzeit erhalten. Sie wurden, offenbar schon sehr geschwächt und an Zahl vermindert, von den siegreichen Deutschen weder getödtet noch vertrieben, sondern nur der Leitung entkleidet und beiseite geschoben. Solche romanische Trümmer trifft man in der Nähe der meisten früheren Römerstädte, so beispielsweise Romainville bei Paris, Vaels bei Aachen, Wels bei Jülich, Meloten (Waloten) bei Köln, Felsem (Walsheim?), Wellen und Welmet (Walmet) bei Trier, Wals bei Salzburg, Wels und Rems, sowie Walling bei Linz u. s. w. Bezüglich der Slaven hielten es die Deutschen für überflüssig, sie von der Stelle zu rücken, sie blieben als Hörige und kleine Landleute sitzen. Von allen diesen Thatsachen legen die Ortsnamen Zeugniss ab.

Die Ortsnamen reden von mächtigen Veränderungen auf dem Gebiete Deutschlands. Diese Veränderungen mögen schon in sehr frühen Zeiten erfolgt sein. Die römische Eroberung hat nicht nur Deutschland verkleinert und das eroberte Land mit fremdartigen Stämmen besetzt, sondern sie muss auch mehr oder minder starke Theile von Süddeutschen nach Norddeutschland getrieben und zwischen die freigebliebenen Völkerschaften eingekeilt haben. Neben Auswanderungen in ferne Länder (Skandinavien, England, Russland?),

müssen grosse Rodungen bei dem sich stets stark vermehrenden Volke die Folge der vielhundertjährigen Einschnürung an Rhein und Donau gewesen sein. Vielleicht hat schon in jenen fernen Zeiten — ganz abgesehen von völlig dunkeln Jahrtausenden vorher — die Mischung begonnen, die wir bei deutschen Ortsnamen wahrnehmen.

Auf dem Gebiete der altdeutschen Stämme, sowie in den bis zum 6. Jahrhundert wiedereroberten Ländern liegen die durch ihre Endungen (Bestimmungsworte) kenntlichen Ortschaften, wenn auch nicht entfernt einheitlich, aber doch in dichten Gruppen zusammen. So besonders in den Niederlanden und der Rheinebene die „heim", in Schwaben die „ingen" und „weiler", in Altbaiern die „ing". Aber in den Siedelländern werden die gemeinsamen Abtheilungen kleiner, die Mischung bunter. Hier war Boden frei, die Bewohner strömten aus verschiedenen Ländern hinzu, und die Ansiedelung erfolgte meist in kleineren Gruppen. Von der vorausgegangenen Bevölkerung blieb ein mehr oder weniger grosser Theil im Lande und zwar entweder in den alten Wohnplätzen oder er ward in minder wichtige und minder fruchtbare Striche zurückgedrängt. Dadurch wurde denn ein neuer Abschnitt in die Tafel der Ortsnamen eingefügt.

So bezeugen die Ortsnamen, dass Deutsch-Oesterreich ein Colonialland ist, aber nicht nur Oesterreich, sondern auch ein beträchtlicher Theil des heutigen Königreiches Baiern. Schon nördlich des Maines in Unterfranken und Oberfranken beginnt die Mischung der Ortsnamen. Blicken wir auf die Rhön, also heute die am weitesten gegen Norden reichende Zunge baierischen Landes, so begegnen wir hier mittel- und niederdeutschen Formen, wie Hilders, Wikers und Weihers; ebenso Fladungen (dabei Wüstensachsen). Auf thüringische Bewohner deuten Unsleben, Poppenhausen, Gersfeld, Thulba; Bischofsheim, Sundheim und Nordheim, Bastheim, Höchheim u. A. verkünden Franken, und dazwischen hinein verirren sich einige schwäbische „ingen" wie Kissingen, Nüdlingen, Lauringen. Unter den Franken lassen sich wieder Hessen besonders ausscheiden, sie wohnen u. A. in Hassfurth am Main, in Hesselbach bei Schweinfurt, ferner in den Hassbergen und am Flüsschen und im Orte Nassach, die wohl auf das den Hessen nahverwandte Nassau weisen. Noch grösser, wo möglich, ist das Gemenge zwischen Bamberg und dem Fichtelgebirge, also in Oberfranken, während Mittel-

franken mit Ausnahme des südöstlichen Theiles ein ziemlich rein fränkisches Gepräge hat. In der Oberpfalz und Regensburg beginnt schon jene Vereinigung von Ortsnamen, die man als „Oesterreichische Mischung“ bezeichnen könnte.

Die baierischen Orte auf „ing“ haben ihre nördlichsten Vorposten in Issling bei Lichtenfels am Main unfern von Coburg, ferner in Schirnding bei Eger und Derting bei Wertheim am Main. Sie verschwinden dann auf einer längeren Strecke, um im südöstlichen Mittelfranken und den anstossenden Landschaften der Oberpfalz nordwärts des Teufelsgrabens in der Nähe des Donau-Main-Canales wieder aufzutreten. Hier liegen Thalmässing, Titting, Enkering, Kinching, Greding, Berching, Pölling u. A., um dann in südwestlicher Richtung, bei Ingolstadt und Neuburg die Donau übersetzend, rechts des Lech die Grenze Baierns gegen Schwaben zu besäumen, und südöstlich, zuerst auf dem rechten Isarufer, weiter südlich aber auf beiden Ufern dieses Flusses, übermächtig aufzutreten und zu bezeugen, dass hier zwischen Lech und Salzach der echte Baiernstamm bei seiner Rückwanderung ziemlich reinen Tisch gemacht und sich in dichten Gruppen niedergelassen hat. Von hier reichen dann die Orte auf „ing“, wenn auch niemals vorherrschend, bis vor Wien und zur Leithagrenze.

Im Gegensatze zu diesen baierischen Ortschaften auf „ing“ erscheinen im mittleren und östlichen Süddeutschland die Orte auf „heim“ als Wahrzeichen fränkischer Niederlassungen. Ihren Vorposten in Baiern begegnet man in Unterfranken am mittleren Main, da wo Karlstadt und Karlburg liegen (Gössenheim, Geltersheim, Bergtheim, Tüngersheim u. A.); mit Orten auf „bach“, „ach“, „hofen“, „feld“ und „dorf“ gemischt, reichen sie in östlicher Richtung bis Bamberg (Eggolsheim, Forchheim). In Schaaren aufmarschirt stehen sie ferner um Würzburg, an der Tauber, im nördlichen Württemberg, sowie besonders in Mittelfranken, wo auch Frankenberg bei Seinsheim und Frankenheim bei Rothenburg an der Tauber auf echt fränkische Sitze hinweisen.

Mit Monheim, Gundelsheim, Huisheim, Wittesheim, Balgheim, Wellheim u. A. treten diese „heim“ in den baierischen Kreis Schwaben hinüber, um Iller-aufwärts und Lech-aufwärts gegen Mündelheim zu streichen; in Oberbaiern senden sie, während das Gros der Namen

auf „hausen“, „hofen“, „bach“ und „dorf“ auslautet und einzelne „ing“ nicht ausschliesst, ihre Vorposten bis vor die Thore von München (Dietersheim, Schleisheim, Kirchheim) und darüber hinaus (Weilheim, Hundheim, Rosenheim, Frabertsheim) und verlieren sich in Niederbaiern mit vereinzeltem Vorkommen (Kelheim an der Donau, Vilsheim bei Landshut, Wurmsheim, Altheim) in das grosse östliche Gemenge, wobei jedoch um Salzburg und in Oberösterreich noch etwas stärkere Gruppen von Orten auf „heim“ erscheinen.

Der grosse Durchbruch der Franken in südöstlicher Richtung zur Gründung Oesterreichs ist durch die starke Lücke und den breiten Strom gemischter Ortsnamen bezeichnet, welche die Orte auf „ing“ um Eger und Fichtelgebirge von den gleichartigen Namen auf „ing“ bei Ingolstadt und Neuburg an der Donau trennen. Auf diesem ganzen grossen Gebiete trifft man nur sehr vereinzelt noch Orte auf „ing“ (um Regensburg und Straubing).

An der bairisch-österreichischen Grenze bei Passau stehen sich noch einmal Dittling, Haining, Schalding, Leoprechting, Schärding einerseits, und Inkheim, Ambsheim, Karpfheim andererseits gegenüber, um dann gemeinsam den grossen Siegeszug nach den östlichen Donaulanden zu beginnen. Und wie wir aus dem Avarenkriege wissen, dass Sachsen, Thüringer und Nordslaven nördlich der Donau vordrangen, Alemanen und Baiern aber südlich, dass ferner Franken bei beiden Abtheilungen waren, Friesen aber auf dem Strome selbst hinabschifften, so mögen in grossen Zügen ähnlich auch die Ansiedlungen erfolgt sein. Ein ganz bestimmtes System ist dabei nicht gerade vorauszusetzen. Zahlreich sind die Ausnahmen. Aber sehr natürlich war es doch, dass die Einwanderer in der Regel die nächstliegenden Länder bevorzugten. Man darf daher die Mainlande, besonders Unterfranken und Mittelfranken, etwas später (zur Babenbergerzeit) auch Oberfranken und Oberpfalz als die Basis für die Ansiedelung der Franken, Sachsen und Thüringer betrachten; in breiten Schaaren zogen sie gegen Südosten, stiessen aber dann auf die Enge zwischen Passau und dem schwer zugänglichen baierischen Walde, dessen Ausläufer heute noch die Donau erreichen. Die Einwanderer setzten also, wenn nicht früher, bei Passau auf das rechte Donauufer über und nahmen überwiegend die für Krieg und Frieden so wichtigen Gebiete des alten Ufernorikum zwischen

Linz bis Wien und dann die Strecke bis zur Raab für sich in Anspruch. Die noch sehr waldreichen Gegenden nördlich der Donau, die sich erst an der Kamp zu freieren Umrissen entfalten, dienten ihnen als Landvorrath für spätere Zeiten. Im Viertel unter dem Manhartsberg zwischen Wien und der mährischen Grenze verschmolzen die Einwanderer mit Quaden und Markomannen, die sich hier zahlreicher erhielten, als irgendwo anders.

Durch diesen von Nordwesten und Norden kommenden Strom ward die Masse der einwandernden Baiern in eine südliche Richtung gedrängt, sie mag durch die Salzburger und Reichenhaller Pforte, sowie durch Tirol und das Pusterthal in Oesterreich eingedrungen sein. Besonders Salzburg mit dem Passe Lueg kommt dabei sehr in Betracht. „Durch manches Jahrhundert war das Salzburger Land die Pforte, durch welche Menschen, Cultur und Herrschaft in den Osten strömten, das Verbindungsthor mit dem Reiche und mit dem civilisirten Westen, vor Allem der Sitz, von wo das geistige Leben und die Gründung neuer Mittelpunkte der Cultur ausging" (Eduard Richter). Gleichlaufend mit dem mehr fränkischen Donauthale, nur südlicher, erfolgte die Ausbreitung der Baiern in den Ostalpenländern. Ueber den Radstädter Tauern zogen sie nach Kärnten und über Bruck an der Mur nach der Steiermark und nach Krain. Wahrscheinlich fanden sie an vielen Orten alte Stammverwandte aus der vorrömischen Zeit; ihr Nachschub dauerte überdies vermöge der Nachbarschaft kleinweise das ganze Mittelalter hindurch bis zur neueren Zeit, und wenn das Donauthal zeitweilig durch die Turanier verödet und eines Theiles seiner Bewohner beraubt war, so bildeten, nach einer richtigen Bemerkung von A. Dachler, die von Baiern besetzten Alpenlande im Süden von Oberösterreich und Niederösterreich die stete Reserve, von wo ein Ersatz neuer Ansiedler in das gesegnete Donauthal hinabstieg. Das wirkte mit, um die mitteldeutsche und norddeutsche Art in den Erzherzogthümern gegen die bairische zurücktreten zu lassen.

Der gegen Südosten gewendete, starke fränkisch-sächsisch-thüringische Strom sandte über Niederbaiern und das östliche Oberbaiern einen Zweig nach dem oberösterreichischen Salzkammergut. Die fränkischen Niederlassungen, die wir schon früher zwischen Passau, Salzburg und Linz nachwiesen, finden ihren deutlichen Ausdruck in den Ortsnamen. Das fränkische Leitwort „heim"

(„ham“) beginnt auf österreichischem Boden schon südlich von Passau. Es lässt die baierischen „ing“ unberührt, woraus auf eine durchaus friedliche und freundschaftliche Einwanderung der Franken geschlossen werden muss, und zieht mit Kühnham, Reikersham, Kapfham, Walesham, Hingsham, Ludham, Niederham, Fraham, Schalkham, Moosham, Durchham nach Mülheim und Altheim auf dem rechten Innufer aufwärts gegen Braunau; ein anderer Zweig: Wamprechtsham, Niederham, Gautzham, Patrichsham, Geiselham läuft gegen Enzenkirchen nach Kalham und Ried. Hier breiten sich die „heim“-Orte aus und erstrecken sich um den Kobernauser Wald und das Hausruckgebirge gegen Salzburg, Mattighofen und Strasswalchen nach Frankenmarkt und Frankenburg. In klarer Bestätigung der beiden letztgenannten bedeutungsvollen Namen liegen um Frankenmarkt: Bergham (zweimal), Mühlham, Kirchham, Hausham, Stockham, Schmidham u. a. — alles alte Bekannte, die sich in so vielen Frankensiedlungen finden, es tritt aber daneben noch um Frankenmarkt ein neues Element auf, nämlich Orte auf „ingen“ (Kirschingen, Gösslingen, Tutlingen, Heitingen, Truchtlingen), also wahrscheinlich schwäbische Ansiedlungen neben den fränkischen. Sehr merkwürdig hebt sich die Umgebung von Frankenburg durch die Ortsnamen ab. Wie bei Frankenmarkt die „ingen“, so erscheinen bei Frankenburg die „igen“, ein ganz eigenes Vorkommen, das sonst in Oesterreich nicht bekannt ist. Also: Oetzigen, Hilprigen, Pehigen, Ottigen, Loixigen, Klanigen, Seyrigen, Teufligen, Meirigen, Merzigen, Lössigen, Fischigen, Kapligen, Waligen, Saxigen, Adligen. Ob das gleichfalls hier liegende Ottokönigen in seinem Namen noch eine Erinnerung an einen der sächsischen Ottonen birgt, bleibe dahingestellt. Bei Hilprigen darf man, wie Archivdirector Schuster mich erinnert, an den Frankennamen Chilperich denken; bei dem oben erwähnten Patricksham an den heil. Patrick. Sonst begegnet man den Orten auf „igen“ in vereinzelten, nicht gerade dichten Gruppen in Westdeutschland auf fränkisch-schwäbischem Boden; so Dörnigheim bei Frankfurt, dann aber besonders am Neckar zwischen Stuttgart und Heilbronn, wo — mit Namen auf „heim“, „hausen“, „bach“, „wang“, „ingen“ gemischt — die Orte Bietigheim, Besigheim, Rönnigheim, Erligheim, Höpfigheim, Beihigen, Neckarweihigen und Offigen liegen. Aber auch die Orte auf „igen“ und „ikon“ in der Schweiz zeigen deutliche Verwandtschaft;

dahin gehören Villigen an der Aar, Wynigen bei Solothurn und besonders um Bern die Orte Bolligen, Gümligen und Rubigen — Namen, die sich ähnlich am Thuner und Brienzer See bis nach den Urkantonen hinziehen, während die Orte auf „ikon" sich besonders bei Schaffhausen, Luzern und Zürich finden. Wie man annimmt, ist die Endung „ikon" aus „inkhofen" entstanden. Möglich, dass sowohl „igen" wie „ikon" nur Nebenformen der alemanischen Hauptbezeichnung „ingen" sind. Man könnte aber auch an niederfränkische Einflüsse denken. In den Niederlanden sind Ortsnamenbildungen auf „ghem" oder „gem" häufig; „gem" ist hier wohl ein „heim", welches aus „ingehem" entstanden sein kann, wie „ikon" aus „inghofen". Aus Itingehem oder Winigehem (bei Antwerpen) wurde dann später Wineghem und Iteghem, das in Oberdeutschland dann sehr leicht Winigen und Itigen lauten könnte. Jedenfalls müssen um Frankenburg wie Frankenmarkt fränkisch-alemanische Ansiedlungen vermuthet werden.

Mit Thalheim, Timmelkam, Pergham, Roidham, Reichethalham, Schmidham, Brandham, Thanham, Stettham u. A. nähern sich die Orte auf „heim" dem Attersee und Gmundner See in Oberösterreich, umgeben Vöcklabruck, Schwanstadt und Lambach und begleiten die Traun, doch weit überwiegend nur auf ihrem linken Ufer, bis zu ihrer Mündung bei Linz, wo noch einmal als Ausläufer der Orte auf „heim" Ottensheim, Thalheim, Bergheim, Holzheim, Hartheim und Heilheim auftreten. Von dort ab östlich kommen „heim" und „ham" nur mehr ganz vereinzelt vor. So noch Hausheim und Hundsheim südlich von Mautern, wo überdies Karlstetten und Franzhausen auf fränkische Beziehungen deuten.

Wenden wir nun etwas eingehender unseren Blick auf die Ortsnamen zwischen Linz und Wien, so gehören sie im Ganzen zu der Mischung des Coloniallandes. Die Ortschaften enden überwiegend auf „dorf", „bach", „berg", „kirchen", „hofen", „stetten" und „ing". Von Linz bis Kiel zog Karl der Grosse den „limes sorabicus", welcher, wie es scheint, die alten deutschen Stammlande von den östlichen Marken und Vorländern schied.[1]) Linz selbst ist ein Punkt, wo verschiedene deutsche Stämme ihre Pfade kreuzten. Sehr bezeichnend liegen nördlich von Linz Ober- und Nieder-Bairing, südlich Sachsen-

---

[1]) A. Meitzen, Siedelungen und Agrarwesen, III. 545.

burg, östlich Frankenburg und Kattsdorf (Chattendorf); Wels, Rems, Ober- und Unter-Walling (bei Enns) deuten auf zurückgebliebene Romanen, dagegen Pulgarn und Holzwinden auf eingedrungene Ostvölker. Die Namen auf „ing" setzen sich weit gegen Osten fort, ohne jedoch irgendwo zu überwiegen. Nur bei Tulln und bei Wien (dort Henzing, Tulbing, Nützing und Wolfpassing, hier dagegen Gugging, Kierling, Weidling, Sievering, Döbling, Währing, Grinzing, Ottakring) treten sie dichter geschaart auf. Ihre letzten Ausläufer (Pötsching, Liebing und Gairing) stehen schon jenseits der Leitha, auf heute ungarischem Boden.

Eine sehr häufige Endung der Ortsnamen im Donauthale ist „dorf", man kann sie — und nicht nur auf diesem begrenzten Raume, sondern fast für ganz Deutschösterreich — als das Leitwort der „österreichischen Mischung" bezeichnen.

Obwohl bei allen deutschen Stämmen vorkommend, ist doch die Endung „dorf" in Mittel- und Niederdeutschland häufiger als bei Baiern und Schwaben. In Hessen und Nassau verzeichnet Arnold etwa 250 Ortsnamen auf „dorf"; in Niederösterreich berechnet Much deren 660. Hier ist also ihre Zahl gross. Woher dies? Vielleicht ist, abweichend von den Orten auf „heim", „ing" und „ingen" in „dorf" keine Besonderheit des Stammes, sondern eine culturgeschichtliche Thatsache ausgesprochen: im Gegenhalt zum Einzelhof, ein Zusammenwohnen, welches in erster Reihe eine gemeinsame Flur und folglich ein breiteres und nicht allzu gebirgiges Gelände voraussetzt. Das Dorf ist aber auch eine Gemeinsamkeit auf Schutz und Trutz und sehr oft auch eine Gründung durch einen Unternehmer, sei er weltlicher oder geistlicher Herr, dem der Boden gehört, der ein gewisses Betriebscapital liefert und dafür gewisse Leistungen in Anspruch nimmt. Besonders in Niederösterreich und der Steiermark scheinen derartige Ansiedlungen weitaus die zahlreichsten zu sein. Solche Grundherren sahen wohl selten auf gleiche Abstammung der Dörfler; diese mag — wegen Nachbarschaft oder Zusammengehörigkeit des Unternehmers und der neuen Siedler schon in der alten Heimat — häufig genug vorgekommen sein, aber grundsätzlich ist sie nicht, und so kann in vielen Fällen in den Orten auf „dorf" ein Zusammenwohnen von Angehörigen verschiedener deutscher Stämme angenommen werden. Es sind also nicht blos die Sitze auf „dorf" mit den „ing", „heim",

„ingen“, „bach“ und „berg“ gemengt, sondern auch im einzelnen Orte auf „dorf“ besteht oft keine Stammeseinheit. So gründlich ist also die Mischung in Oesterreich!

Man hat die auf „dorf“ ausklingenden Ortschaften zuweilen für jüngeren Ursprunges gehalten. Gegen diese Annahme scheint zu sprechen, dass in dem von Meiller veröffentlichten „Verzeichnisse jener Oertlichkeiten im Lande Oesterreich unter der Enns, welche in Urkunden des 9., 10. und 11. Jahrhunderts erwähnt werden“ [1]), die Endung auf „dorf“ weit überwiegt. Ich zähle dort 44 „dorf“ gegenüber von 14 „bach“, 7 „brunn“, 5 „ingen“ (jetzt „ing“), 5 „scheid“, 4 „ich“, 3 „hofen“, 3 „stetten“, 1 „hausen“ und 1 „heim“. Indess ist dieser Beweis nur unter den urkundlich genannten Ortschaften bindend, während die abseits liegenden und von Schenkungs-Urkunden (zumeist kirchlichen) nicht berührten Wohnsitze in jener Liste überhaupt nicht erscheinen. Jedenfalls treten aber Orte auf „dorf“ (Kumpoldesdorf, Reginiwartensdorf, Rosdorf), zumeist sogar auf heute ungarischem Gebiete gelegen, schon in der karolingischen Ansiedlung des 9. Jahrhunderts hervor. Ja, die Ortsnamen des volkskundlich so wichtigen Viertels unter dem Manhartsberge scheinen die Namen auf „dorf“ in eine noch weit ältere Zeit zurückzuverlegen, worauf noch später zurückzukommen sein wird.

Verleihen nun schon die vielen Namen auf „dorf“ der niederösterreichischen, deutsch-mährischen, steierischen, ja auch der Kärntner Ortstafel ein mehr mitteldeutsches Gepräge, so widersprechen dem auch nicht die, neben „dorf“, noch in Niederösterreich so häufigen Namen auf „bach“, „berg“ und „hausen“. Der Baier liebt die Endung auf „berg“ („perg“), „haus“, der Franke dagegen — und darin schliesst sich ihm der Schwabe an — sagt „bergen“, „hausen“. Er kürzt in anderer Weise, indem er die Endungen abschleift. Aus Erbenheim (Aribo's Heim) macht er „Arbenem“, aus Pottenheim (Bodo's Heim) „Pottenem“ und „Pottum“. Sonnenberg verarbeitet er zu „Summerich“, einen stumpfen Thurm nennt er „Stumpert“, und ist dreist genug, den Frauennamen Amalie in „Melert“ als Kosenamen umzubilden! Die Endungen auf „ert“, „ich“

---

[1]) Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich. I. Jahrgang. Wien 1867. S. 147

und „mich“ sind sehr beliebt. Vorzüglich fränkisch ist auch die im Meiller'schen Verzeichnisse fünfmal vorkommende Endung auf „scheid“ („gescheid“, also Holscheid, Rabagescheid u. a.); ebenso die Endung „ich“, die vom bequemen fränkischen Munde gerne als Abschleifung und Kürzung gebraucht wird. Später wird aus „ich“ mehrfach „ing“, ein Zeichen, dass die fränkische Art allmälig hinter der baierischen zurücktrat.

Von den Walenresten im Donauthale ist schon früher Erwähnung geschehen. Abgesehen vom Salzburgischen und dem Salzkammergute, wo sie am häufigsten vorkommen, treffen wir abwärts von Passau und südlich von Enzelhartzell die Orte Wallern und St. Roman; später bei Enns (in der Gegend des alten Laureacum, Lorch) Rems, Ober- und Unter-Walling, sowie St. Valentin; ich beobachte, dass dieser Heilige, wie auch St. Roman und St. Romedio, auf Römerspuren hindeutet. In Enns hatten die Römer ihr Hauptarsenal; erwähnt wird zunächst nur eine Schilderfabrik, aber wahrscheinlich standen hier überhaupt grosse Waffenfabriken, aus deren Ueberresten die besonders in der Gegend von Stadt Steyr alteinheimischen Schmiedehämmer und Werkstätten entstanden sind. Das Eisen kam von dem steirischen Erzberge und nahm den Weg nach Steyr und Enns (Lorch) theils auf dem Ennsflusse und der Römerstrasse an der Enns, theils auf einem kürzeren Landwege gegen Waidhofen hin durch das Ramingthal mit dem Ramingbache, welcher jetzt die Scheide zwischen Ober- und Niederösterreich bildet. In diesem Thal liegen die Dörfer Raming und Klein-Raming, und sowohl gefundene Münzen (von Hadrian) wie die Volksüberlieferung, welche am Zusammenfluss der beiden Quellbäche der Raming ein „Römerbad“ kennt, deuten — nach Prix — auf eine römische Besiedlung, die um Stadt Steyr noch stärker gewesen sein muss. An der erwähnten Eisenstrasse nach dem Erzberge liegen noch Ramingdorf (an der Enns), ferner Ramingsteg, Reich-Raming und Gross-Raming bei Weyer. Die Raming-Orte werden aber im Mittelalter noch Räming oder Röming geschrieben. Es erschliesst sich hier, nebenbei bemerkt, die Kunde von einem Industriebezirke, der, mindestens in seinen südlichen Theilen durch seine sichere Lage geschützt, wahrscheinlich die Völkerstürme des Donauthals überdauerte, namhafte romanische Reste, die im mittleren Ennsthale auch im Volksschlag noch vereinzelt erkennbar sind, um sich sammelte, für alle kriegerischen Eroberer wichtig war und daher ihren

Schutz fand, und römische Technik in die deutsche Zeit hinein verpflanzte. Wie die Ueberlieferung berichtet, ist aus diesem Industriebezirke an der oberösterreichisch-steirischen Grenze durch Auswanderer die Kleineisen-Industrie von Solingen und Remscheid (wiederum ein Ort mit „Rem“!) begründet worden.[1])

Mit der Sprache der Ortsnamen stimmt die Geschichte überein, welche das Auftreten der ersten Gruppen von Christen in diesen romanischen Industriebezirk, nämlich nach Lorch, verlegt, wo die Ueberlieferung vom heiligen Florianus spielt. Das Christenthum fand naturgemäss bei den im Norden zurückgebliebenen Romanen seine eifrigsten Bekenner.

Weiter die Donau abwärts werden die Spuren der Römer seltener. Mauer (an der Url) enthält in seinem Namen den Hinweis auf beträchtliche Steinmauern, die in so früher Zeit nur römisch waren; die Gegend ist, nächst Carnunt, die ergiebigste Fundstätte für römische Alterthümer in Niederösterreich. Unfern der Mündung der Url-Ybs in die Donau begegnen wir dem Orte Oehling, ein Name, der mit Wale — in wendischem Munde Olah — zusammenhängt. An der Donau selbst mögen, ausser Mautern, die Orte Traismauer, Zeiselmauer, Wildungsmauer und Mauer (bei Wien) auf erkennbare Trümmer aus der Römerzeit deuten, obwohl hier eine Herübernahme romanischer Volksreste nicht nachweisbar ist. Um die einst gewaltige Römerfeste Carnunt bei Deutsch-Altenburg fehlen römische Ortsnamen; die Verödung muss an dieser Dreschtenne der verschiedensten Völker eine besonders gründliche gewesen sein, während weiter abwärts, nun schon auf ungarischem Gebiete, die Orte Olad und Rum bei Steinamanger, Gallos und Valla am Neusiedlersee und Ruma bei Mitrowitz (Sirmium) diese Reihe von Ortsnamen schliessen.

Den Blick auf eine kaufmännische Thätigkeit eröffnen die nach jüdischen Händlern genannten Orte, wie Judendorf, Judenburg u. a. Solche Orte treffen wir bei Graz (1147 villa ad Judaeos), bei Friesach (1128 villa Judaeorum), in der Nähe des Zollfeldes bei Klagenfurt, bei Unzmarkt u. a.). In dem Donauthale begegnet man dem einzigen Judenau (Judinawa, 1141) bei Tulln, vielleicht noch aus der Zeit, wo in Tulln der Sitz des Markgrafen war. Viel zu denken gibt der Name des Ortes

---

[1]) Das „Remsthal“ erweist sich hiernach als der von den Römern bevorzugte Pass zur Verbindung des Neckar-(Rhein-)Gebietes mit dem Donauthale. Der Kaiserstuhl bei „Rense“ steht auf römischen Mauern, u. s. w.

Fugging bei Mautern, welchem ein Fukersberg bei Ried in Oberösterreich entspricht. Fukkern heisst in Schwaben Handel treiben und es ist kaum anzunehmen, dass das Wort lediglich durch die Augsburger Fugger entstanden sei; Phunker in Tirol und Kärnten ist soviel wie Handelsgehilfe. In Coblenz bezeichnete man noch vor fünfzig Jahren mit dem Worte „Puniert" einen unzuverlässigen Menschen. Sollte in diesen mit „phunk", „fugg" u. s. w. zusammenhängenden Namen noch eine Erinnerung an vorrömische Zeiten bewahrt sein, wo Phöniker im Norden den Handel vermittelten? Man würde dann auch leicht den kaufmännischen Geist begreifen, welcher das Haus der grossen Augsburger Kaufherren auszeichnete. In Siebenbürgen begegnet man dem Orte Fogarasch. Deute ich diese Findlingsnamen richtig, so sprechen sie dafür, dass auch schon Phöniker die leicht zugänglichen Pässe der Ostalpen zu schätzen wussten.

Auch windische Ansiedler mögen in der Ostmark Schutz gesucht und gefunden haben. Am weitesten westwärts erscheinen Holzwinden und Abwinden, dann kommen Ströblitz bei Ips, Breiwitz bei Traismauer und Gablitz im Wiener Walde. Doch bedürfen auch diese windisch klingenden Namen noch der genaueren Ueberprüfung, und auf alle Fälle ist Much's Ausspruch richtig, dass zwar Slaven als hörige Bauern von den Avaren in das Land gebracht wurden, aber „niemals ist ihre Zahl eine bedeutende gewesen, nie haben sie es während der sehr kurzen Zeit ihrer Existenz in Niederösterreich zu irgend welchem Einfluss gebracht."

Einer irrigen und durchaus veralteten Zurückführung vieler echtdeutscher Namen auf angebliche „keltische" und „slavische" Urbewohner sind Dr. Mathäus Much, Dr. v. Grienberger und Dr. R. Müller mit siegreichen Gründen entgegengetreten. Deutsche Urworte wie Brunn und Reut hat man zu jener Zeit für keltisch, und Burg oder Wörth für slavisch erklärt! Nun, das ist längst abgethan. Aber Much wies auch nach, dass die Namen auf „icha", „isa", „ing" und „arn" deutsch sind[1]), und Dr. v. Grienberger zeigte, dass nicht einmal die sonst fast regelmässig auf Slaven zurückgeführten Endungen zumal von Flussnamen auf „itz" undeutsch zu sein brauchen. Die Fladnitz bei Mautern hiess früher Fladinz (die klare), die Glocknitz hiess Klokenz (die klopfende);

[1]) Dr. Mathäus Much, Ueber Ortsnamen in Niederösterreich. Blätter für Landeskunde von Niederösterreich. 1872.

Widnitz ist die von Weiden umsäumte. Hiernach bedürfen alle diese bisher für slavisch gehaltene Ortsnamen im deutschen Osten und darüber hinaus einer neuen Ueberprüfung.[1])

Vom Namen des Flüsschens Wien (die aufquellende, aufschwellende) sagt v. Grienberger, „die Namensform dürfte fränkisch sein", und da die Endung auf „ich" und „ic" zwar nicht bairisch ist — was schon Förstemann erkannte — wohl aber im Niederländischen und Niederrheinischen vorkommt (beispielsweise die Semich, französ. Semoy, Planig bei Mainz), so ist auch hier eine Verknüpfung mit fränkischer Ansiedlung naheliegend.

Eine unanfechtbare Verstärkung erfährt die Annahme von dem beträchtlichen Antheile fränkisch-thüringisch-sächsischer Volkstheile in Niederösterreich durch das häufige Vorkommen der Ortsnamen auf „dorf", „berg", „bach", „ach" und „stein". Von den 660 Namen auf „dorf" haben wir bereits gesprochen. Auf „bach" enden (nach Much) mehr als 200, auf „ach" und auf „a" (soviel wie „bach") etwa 50, auf „berg" 180, auf „stein" etwa 60. Kraftvoll und entschlossen finden wir die Einwanderer bei der harten Waldarbeit: „Reut hauen war ihr Geigenbogen!" kann man auch von ihnen sagen. Wir begegnen daher auf „reut" 57 und auf „schlag" 47 Dorfnamen, wovon 92 im „Waldviertel", d. i. dem Viertel ober dem Manhartsberge, die anderen im Oetschergebiet nördlich von Ybbsitz (10), dann bei Gresten, Gaming, Lunz und Mariazell. Hier sind auch die Bärennamen zuhause (Bärenkogel, Bärenwies-Alm, Bärenstein-Mauer, Bärenlacken am Oetscher) und beweisen schwierige und späte Besiedelung. Vergleichsweise sei bemerkt, dass Oberösterreich noch länger Waldland war, als Niederösterreich. In ersterem finden wir 112 Oertlichkeiten auf „reut", 44 auf „schwand" und 21 auf „schlag" ausgehend, zusammen also 177 Namen, welche die Rodungsarbeit kennzeichnen. Zum Theile mag sich diese Verschiedenheit aus dem Boden Niederösterreichs erklären, aber sie deutet auch auf ältere und dichtere Cultur im Wiener Becken und der Marchebene schon in vorgeschichtlicher Zeit.

Wie die Endung der Flussnamen auf „nicha", „icha" und „iza", so war auch die Endung niederösterreichischer Ortsnamen auf „itz" eine Quelle slavischer Irrthümer. So

---

[1]) Für Norddeutschland vergleiche man die Abhandlung von Martin May: „Sind die fremdartigen Ortsnamen in der Provinz Brandenburg und in Ostdeutschland slavisch oder germanisch?" Frankfurt, Gebr. Fey, 1897.

galt Göpfritz für einen Fremdnamen. Es ist jedoch nichts Anderes als der Genitiv von Gottfried (Gottfriedes Heim oder Hof). Much führt diese genitivischen Ortsnamen, die namentlich im Quellgebiete der Thaya häufig sind, auf thüringische Einflüsse zurück. Ich werde in einem gesonderten Abschnitte darauf zurückkommen.

Eine grosse und tief in die älteste Geschichte zurückgreifende Rolle scheint den Dorfnamen des Viertels unter dem Manhartsberge gegen die mährische und ungarische Grenze hin zu gebühren. In diesem Viertel, das von den Römern wohl bei Kriegen durchzogen, aber nicht dauernd besetzt und beherrscht ward, drängen sich nämlich einerseits die künstlich aufgeworfenen Grabhügel und andererseits Ortsnamen von deutsch-mythologischem Gepräge in auffallendster Weise zusammen. Solche Grabhügel, die einst viel häufiger waren und langsam dem unwiderstehlichen Schritte des Landanbaues gewichen sind, findet man noch bei Oberhollabrunn, Niederhollabrunn, Niedervöllabrunn, Eggendorf u. A. und sie haben Namen geschaffen wie Breitenlee, Schottenlee, Lebarn, Langenlewarn u. a. (letztere alle von „lê", Grabhügel). Oft enthalten die Namen das Wort „brunn". Theilweise ist diese Thatsache auf die Art des Landes zurückzuführen. Das mehr flache Viertel unter dem Manhartsberg ist naturgemäss nicht so quellenreich als das Waldviertel ober dem Manhartsberg oder gar die Vorlande der Alpen südlich der Donau. Quellen haben daher auf dem Marchfelde und dessen Nähe einen grösseren Werth und wurden von Ansiedlern früh und gern aufgesucht. Uebrigens ist es richtig, dass Ortsnamen auf „brunn", „bronn" und „born" fast in ganz Deutschland vorkommen. (Mespelbrunn [Mispel?] im Spessart, Hainbrunn im Odenwald, Kühlenbronn im Schwarzwald, Paderborn in Westfalen u. a.) Allein die Verbindung mit so vielen bedeutungsvollen Götternamen findet sich doch nur hier an der Grenze von Niederösterreich und Mähren und zumeist in einem kleinen Berglande zwischen der March und dem Marchfelde, der Thaya und dem Göllersbach. Hier liegen Hollabrunn und Völlabrunn, Pohlsbrunn, Pohlsdorf und Balderndorf (Pohl, Beiname Balders); sodann in unmittelbarer Nähe Hadersdorf und Hadres, an den blinden Hödur gemahnend, welcher Baldern unfreiwillig erschoss; ferner Misteldorf als Erinnerung an die Waffe, womit dies geschah; endlich Wultendorf (Wodensdorf?), Erasbrunn (heute Ernstbrunn), d. i. Brunn der Era (Freia, Holla),

Parmersdorf (früher Parwasdorf, d. i. Haindorf), Kettlasbrunn (Götzelsbrunn), Hagenberg, Hagendorf, Enzesfeld (Riesenfeld), Enzersdorf (Riesendorf), alles mythologische Namen, die, auf einem kleinen Bezirke gehäuft, von grosser Heiligkeit des Ortes und wahrscheinlich von grossen geschichtlichen Ereignissen reden. Es ist auf deutschem Boden keine Stätte bekannt, wo die alten deutschen Götter noch so deutlich erkennbar auf ihre Enkel herabblicken!

Der verdienstvolle Forscher Mathäus Much, dem diese Entdeckung zu verdanken, wirft die Frage auf, welchem deutschen Volksstamme die Gründung so zahlreicher, dem alten Heidenglauben angehöriger Orte beizumessen sei? An Rugen lässt sich kaum denken, denn sie waren schon Christen; auch nicht an Langobarden, da sie wenig über ein Jahrzehnt im Lande blieben. Much erklärt es daher als kaum zweifelhaft, dass diese Orte auf Markomannen und Quaden zurückgehen und sieht sich in dieser Ansicht noch bestärkt durch das Gepräge des suevischen Volksthums, das bei jenen Resten des Götterglaubens in Niederösterreich zutage tritt.

Zur Bestätigung dieser Auffassung Much's möchte ich nur noch auf zwei Thatsachen hinweisen, nämlich das häufige Vorkommen alter Ortsnamen auf „dorf“ und das Auftreten Holla's an Stelle der baierischen Perchta. Beides deutet auf Beziehungen zu Mitteldeutschland. Nach Holla sind genannt Oberhollabrunn, Hollabrunn, Hollenbach an der Thaya, Hollenberg, Hollenstein (in Niederösterreich sechsmal); Hollenmühle, Hollerbrunn und Hollersbach in Oberösterreich; Hollenegg in Steiermark; Hollenburg in Kärnten, wo ein Schloss mit Felsenhöhlen, in denen Schlangen hausen, während in Oberhollabrunn das Wappen einen Schwan neben einem Brunnen darstellt.[1]) Die Bezeichnung der bekannten Göttin des Herdes, des Hauses und der Fluren als Holla ist unzweifelhaft ein Wahrzeichen hessisch-thüringischer Geschlechter. Nicht gerade undenkbar wäre, dass einwandernde „Halbheiden“ noch in Karolingischer Zeit diese Namen nach Oesterreich mitbrachten. Möglich ist aber auch, dass jene Beziehungen schon weit jenseits der karolingischen Einwanderung fränkisch-thüringisch-sächsischer Ansiedler

---

[1]) Vernaleken in der Zeitschrift für österreichische Volkskunde, IV. Jahrgang 1898, 1. und 2. Heft, S. 1.

liegen und vielleicht auf ein verwandtschaftliches Verhältniss der Quaden zu Chatten, wo die Verehrung der Holla ihren Sitz hat, hinweisen. Auch Chatten und Thüringer gehörten ja zum grossen Suevenbunde. Und da zwischen der Bevölkerung des Viertels unter dem Manhartsberge und den Deutschen des westlichen Ungarns unzweifelhaft viel Gemeinsames besteht, so möchten auch die ersten Vorfahren der Heanzen schon Sueven gewesen sein, und die Bezeichnung aller Deutschen im heutigen Ungarn als „Schwaben" wäre als Erbgut aus dem alten Pannonien vollauf erklärt.

Eine Eigenthümlichkeit, die besonders in Oberösterreich vorkommt, sind Flurnamen, die auch zu Ortsnamen werden können, auf „et". So findet man bei Lambach Aichet (nach J. Kerner „Oi'ret" gesprochen), Foret u. a. Die Gefahr einer Deutung aus dem Romanischen ist vorhanden. Es ist aber diese Endung gut deutsch; sie bedeutet ein Gehölz bestimmter Bäume und entspricht der bei anderen Stämmen und in der Schriftsprache üblichen Endung auf „ach" (Staudach) oder „icht" (Dickicht). Für Oberösterreich verzeichnet Secker 28 Aichet, 24 Erlet oder Erlach, 20 Gstocket, 20 Staudach, 16 Dornet oder Dornach, 10 Buchet, 10 Lindet und Lindach u. s. w. Aichet bedeutet eine Gruppe von Eichbäumen, Foret von Föhren (Kiefern), Birket von Birken, Tannet von Tannen. Die Endung kommt in Baiern, den Niederlanden und Dänemark vor. Dass der besonders in alter Zeit mit Linden bestandene Höhenzug links der Traun „Linnet" (Lindet?) heisst und dem an dem Endpunkte dieser Hügelkette an der Donau liegenden Orte Linz (Leontium) vielleicht den Namen gab, ward schon hervorgehoben.

Auffällig ist das Vorkommen zahlreicher Orte auf „au" im Ipsthale. Hier findet man Rosenau, Blumau, Griesau, Moosau, Hachau, Kleinau, Weidenau, Vogelau, Rudenau, Grossau, Herau und Steinau.

In sehr ansprechender Weise bringt Secker die in den Donaugegenden häufige Ortsbezeichnung Öd, (Edt, Oedt) mit den Raubzügen der Magyaren in Verbindung. Die Marschlinien der Ungarn — wie der späteren Türken — kamen über Pressburg und Oedenburg aus dem ungarischen Kessel nach Niederösterreich. Die nördliche Linie ging längs der Donau und zwar zunächst auf dem rechten Ufer über Neulengbach, St. Pölten, Pöchlarn, Ybs, Amstetten, Haag, St. Peter. Knapp vor der Ennsburg, die vielleicht nie in den Besitz

der Ungarn fiel, überschritten sie die Donau und zogen in Oberösterreich über Grein, Perg, Mauthausen und Ottensheim nach Westen weiter. Die zweite Marschlinie lief südlicher über Hainfeld, Kirchberg an der Bielach, Scheibbs, Gaming, Waidhofen gegen Stadt Steyr in Oberösterreich, nach Kremsmünster und über Gmunden in den Mattiggau, gegen Ried und Schärding, um sodann beide nach Baiern einzubrechen. Verwüstung, Mord und Brand bezeichneten ihren Weg. Als nach der Schlacht auf dem Lechfelde (955) die Ungarnzüge aufhörten und die Deutschen wieder in die zerstörten Lande einzogen, stiessen sie auf zahlreiche Trümmerstätten verlassener, verödeter Orte, die sie mit dem Namen Oed bezeichneten. Vor dem Jahre 1000 lässt sich dieser Ortsname überhaupt nicht nachweisen. Er ist am häufigsten in der Nähe der Donau und wird umso seltener, je weiter man sich von ihr entfernt. In Oberösterreich gibt es nun 274 solcher Namen, in Niederösterreich 188, in Salzburg 38, der deutschen Steiermark 24, in Deutschtirol 15 und in Kärnten gar nur 4 [1]).

Neben den Ortsnamen verdienen die Bezeichnungen für Grossgemeinden (Centen, Untergaue, Bezirke) Beachtung[2]). Im St. Pöltener Bisthum ist am verbreitetsten „Gemeinde". In den Voralpen kommt am öftesten „Rotte" vor (das nicht mit Rodung zusammenhängt, sondern eine verbundene Schaar bedeutet [3]), in der Steiermark (bei Aflenz) heisst die Rotte „der Schaar"); im westlichen Theile von Niederösterreich wechselt „Rotte" mit „Dorf" (Grossdorf), thälerweise auch mit „Amt" oder „Gegend". Im Viertel ober dem Manhartsberg ist die Eintheilung in Aemter vorherrschend. Ob und wie aus diesen jedenfalls in die Zeit der Gründung zurückgehenden Bezeichnungen auf die Herkunft der Ansiedler Schlüsse zu ziehen sind, bedarf noch genauerer Prüfung.

XXI. Ortsnamen auf „s".

Im Zusammenhange mit den früheren Erörterungen über die Neubesiedlung Deutschlands möge noch auf gewisse Gruppen von Ortsnamen hingewiesen werden,

[1]) F. Secker, oberösterreichische Ortsnamen. Linzer „Deutscher Hausfreund" von 1895, S. 128 und 129.

[2]) Huber, das Christenthum in Baiern IV. S. 325.

[3]) Solche Rotten besonders in der Gegend von Gaming: Gaming-Rotte, Polzberg-Rotte, Brandberg-Rotte, Uebergang-Rotte (gegen Frankenfels bei Maria-Zell) u. A.

die, obwohl sie unter sich ein gleichartiges Gepräge tragen, sich in ganz verschiedenen Gegenden Deutschlands und Oesterreichs finden und darum leicht zur Vermuthung führen, dass die Ansiedlungen, denen diese Ortsnamen zugehören, durch eine organisirende Hand gepflanzt wurden. Es sind Ortsnamen in der Genitivform eines Eigennamens und laufen auf „s“ aus. Man begegnet ihnen in nachfolgenden Gegenden:

1. In Niederdeutschland, besonders in dem Lande zwischen Ems und Weser und dort wieder am häufigsten in Ostfriesland: Heppens, Gödens, Remels, Wüppels, Middels, Wiesens, Schortens, Wiefels, Esens, Tettens, Funix, Rikens, Tossens, Atens, Niens, Waddens (bei Bremerhaven). Auf das rechte Weserufer reichen diese Orte nicht hinüber, ziehen sich jedoch westwärts über die Ems mit den Orten Ammers, Naters, Lellens, Harssens u. a. in die Niederlande bis zur Maas, ja bis über die Schelde, wo noch westlich der Scheldemündung der Ort Breskens vorkommt.

Offenbar liegen auch hier Personennamen zugrunde, wie ja den weitmeisten deutschen Ortsnamen. Aus Ebbo's Haus oder Heim wird Heppens u. s. w.

2. Im westlichen Mitteldeutschland, und zwar am häufigsten in der Gegend von Fulda; sie reichen von da bis in die Umgebung von Gotha, Meiningen, Schmalkalden, Hanau und Darmstadt: so Dietharz (offenbar von Diethard) bei Gotha, Heinrichs bei Suhl, Herges (von Ariger) bei Schmalkalden, ferner Seiferts, Dipperz (Dietberts), Hilders, Melpers, Herolz, Wernges, Silges, Morles, Horas, Sieblos (Siebolds), Heblos (Helbolds), Willofs, Wissels, Welkers, Sterbfritz (Wernfrieds?), Mottgers, Romerz, Zeitlofs, Dietges, Meerholz (Marolds?), Vollmerz, Elens, Ellers, Wettges, Heisters, Nösberts. Manche dieser Ortsnamen, bei denen sich das s in z verwandelt hat, werden oft voreilig für slavisch erklärt.

3. Im östlichen Mitteldeutschland, und zwar in Oberfranken, zumal bei Wunsiedel: Helmbrechts, Neudes, Brücklas, Schödels, Reutlas u. a.

4. Auch weiter östlich vereinzelt in der Grafschaft Glatz: Rückerts (Rutgers), Reinerz (Reinhards).

5. Im westlichen Süddeutschland im Algäu bei Immenstadt und Sonthofen: Gopprechts, Freibrechts, Diepholz (Dietbalds), Börlas (Berolds?), Dietrichs, Rieggis (Riegers?), Aigis (Eigils?), Bufflings (Wölfings?). Manche dieser Namen sind arg verunstaltet, so sollen geheissen haben: Rehlings (einst Gerhartsweiler), Metzlers

(Wiggenweiler), Grübels (Willeboldsweiler). Ferner Mernersch (nach Baumann) Emeheres (Hof), Muderpolz (Udalbolds), Hergaz (Herigers), Engelitz (Engelharts).[1]

6. Im östlichen Süddeutschland (Oesterreich) mit dem Hauptsitze in Niederösterreich im Viertel ober dem Manhartsberge, mit Verzweiguugen nach dem südlichen Böhmen und dem westlichen Mähren: Heinreichs, Wörnharts, Wolfgers, Schweiggers, Kainrads, Illmanns, Hörmanns, Gopprechts (Godberts?), Engelbrechts, Altmanns, Dietmanns, Seyfritz (Siegfrieds), Gebhards, Sieghарts, Reinbrechts, Pertholds, Walters, Rappolz (Radbolds), Ludweiss (Ludwigs), Weinpolz (Winholds oder Winbalds), Beinreichs (Weinrichs), Riegers, Jahrings (Harings?), Jupons (Ubbo's?), Wolframs, Willenz (Wilhelms?), Tremles (Tramilo's?), Forbes (Aribo's), Schamers, (Samo's) Samilo's?), Modes (Noto's), Zlabings (Helbings?).

7. In Tirol, im Innthale nördlich von Innsbruck: Fritzens, Axams, Wattens, Volders (vgl. Volders in Friesland).

8. In der Westschweiz um den Genfer See, besonders im Canton Waadt mit Ausläufern bis nach Savoyen. Also in der Waadt: Assens, Vuarrens (Warrens, auch in Friesland und England), Vufflens (zweimal, Wölfleins?), Mollens, Ballens, Daillens, Aclens, Renens, Cuarnens, Oulens, Sottens, Challens, Echallens, Thierrens, Morlens. Am Genfer See: Hermence (Hermanns?), Clarens, Chernez, Veytaux, Attalens, Gingins, Prangins, Trelex. Um Freiburg erklingen Cottens, Vivers, Tafers, Giffers, Vuippens, Riaz, Vuisternens, Promasens (vgl. Pirmasenz in der bairischen Pfalz); bei Lausanne Eclépens, Arnex, Bavois. Weiter westlich nach dem Kerne von Burgund Bannans, Cernans; in Savoyen Albens, Morlens, Vulbens.

Demnach sind verwandte Ortsnamenbildungen an acht verschiedenen Gegenden Mitteleuropas nachgewiesen.[2]

Ob sie nun eine Bildung sind, die bei verschiedenen deutschen Stämmen als Bezeichnung der Niederlassung,

---

[1]) Lunglmayer, Orts- und Flurnamen des Bezirkes Lindau. S. 10. Ferner Baumann, Forschungen zur Schwäbischen Geschichte. S. 469. Einige dieser Namen führen, so scheint es, in die nördliche Schweiz hinüber, wo die Orte auf „is" nicht selten sind: Wäggis (Waggo's Heim?), Gysis u. s. w.

[2]) Die grosse Menge der unbedingt sicheren, gleichartigen Namen entbindet wohl einstweilen vom Nachweise der ältesten Formen. Von den in Nr. 8 verzeichneten Ortsnamen mögen einige wegfallen, das erschüttert nicht die Regel. Seltsam ist bei diesen Schweizer, Burgunder und Savoyer und sogar auch Friesischen Namen der Uebergang in räto-romanische Formen.

des Eigenthums und Besitzes sich eingestellt hat oder ob sie von einem einzigen Stamme ausgingen und Niederlassungen von Angehörigen dieses letzteren Stammes bezeichnen, das ist noch unentschieden. Für das Erste spricht die Vielheit des Vorkommens, für das Zweite sprechen so ziemlich alle anderen Gründe. Ist nun der Ursprung aus Einer Quelle das Wahrscheinlichere, so werden wir immer noch am ersten auf friesisch-niederfränkische und möglicherweise hessische Niederlassungen geführt. Friesen und Angeln pflegen Namen am meisten zu kürzen. Aus Herfordshire machen die Engländer „Herts", aus Robert „Bob", aus Richard „Dick", aus James „Jim" u. s. w. Auf fränkische Spur führt die Thatsache, dass heute noch bei den Rheinfranken die Sippe durch ein „s" bezeichnet wird. Wenn der Hausvater Röder heisst, so werden die Seinigen „Röders" genannt. Heisst der Hausvater Prinz, so kann man hören „wir kennen Prinzens". Da hätten wir also noch wohlerhalten einen Uebergang zu den Sippenamen und Ortsnamen auf „s" und „ens" ! Einstweilen bleibe diese Frage unentschieden.

XXII. Spuren versuchter Durchsetzung der altdeutschen Stämme in Süddeutschland mit fränkischen Ansiedlungen.

Wahrscheinlich hat schon Chlodwig nach der Schlacht bei Zülpich das obere Rheinthal für sich und seine Franken in Anspruch genommen. Strassburg und seine Umgebung werden, den Ortsnamen zufolge, ursprünglich fränkisch gewesen sein. Die Orte auf „heim" reichen bis Basel, so dass also das ganze Rheinthal von dort bis zur Mündung von Franken besiedelt war, wenn auch später wieder von Strassburg südwärts alemanisches Volksthum die Vorhand erhielt.

Die Ortsnamen deuten aber auch darauf hin, dass Franken zwischen Alemanen und Schwaben, zwischen Schwaben und Baiern, endlich zwischen Baiern und Oesterreichern eingeschoben wurden.

Ein Gürtel von Ortsnamen auf „heim" und „bach" trennt in nord-südlicher Richtung das wichtige Gelände, das die Donauquellen in sich schliesst, vom Schwarzwalde. Hier liegen Riedheim, Tannheim, Marbach, Dürrheim, Hausen, weiter südlich Bachheim, Lausheim u. a. mit Ausläufern bis gegen Schaffhausen (Schleitheim). Sollte das blosser Zufall sein ? Nimmt man einen Unterschied zwischen Alemanen und Schwaben an, so könnte

diese fränkische Siedlung etwa gerade auf der Grenze liegen.

Mit vieler Wahrscheinlichkeit lässt sich auf eine solche Siedlung für die Grenzlande zwischen Schwaben und Baiern aus den Ortsnamen schliessen. Schon vom Neckargebiet im Nordwesten und von der Tauber nördlich erstrecken sich zwei Streifen von Ortsnamen auf „heim“ mit echt fränkischem Klange etwa in der Richtung auf Ulm; die erstere über Kirchheim (südöstlich von Esslingen), Hattenhofen, Eschenbach, Westerheim, Machtolsheim, Magolsheim, Hausen, Frankenhofen, Altheim zur Donau bei Ulm, die zweite von Rotenburg an der Tauber über Frankenheim, Crailsheim, Neuenheim, Waldheim, Belzheim, Schneidheim gegen Nördlingen und dann weiter südwärts über Neresheim, Heidenheim, Bergheim, Hausen, Riedheim, Leipheim gleichfalls zur Donau bei Ulm. Südlich von Ulm erwartet man nach der bisherigen Annahme die ausschliessliche Herrschaft der bekannten schwäbisch-bairischen Ortsnamen. Was sehen wir aber statt ihrer? Ein dichtgedrängtes Heer auf „heim“, „hausen“ und „bach“, und zwar sowohl im westlichen Abschnitte zwischen Donau und Iller, als auch im östlichen, zwischen Iller und Lech. Die erstere Gruppe erstreckt sich mit ihren Ausläufern von Ulm südwestlich über Sontheim, Dietenheim, Laupheim, Volkersheim, Altheim, Moorheim, Marbach, Alleshausen, Altshausen, Pfaffenhofen, Harresheim, Bergheim zum Bodensee und vereinzelt noch darüber hinaus in die Schweiz, wo wir Egelshofen, Mülheim u. a. begegnen. Die zweite, noch grössere Gruppe zwischen Iller und Lech zeigt sogar fast nur Ortsnamen auf „heim“, „hausen“, „hofen“, „bach“, also Offenhausen bei Ulm, dann Riedheim, Leipheim, Fahlheim, Holzheim, Aufheim, Ichenhausen, Mindelaltheim, Burtenbach, Tannhausen, Babenhausen, Jedesheim, Iller-Aichheim, Fellheim, Buxheim, Steinheim, Mindelheim, Sontheim, Rettenbach gegen Kempten und weiter südlich Sonthofen und Berghofen, obwohl die Orte auf „hofen“ ebenso gut schwäbisch sein können.

Eingesprengt in die letztere Abtheilung finden wir Namen friesischen Klanges, wie Rottum (Rottenheim) und Laubach, beide westlich von Biberach, sowie ein Friesenhofen südlich von Leutkirch erscheint. Gegen den Bodensee begegnet man auch noch den schon vom nahen Algäu her bekannten Orten auf „s“, wie Eglofs, Möggers, (Otgers, mit vorgesetztem hessischem M), Hörbranz (Heribrandes), Akams (Okam's) u. a.

Eine sorgsame Einzelprüfung wird hier noch manchen bedeutsamen Fund ermitteln. In einer Abhandlung von Dr. Christian Gruber „Das Ries" wird erwähnt, dass dort etwa ein Fünftel der Ortsnamen auf „heim" und „hausen" ausgeht. „Die Rieser haben heute noch einen Hauch fränkischer Art". Die Frankendörfer liegen im Ries zumeist im Osten und Süden, wodurch angedeutet ist, dass sich der fränkische Einschuss gegen Süden fortsetzt.

Was das Lechthal betrifft, so findet die Annahme von fränkischen Ansiedlungen in dieser Gegend Unterstützung durch eine von Christian Schneller in der „Oesterreichischen Revue", 1864, I. S. 238 erwähnte Ueberlieferung. Darnach stamme die Lechthaler Bevölkerung von Franken ab. Schneller selbst findet, dass den Lechthaler eine besondere geistige Beweglichkeit auszeichne bei scheinbarer Plumpheit und obschon er sonst die Grundeigenschaften des schwäbischen Stammes besitze; nicht so zungenfertig wie der Schwabe, liebe er Streit und aufregende Bewegung.

Längs des Lech sind übrigens schwäbische „ingen" mit fränkischen „heim" gemischt, jedoch mit Uebergewicht der ersteren. Von dort jedoch östlich beginnt wieder, besonders im Norden, eine fränkische Zone um die Paar mit Wittelsbach gelagert, also Mülhausen, Lechhausen, Schrobenhausen, Hettenhausen, Reichertshofen, Lampertshausen bis Schleisheim, Dietersheim, Vilsheim, Altheim an der Isar. Die vielen Orte auf „hausen" werden hier als fränkische Beimischung zu der schwäbisch-baierischen Stammbevölkerung zu betrachten sein.

Weiter ostwärts vorschreitend, gelangen wir dann zwischen Isar und Inn in das Kernland der Baiern mit seinen trotzigen Ortsnamen auf „ing", die bis zum Inn und der Salzach überwiegen. Aber an Inn und Salzach beginnt wieder ein starker fränkischer Einschub zwischen Salzburg und Passau, mit Frankenburg und Frankenmarkt, dessen Herkunft und Bedeutung schon früher geschildert wurde.

Nach alledem kommt man zu der Meinung, dass die Frankenherrscher, und zumal Karl der Grosse, sowohl die Schwaben wie den alten, starken und selbstwilligen Stamm der Baiern mit fränkischen Siedlungen (worunter auch Friesen und Sachsen) förmlich umwickelt haben.

Es ist möglich — die geschriebenen Quellen lassen uns leider hier völlig im Stich — dass schon ältere Frankenkönige mit ähnlichen Massregeln begonnen

haben. Das Vorkommen der alemanischen Namen am Niederrhein, in den Niederlanden und tief nach Frankreich hinein scheint auf Derartiges zu deuten.[1]) Die „ingen", „weil", „weiler", „hofen" (letzteres kann auch fränkisch sein) reichen um Maas und Mosel bis Aachen, Mastricht und Jülich, ja noch darüber weit hinaus. Die „ingen" sind die Mutter der vielen „echt französischen" Orts- und Adelsnamen auf „igny", und die nicht minder zahlreichen Ortsnamen auf „villier" stammen, wie Egli (Ortsnamenkunde S. 274) zutreffend bemerkt, nicht vom romanischen „villa", sondern von „weiler". Arnold zählt von Rheinhessen und Lothringen abwärts gegen tausend Namen auf „weiler". Er hebt auch hervor, dass zwischen Rhein und Mosel sich alemanische Niederlassungen mit fränkischen, zumal hessischen, gekreuzt haben. Das deutet auf schachbrettförmig gemischte Ansiedlungen, wo mit Hilfe der Herrscher die alemanischen Dörfer bestimmt waren, in der fränkischen Bevölkerung aufzugehen, und es ist nicht undenkbar, dass schon Chlodwig nach der Schlacht bei Zülpich mit dem Durchgriffe des Siegers jene so gewaltige Durcheinanderwürfelung vornahm.

Aehnlich mag Karl der Grosse im Südosten vorgegangen sein. Wie dort im unteren Rheingebiet die Alemanen, sollten hier in den Donaulanden die Baiern von Franken umschlungen und neutralisirt werden. Allein dort bei den Alemanen des Niederrheins gelang die Absicht wegen des fränkischen Uebergewichtes. Nicht jedoch gelang sie bei den Alemanen des Oberrheins und oberen Donaugebietes. Hier erhielt sich der schwäbisch-alemanische Stamm vollkräftig, und er hat im Gegentheil einen Theil seiner fränkischen Grenzwächter verschlungen. Ebenso trugen es im Süden und Südosten die Baiern über die Franken davon, wenn auch Spuren fränkischer Mundart, Bauweise, Sitte und Volksart sich an vielen Orten noch erkennen lassen und die Deutschösterreicher doch beiweitem keine echten Baiern sind, sondern ein Mischvolk darstellen, zu dessen Entstehung, von Quaden-Markomannen abgesehen, Baiern, Franken, dann Schwaben, Friesen, Sachsen und wahrscheinlich auch noch ostgermanische Bruchtheile, wie Ostgothen, Rugier und Heruler, zusammenwirkten.

* * *

[1]) Das Vorkommen von Alemanen am Niederrhein unter Uferfranken bezeugt die Lex Ripuariorum XXXI 2: „hoc constituimus, ut infra pagum Ripuarium tam Franci (etwa salische Franken?), Burgundiones, Alemani seu de quacunque natione commemoratus fuerit . . . ita respondeat."

Wenn die obigen Schlüsse, die sich zumeist auf die Ortsnamen, auf den geistigen und leiblichen Volkstypus, dann auf die bekannte Verpflanzungstaktik Karl's des Grossen, sowie auf seine Politik stützen, richtig sind, so ist, wie für den Südosten, so auch für den Südwesten Deutschlands der Versuch, vermittelst weitverbreiteten, an die wichtigsten Stellen versetzten Frankenthums aus deutschen Stämmen ein deutsches Volk zu schaffen, nachgewiesen, und man überblickt nunmehr das Gebiet, auf welchem Karl der Grosse zumeist seine gewaltigen Pläne aufbauen wollte. Den Spuren der Römer folgend, vereinigte er seine Absichten vorzugsweise auf den Süden und Südosten Mitteleuropas. Den Norden überliess er zunächst sich selbst; nachdem er die Sachsen in sein Reich eingeführt, begnügte er sich, in den Ostseelanden und in Böhmen dem deutschen Namen mit kurzen Schlägen die gebührende Achtung zu verschaffen. Aber doch ist es Karl, welcher die grosse Siedlungszeit des 12. und 13. Jahrhunderts, durch welche das ostelbische Gebiet für Deutschland wiedergewonnen ward, vorbereitet hat. Zugleich war sein Auge dauernd auf Byzanz gerichtet, den gefährlichen Feind und erstrebenswerthen Freund, den Erben der römischen Weltpolitik und Weltcultur, den Besitzer der überwiegenden Industrie und des weitaus grössten Reichthums. In sechsundvierzigjähriger Herrscherarbeit suchte er seine Franken und deren Eroberungen in Gallien mit den alten deutschen Stämmen zu vereinigen und zu verschmelzen. Man vergesse nicht, dass es damals kein deutsches Volk, sondern nur Stämme gab, die sich gegenseitig kaum anders betrachteten, fühlten und behandelten, als Romanen und Slaven. Obgleich Karl die Kirche für sich hatte und den Adel der anderen Stämme in seine Pläne zu ziehen suchte, waren doch der Kern der Völker wie auch die alten Herrschergeschlechter zu stolz, zu selbstbewusst und eigenwillig, die Masse zu bedürfnisslos, um den Reichsgedanken als eine Nothwendigkeit zu erkennen. Das bedingte starke Berufung an Gewalt und durch Gewalt geschaffene Thatsachen. Und als des wirksamsten Mittels der Vereinigung bediente sich der grosse Herrscher der Durcheinanderwürfelung der deutschen Stämme.

Karl der Grosse ist es, welcher in das mittlere Donaugebiet jene Grundzüge einprägte, die später nie mehr verwischt, nur etwas verschoben wurden. Unter den sächsischen Kaisern dauerten fränkische Einflüsse und Herrschaft fort. „Fränkisch“ war deutsch und „Deutsch“ war fränkisch.

Die Reichskanzlei und der Stamm des leitenden Adels blieben wohl — mit wenig Ausnahmen — fränkisch. Otto I. selbst hatte sich zum Herzog von Franken erklärt. Zeitweise murrten seine Sachsen gegen den allzu „fränkisch“ gesinnten Herrscher. Von Seite der Sachsenkaiser konnte und wollte man an den Grundlagen nichts ändern. So auch in der Mark Oesterreich. So sagt auch Dümler: „Will man die Geschichte Oesterreichs nicht mit seiner Erhebung zum Herzogthum und der ihm dadurch verliehenen Sonderstellung beginnen, sondern sie weiter hinauf, gleichsam bis zur Wurzel verfolgen, so würde die erste Gründung der Ostmark durch Karl den Grossen (791 bis 803) ein ungleich geeigneterer Anfangspunkt sein, als die Erneuerung derselben unter den Ottonen, denn die sächsischen Kaiser waren auch hierbei, wie fast in allen grossen Thaten, die sie vollbrachten, in beschränkterem Umfange Wiederhersteller des von den ersten Karolingern begründeten Werkes, Retter und Schützer der von Neuem von den Barbaren in ihrem Bestande gefährdeten Gesittung. In dem Jahrhunderte, welches wir betrachten (9. Jahrhundert), empfing das Land unter der Enns die wesentlichen Grundelemente der Bevölkerung, die ihm fortan für alle Zeiten geblieben ist. Gleichzeitig gelangte auch das Christenthum zur unumschränkten Alleinherrschaft. Wenngleich die Ueberfluthung durch die Ungarn auf mehr denn ein halbes Jahrhundert den Lauf der Entwicklung hemmte, so nahm letztere doch seit der Schlacht auf dem Lechfelde 955 und Einsetzung der babenbergischen Markgrafen in den alten Bahnen wieder ihren Fortgang, da in den allgemeinen Verhältnissen durchaus keine wesentliche Umgestaltung eingetreten war.“ Auch v. Meiller theilt diese Ansicht.

Der eigentliche, wahre Schöpfer der Ostmark ist Karl der Grosse, der selbst ein bewusster Franke war; die Babenberger in Niederösterreich, die Traungauer in Steiermark, die Eppensteiner und Sponheim-Ortenburger in Kärnten stammen aus Frankenland. Wichtige Bisthümer, wie Bamberg, letzteres gleichsam der Vorposten von Mainz, hatten in Oesterreich grosse Besitzungen, und, obwohl auf baierischem Boden gelegen, waren Salzburg und Passau doch ganz im fränkischen Interesse thätig; mächtige Orden kamen über Franken hierher, und sie alle brachten zahlreiche Ansiedler mit, die schon des Weinbaues und Gartenbaues unter einem im Ganzen milderen Himmelsstrich, als ihn Baiern besitzt, kundig waren.

So gilt auch für den Südosten, was Jakob Grimm von der Ausbreitung der Franken sagt: „Es ist merkwürdig, in welcher wunderbaren Fülle und Fruchtbarkeit der fränkische Stamm während des Mittelalters erscheint.“ [1]) Und in diesem Sinne trifft Giesebrecht das Richtige, indem er bemerkt: „Das fränkische Volk durchschlang und umschlang unter Karl dem Grossen mit seinen Staats- und Lebenselementen das ganze Abendland“. [2])

Diese letztere, höchst zutreffende Aeusserung Giesebrecht's näher auszuführen und zumal für die Ostmark durch Vereinigung dürftiger Quellenberichte mit Thatsachen der Gegenwart nach Möglichkeit zu begründen, war die Absicht der vorstehenden Abhandlung.

XXIII. Aehnliche Besiedlung von Deutschlands Nordosten im 12. und 13. Jahrhundert.

Von den umfassenden Siedlungen unter Karl dem Grossen zu Ende des 8. und Anfang des 9. Jahrhunderts besitzen wir nur dürftige Nachrichten. Ganz anders steht es mit der Colonisation des östlichen Norddeutschland im 12. und 13. Jahrhundert; wir können sie ziemlich genau verfolgen und daher zur Erläuterung jener älteren Vorgänge heranziehen. [3])

Der Hauptstock der Siedler, welche das nordöstliche Deutschland der Cultur zuführten, stammt aus den Niederlanden, also aus einem Gebiete fränkischen, mit einzelnen friesischen und sächsischen Bestandtheilen gemischten Blutes. Es müssen die Länder um Schelde, Maas und Niederrhein bis gegen Mosel und Sieg hinauf im früheren Mittelalter eine ganz ausnahmsweise Stellung eingenommen haben. Ihre Bewohner ragten hervor durch praktische Bildung und Erwerbskraft, kannten Entwässerung und Bewässerung, Düngung, Salzgewinnung und mancherlei andere Gewerbe. Im Gegensatz zu den arbeitenden Classen im überwiegenden Theile von Europa waren sie überdies freie Männer, und diese glücklichen Umstände, verbunden mit längeren Perioden des Friedens, hatten eine starke Zunahme des Volkes bewirkt. Gerade wie heutzutage besassen damals Holland, Flandern,

[1]) Geschichte der deutschen Sprache. I. S. 257.
[2]) Geschichte der deutschen Kaiserzeit. I. S. 128.
[3]) Das Folgende, hauptsächlich nach R. Schröder „Die niederländischen Colonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters.“ Berlin 1880.

Brabant auf dem europäischen Festlande weitaus die dichteste Bevölkerung, und als infolge von Krieg, Hungersnoth und Seuchen das östliche Deutschland fast menschenleer geworden, flossen aus den Niederlanden, wie aus einem Staubecken, grosse Schaaren von Auswanderern nach dem Osten ab. Ueberschwemmung, Misswachs, Theuerung, feudale Gelüste der Grossen in der alten Heimat, dagegen in dem neuen Lande wohlfeiler Boden, mässige Abgaben, gesicherte persönliche Freiheit, leichterer Erwerb reizten. Ein noch heute in Flandern viel gesungenes Volkslied mag noch eine Erinnerung an jene Zeiten bergen:

Nach Ostland wollen wir reiten (reisen),
Nach Ostland wollen wir met (mit),
Allüber die grünen Haiden,
Frisch über die Haiden,
Dort ist die bessere Stätt'.

Den Niederländern schlossen sich Rheinfranken, Westfalen, Sachsen, Hessen und Thüringer an. Ein altes Sprichwort rühmt ihre Thatkraft:

„Wo Hessen und Holländer verderben,
Da kann Niemand Nahrung erwerben."

Als Ansiedler waren die Niederländer von den Grundherren gesucht und auch von dem Landvolk, unter welchem sie sich niederliessen, nicht als Concurrenten gefürchtet, da sie durch ihre Gewerbe die Bodenproducte und Bodenwerthe im Preise hoben. Und gerade ihr doppelter Charakter, dass sie zugleich Landwirthe und Gewerbetreibende waren, verlieh ihren Ansiedlungen Geschlossenheit und finanzielle Bedeutung.

Die Bewegung beginnt um die Wende des 11. Jahrhunderts. Als erste leiteten Aebte und Bischöfe die Auswanderung ein. Zwar hatte schon der Abt Adelard von Corvei unter Karl dem Grossen aus seiner Heimat Flandern Ansiedler nach Corvei verpflanzt, und im 11. Jahrhundert waren infolge einer Hungersnoth zahlreiche Bewohner des Lütticher Landes, denen Männer aus benachbarten Gauen folgten, nach Ungarn ausgewandert, auch hatte Ende des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts eine bedeutende Auswanderung von Flandern nach Grossbritannien stattgefunden, aber die erste systematische Ansiedlung niederländischer Bauern in Deutschland war die des Jahres 1106. Sie kamen aus der Gegend von Utrecht, aus Flandern und Brabant — in den Urkunden werden sie „Holländer" genannt — und liessen sich bei

Bremen nieder, dessen sumpfreiche Umgebung sie durch sechszigjährige Arbeit in reiches Fruchtland verwandelten. Ihre Niederlassung erfolgte auf Grund eines förmlichen Vertrages mit dem Erzbischofe von Bremen.

Nachdem so die Bahn gebrochen war, rückten zahlreiche Schaaren nach, bald begegnen wir die niederländischen Einwanderer in Braunschweig, Oldenburg und Hannover. Von der Weser schreiten sie zur Elbe vor (im Jahre 1143), wo sie unterhalb Hamburgs das Alte Land, das Land Kehdingen und das Land Hadeln der Cultur gewinnen. Genau in der Mitte dieses Landstriches bewahrt bis auf den heutigen Tag das Dorf Hollern und die Hollerstrasse, ebenso wie bei Buxtehude der Holländerbruch und im Kehdinger Lande Hollerdeich das Andenken an den Ursprung der Gründer. Ferner wird von ihnen der alte Bardengau nördlich von Lüneburg besiedelt. Bald darauf finden wir sie in Holstein, und hier gewinnt die Colonisation schon einen politischen Charakter. Die slavische Bevölkerung des nordöstlichen Deutschland war eine dünne und hatte durch die Kriege gelitten. Aus dem schweren Marschboden wussten die slavischen Bauern mit ihren leichten Ackerwerkzeugen und schwächerem Vieh nichts zu machen. Der schleswig'sche Chronist Helmold konnte deshalb das Land als „menschenleer" bezeichnen. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts nehmen nun kraftvolle Fürsten, wie Adolf von Holstein, Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär die Ansiedlung in die Hand. An ihrer Seite sind die Orden thätig, allen voraus die aus den Benedictinern hervorgegangenen Cistercienser, welche durch ihre Satzungen zu eigener Handarbeit verpflichtet waren. Unter 100 Mönchen des Ordens waren oft nur fünf Priester, die andern 95 aber Laienbrüder, die ohne Zweifel die beste Arbeitskraft jener Zeit darstellten. Sie besassen die niedern Weihen, erhielten die gleiche Wohnung, Versorgung und Verpflegung wie die Priester, und bewährten sich, in engster Verbindung mit den Ordensbrüdern in Italien und Frankreich stehend und auf deren ältere Erfahrungen und neuerliche Fortschritte gestützt, als Pioniere in Landwirthschaft und Gewerben. Ihre Klöster waren durchaus nicht blos Andachtsorte, sondern auch Mittelpunkte der Landescultur, landwirthschaftliche und gewerbliche Schulen, Pflegestätten auch für leibliches Volkswohl, Versorgungsanstalten für Kranke, Alte, Schwache, endlich in Kriegsfällen Zeug- und Vorrathshäuser und in mancher Hinsicht Vorschussbanken. Auf dem Boden

des heutigen Deutschen Reiches bestanden nicht weniger als 94 Cistercienser-Klöster. Bei der Besiedlung des östlichen Norddeutschland gebührt eine besondere Hervorhebung den Mutterklöstern Altenkampen bei Geldern und Altenberg zwischen Köln und Elberfeld, von welchen unmittelbar oder mittelbar die meisten der im 12. Jahrhundert angelegten Cistercienser-Klöster ausgingen, so namentlich Walkenried (vom Harze südlich in Thüringen, Begründer der „Goldnen Aue"), ferner Schulpforte, Dobrilugk und Leubus in Schlesien. Durch diese vereinten Bestrebungen wurden die Lande zwischen Elbe und Oder bis nach Meissen, der Lausitz und Schlesien mit Colonisten besetzt, die überwiegend aus Flandern, Holland, Westphalen kamen. Im Einzelnen betrachtet, treffen wir niederländische Siedlungen in der „Goldnen Aue", der Gegend von Erfurt, im Osterlande und der Niederlausitz. Fast sämmtliche deutsche Orte der Altmark sind von Niederländern und Flämen angelegt. Köln an der Spree, aus welchem später Berlin erwuchs, ist von ihnen gegründet. Niederländer mit Ostphalen und Westphalen eroberten ganz Brandenburg der Cultur; in Pommern, Meklenburg und der Lübecker Gegend überwogen Westphalen, wogegen das Königreich Sachsen und Schlesien vorzugsweise von Niederländern und Flämen, jedoch (zumal in Schlesien) mit starker Unterstützung von Mitteldeutschen colonisirt wurden. Was die Provinz Preussen betrifft, so kamen der Adel aus ganz Deutschland, das Landvolk wiederum vorwiegend aus den Niederlanden (im weiteren Sinne), die Städter an der Küste aus Westphalen.

Die Uebersiedlung muss gut geregelt gewesen sein. Nichts verlautet von Beschwerden der durchzogenen Gegenden. Die Führer hatten wohl schon vorher für Nachtquartier und Ernährung Abmachungen getroffen. Auch an dem Orte der Niederlassung bestanden oft schon Vorkehrungen, so zwar, dass für die Siedler des 12. und 13. Jahrhunderts in mancher Hinsicht besser gesorgt war, als für die Auswanderer nach Amerika im 19. Jahrhundert. [1])

[1]) Da die Art und Weise, wie solche Völkerzüge erfolgten, culturgeschichtlich wichtig ist und darüber meist etwas unklare Vorstellungen bestehen, möge hier auf zwei Wanderungen hingewiesen werden, über die wir genauere Nachrichten besitzen. Es sind dies die Wanderung der Sigambern unter Augustus aus den Rheinlanden nach den Niederlanden (7 bis 6 vor Christus) und der Ostgothen aus der Gegend des heutigen Orsova nach

Die Art, wie die einzelnen Siedelungen in's Leben traten, war eine verschiedene. Zuweilen wendeten

---

Italien (Herbst des Jahres 408). Ueber den Gothenzug sind die Andeutungen der Geschichtsschreiber zusammengestellt bei Dahn, Bausteine I. S. 493 (s. auch Peez, „Erlebt Erwandert" I. S. 114, wo auch die Züge der Buren herangezogen sind.) Die Wanderung der Sigambern schildert mit guter Ortskenntniss Essellen, in der Geschichte der Sigambern, S. 114. Durch hohen Muth, Willensstärke, Kriegstüchtigkeit hatten sich die Sigambern den Römern besonders furchtbar erwiesen. Dieser Stamm, der in der Gegend von Sieg und Ruhr in Westfalen etwa im heutigen Regierungsbezirk Arnsberg seinen Sitz hatte, sollte nun um jeden Preis unschädlich gemacht werden, und es bleibt für immer bemerkenswerth, dass das Römerreich, obwohl damals auf der Höhe seiner Macht stehend, lieber zu Ueberredung griff als zu Krieg. Den Sigambern wurden glänzende Versprechungen gemacht und für den Fall der Auswanderung überaus günstige Bedingungen gestellt. So entschloss sich das tapfere Volk endlich zur Uebersiedlung. Ihre Zahl wird mit 40.000 angegeben; sind dies nur Männer gemeint, so wird der ganze Zug, da sie Frauen und Kinder mitnahmen, auf weit über 100.000 anzuschlagen sein. Die Fuhrwerke bildeten ein Mittelding zwischen Haus und Wagen, wovon noch ein kleineres Muster in den hessischen Schäferkarren erhalten ist. In diesen Wagenhäusern wurden Kinder, Greise und die werthvolle Habe geführt. Die Krieger und wohl auch deren Frauen sassen zu Pferde, Andere wanderten zu Fusse mit. Die Heerden und die Karren mit Geräth und Reisekost folgten, wobei anzunehmen ist, dass auch die Wasserstrasse für einen Theil der Personen und Güter herangezogen wurde. Auf je zehn Köpfe kam etwa ein Wagenhaus. Im Freien ward über Nacht gelagert, unter dem Schutze von vorzüglichen Wachhunden, die ein römischer Schriftsteller „geflügelt" nennt. Die Sippen hielten sich zusammen. Römische Hauptleute und Krieger begleiteten die Schaaren. Der Zug ging längs der Lippe zum Rheine und dann den Rhein hinab nach den Niederlanden, wo den Auswanderern an dem Nordufer der Waal und auf beiden Ufern des Rheines das Land durch römische Ingenieure schon vermessen und vorbereitet war. Von Widerstand bei Reise und Ankunft hören wir nichts. Die starke und reiche römische Verwaltung wusste den Auswanderern die Wege zu ebnen. Uebrigens erreichten die Römer ihren Zweck nur vorübergehend, denn die Nachkommen der nach den Niederlanden versetzten Sigambern bildeten später einen Hauptheil des Frankenvolkes, welchem (nebst Gothen) das Römerreich erlag, und dessen erstes Königsgeschlecht, die Merowinger, sich sigambrischer Abkunft rühmte.

sich die Colonisten unmittelbar an den Landesherrn und verhandelten mit ihm durch einen Ausschuss, dem sie die Leitung des Unternehmens übertragen hatten. Zuweilen geht die ganze Unternehmung vom Landesherrn aus, welcher durch Bevollmächtigte Auswanderer heranzieht. Ebenso thaten einzelne Grundherren, zumal Klöster. Das häufigste jedoch scheint gewesen zu sein, dass angesehene Männer als Unternehmer auftraten, sich vom Grundherrn das Land zu Lehen auftragen liessen und es dann an die Einwanderer vergaben. Der Unternehmergewinn bestand in der Uebertragung des Schultheissen- oder Bürgermeisteramtes an den Unternehmer nebst Gewährung mehrerer Freihufen, sowie nicht selten der Mühl- und Gasthausgerechtigkeit. Aus diesen Erbschultheissen ist ein namhafter Theil des niederen Adels von Norddeutschland hervorgegangen.

Der Grundherr erblickte seinen Vortheil, neben dem Zinse, in der Werthsteigerung des Bodens, der ihm geblieben war; sodann in Zunahme der Sicherheit, des Wohlstandes, der Wehrkraft und Macht. Aus Unternehmungen erwuchsen Gemeinden, Gaue, Länder, Staaten.

Die Bedingungen, auf welche hin die Colonisation erfolgte, stimmten überall so sehr überein, dass sich dafür ein bestimmter Begriff ausbildete. Die Hufe der Ansiedler hiess die „flämische" oder „holländische" oder „fränkische" Hufe, und ebenso versteht man unter flämischem, holländischem und fränkischem Rechte ein genau umschriebenes Verhältniss, das im Wesentlichen als Erbzinsrecht sich darstellt. Die erste und wichtigste Bedingung war die Gewährung vererblichen und veräusserlichen Rechts an der Hufe. Volles Eigenthum erhielten die Colonisten nicht, das lag auch gar nicht im staatsrechtlichen Begriffe des deutschen Mittelalters. Eigenthümer blieb der Grundherr, aber er ward zum „Obereigenthümer", während die wichtigsten Nutzungen des Eigenthums an den Ansiedler übergingen Dieser erhielt also das Erbzinsrecht bei persönlicher voller Freiheit und Unabhängigkeit. Das war ein gewaltiger Fortschritt gegenüber dem slavischen Rechte, welches, die Entfernung des Bauern vom Gute leicht machend, eigentlich nur Hörige oder Zeitpächter kannte.

Für die erste Zeit der Niederlassung wurden regelmässig einige Freijahre bewilligt. Der spätere Zins war verschieden; zuweilen nur ein Anerkennungszins — „ein Pfennig", — war er in keinem Falle drückend. Die Hauptabgabe war der Zehnte von Feldfrüchten und

Jungvieh, letzterer oft in Geld festgesetzt. Dagegen erwarben die Colonisten die volle Befreiung von allen Landesabgaben, ihre Wehrpflicht war eine begrenzte, sie behielten Freizügigkeit, bildeten oft eigene Kirchensprengel und hatten in Bezug auf Eigenthum und Verkehr eigene Rechtspflege durch den Erbschultheissen oder durch selbstgewählte Richter.

Das vom Ansiedler erworbene Gut war von Anfang an auf einen grösseren Fuss bemessen. Die „flämische" oder „holländische" Hufe (72 Morgen) war doppelt so gross, als die „Landhufe" und mehr als viermal so gross, als die slavische Hufe. Regelmässig, so scheint es, ward dieses grosse Ausmass dann gewährt, wenn sie durch Ausrodung von Wäldern oder durch Trockenlegung von Sümpfen gewonnen wurde. Sie war vom Flurzwang der Gemeinde frei, bildete geschlossenen Besitz und ward, da sie auf Königsboden neu geschaffen war, auch „Königshufe", an der Seeküste „Marschenhufe", im Waldlande „Waldhufe" oder „fränkische" (hessisch-thüringische) Hufe genannt. Ein mächtiger Anreiz zur Landescultur lag in diesen grossen Hufen. Zugleich gab die richtige Vertheilung von Gefahr und Nutzen zwischen dem Grundherrn, dem Unternehmer und dem Ansiedler der ganzen Colonisation einen so starken und überlegenen Antrieb, dass viele Grundherren, auch slavische, ihren wendischen Bauern kündigten und das Land an Deutsche vergaben, woher denn die vielen norddeutschen Orte mit slavischen Namen und deutscher Bevölkerung entstanden sind. Wie heute der höhere Lohn die slavische Bevölkerung unwiderstehlich westlich zieht, so war es in der Zeit vom 12. bis 14. Jahrhundert der wohlfeile Boden, die bessere Technik des Landbaues und die ältere und höhere Organisation der Niederlassung und des Betriebes, welche die Deutschen nach Osten führten und ihnen durch friedliche Thätigkeit das Uebergewicht über die Slaven verschafften.

Wie bereits erwähnt, kamen die meisten Ansiedler aus den niederen Gegenden des Rheins, der Maas und Schelde. Von Borchgrave, selbst ein Fläme, den man als eigentlichen Entdecker (1865) der grossen Ausdehnung und systematischen Anlage dieser niederländischen Ansiedlungen bezeichnen kann, war auf den Reisen, die er nach Bremen, Holstein, Thüringen und Preussen unternahm, oft überrascht über die an vielen Orten noch wahrnehmbare Sprachverwandtschaft, sowie die Aehnlichkeit in Brauch und Sitte mit flämischen Einrichtungen. Die

Rechtsverwandtschaft hebt Schröder, der beste Kenner, hervor, indem er sagt: „Das Familiengüterrecht in Ost- und Westpreussen und in Posen ist noch gegenwärtig das flämisch-niederrheinische, das gleiche war der Fall in der Mark Brandenburg bis zum vorigen Jahrhundert, und selbst das heutige brandenburgische Erbrecht lässt den Kundigen die Spuren seiner (niederländischen) Abstammung erkennen. In Schlesien wurden die Reste des flämischen Erbrechtes erst in unserem Jahrhundert aufgehoben, während in Pommern und den mecklenburgischen Städten die Grundsätze des flämischen und des nahe verwandten westphälischen Familienrechtes (allgemeine Gütergemeinschaft unter Ehegatten mit Halbtheilung des Vermögens bei Auflösung der Ehe) noch jetzt grösstentheils unangefochten in Geltung geblieben sind. Das Gleiche lässt sich von den kleineren niederländischen Colonien in Thüringen, Holstein und den Niederungen zwischen Weser und Elbe sagen."

Offenbar war die Bodenbeschaffenheit des küstenreichen, niederen, tiefliegenden, von grossen Strömen durchzogenen Norddeutschland ein so recht geeignetes Feld für Urbarmachung durch Niederländer. Und unter diesen hatten wohl friesische Stämmlinge eine besondere Bedeutung. Sie verstanden die Kunst der Beherrschung der Gewässer und wussten Flüsse und See einzudeichen und dadurch überaus fruchtbare Strecken Landes zu gewinnen. Es kam vor, dass solche „Holländer" von den Unternehmern der Siedlung besonders bedungen wurden. Ihr wahres Arbeitsgebiet waren, neben der Küste, die Niederungen und Brüche der Ströme Norddeutschlands.

Zu grossem Glücke für das Gedeihen dieser Siedelungen gereichte der verhältnissmässige äussere Friede, dessen damals Norddeutschland genoss. Die Stürme aus Scandinavien hatten ausgetobt, der Osten war mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Die anderen Grenzen schützte das Reich, von dessen Mitwirkung bei der Colonisation keine Rede ist, Alles geschah auf dem Wege der Selbstregierung. An einzelnen Rückstössen des Slaventhums hat es nicht gefehlt. Wie im Süden Niederösterreich, musste im Norden Mecklenburg zweimal besiedelt werden, da die erste Bevölkerung von Feinden fast niedergemacht ward. Aber solchen fürchterlichen Einbrüchen, wie sie an der Donau durch die Turanier erfolgten, war Norddeutschland nicht ausgesetzt. So konnte sich dessen Volksthum in ruhiger Breite entfalten.

Ueber die Abkunft der Einwanderer geben (nächst dem Rechte) Mundart und Ortsnamen Auskunft. Die Mundarten Niederdeutschlands sind in neuester Zeit gründlich durchforscht worden und sie bezeugen das früher Gesagte. Das Nähere darüber findet man zusammengestellt bei Paul.[1]) Ebenda sind auch Ortsnamen verzeichnet, die nach den Einwanderern geschöpft sind.

In den Ortsnamen tritt das niederländische Element stark hervor, zumal die Flämen, deren Name tief in den Südosten reicht (in Böhmen bedeutet „ein flämischer Kerl" so viel wie einen grossen, starken Mann und in Croatien „Flemendar" gar einen Edelmann). Von Ortsnamen erscheinen Flemen (bei Eutin), Flemhude (bei Kiel); Flemmendorf, Flemendorf und Hollendorf in Vorpommern; flämische Seite hiess das rechte Elbeufer gegenüber der Altmark; flämische Wiesen und flämischer Damm in Anhalt; Flemsdorf und Flemmingsthal um Bitterfeld (Besserfeld); Flemmingen bei Neuenburg; Flemmingen bei Altenburg; der Fläming bei Wittenberg, ganz von Flämen besiedelt. Diese Namen setzen sich bis in die Thalungen der Oder und Weichsel fort. Auffallend ist das häufige Vorkommen des Frankennamens. In der Mark liegen Frankenfelde und Frankenförde (Luckenwalde), Frankenfelde (Ober-Barnimer Kreis), Frankendorf bei Neuruppin; in Preussen Frankenfelde (Kreis Preussisch - Stargard), Frankenhain bei Graudenz, Frankenau (Kreis Neidenburg), Frankenau (Kreis Rössel), Frankenort (Kreis Angerburg). Einige dieser Ortsnamen gehen nach urkundlichem Zeugnisse in das 12. und 13. Jahrhundert zurück, woraus auf eine Fortdauer des fränkischen Stammesbewusstseins, sei es bei Niederländern oder bei Hessen, zu schliessen ist.

Jedenfalls ist auch in Norddeutschland der Antheil des fränkischen Stammes weit beträchtlicher, als gemeinhin angenommen wird. Paul urtheilt darüber: „Die Neubesiedlung von Nordostdeutschland geschah nicht aus politischen, sondern aus wirthschaftlichen Gründen .... Westholstein, Mecklenburg, Vorpommern und Rügen sind fast ausschliesslich von Sachsen besiedelt worden, dagegen der Fläming, der Oderbruch, die Weichselniederungen fast ausschliesslich von Niederländern (Niederfranken). Im Grossen und Ganzen aber ist, nach Ausweis der Sprache, die Mark Brandenburg,

[1]) Grundriss der germanischen Philologie III. S. 895, dann 898 u. f.

Mittel- und Hinterpommern, der Netzedistrict, West- und Ostpreussen annähernd gleichmässig von Sachsen und Niederfranken besiedelt worden, und nicht der Stamm als solcher hat eine Colonie gegründet, sondern einzelne Familien sind in das Land gezogen, etwa in der Weise, wie heute die Auswanderung nach Amerika stattfindet." [1]) Schröder ist geneigt, den fränkischen Antheil höher einzuschätzen als Paul. Vielleicht liesse sich die Einigung dahin versuchen, dass die von Sachsen (übrigens auch schon mit Franken gemischt) bewohnten Lande die grössere Zahl lieferten, besonders den leichteren Nachschub berücksichtigt, dass aber die rechts- und staatenbildende Kraft mehr auf Seite der Franken war. Indess sind beide vereinigt gute Deutsche geworden.

Auf einen wichtigen, auch die Besiedlung Oesterreichs berührenden Punkt macht Schröder aufmerksam: „Fragen wir, wie die Heimat, aus denen die Auswanderung (nach Nordostdeutschland) erfolgte, so erhebliche Menschenverluste zwei Jahrhunderte lang, ohne dass die einheimischen, zeitgenössischen Schriftsteller auch nur eine Erwähnung für der Mühe werth gehalten, ertragen konnte, so ist auf die ganz ähnliche Colonisationsthätigkeit der Hessen zu verweisen, welche (als Stammväter der Batäver, Franken) nacheinander einen Theil der Niederlande, Belgien und Nordfrankreich, ferner das Mosel- und Maingebiet und den Mittelrhein bis zur alemanischen Grenze colonisirt haben, ohne dass in Hessen während dieses freilich auf ein halbes Jahrtausend ausgedehnten Vorganges jemals eine bemerkbare Entvölkerung eingetreten wäre. Von Hessen sind die Franken ausgegangen. Das Merowinger Reich und das noch gewaltigere Karolinger Reich verdankt ihnen ihre Entstehung, Frankreichs grossartige centrale Entwicklung ist auf sie zurückzuführen, und, mit den zähen, vor keiner noch so schweren Arbeit zurückschreckenden friesischen und sächsischen Bauern vereinigt, haben sie dann, zurückgreifend auf altgermanisches, ein Jahrtausend zuvor an slavische Völker verlorenes Gebiet, in Jahrhunderte langer, rastloser Culturarbeit einen neuen Staat geschaffen, dem die Erneuerung des einst von den Urvätern der flämischen Colonisten ausgegangenen Deutschen Reiches zur köstlichen Aufgabe gestellt war." [2])

Niederländer und Hessen sind auch im Südosten, wie im Früheren wiederholt erwähnt wurde, als Siedler

---

[1]) Paul. Grundriss III, S. 895.
[2]) Schröder. Niederländische Colonien S. 30 und S. 44.

eingewandert. Dass ihr Antheil an der Gründung Oesterreichs von uns gewiss nicht überschätzt, eher unterschätzt wurde, dafür spricht die Analogie Nordostdeutschlands.

XXIV. Das Bauernhaus in Oesterreich.

Als der Verfasser dieser Schrift im Jahre 1891 in der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien den Antrag[1]) stellte, dass die Bauernhäuser in Oesterreich, als wichtige Urkunden der Geschichte und Volkskunde, zum Gegenstande der Erhebung gemacht werden sollten, gab es erst wenige Vorarbeiten, die im Wesentlichen auf die Herren W. Hamm, v. Hohenbruck, Prinzinger, Kaltenegger, Schröer u. A. zurückgehen. Während die Bauformen auf dem Gebiete des Deutschen Reiches schon ziemlich klar vorlagen, bestanden in Oesterreich-Ungarn noch wesentliche Lücken. In jenem Antrage musste gesagt werden, in der bekannten Karte von A. Meitzen („Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen," Berlin 1882) falle ein nicht unbeträchtlicher Theil unseres Landes noch in die Abtheilung „nicht festgesteller Hausformen", und nicht minder habe R. Henning („Das deutsche Haus in seiner geschichtlichen Entwicklung," Strassburg 1882) die Unvollständigkeit des Materiales aus Oesterreich-Ungarn beklagt, welche „eingehende Nachforschungen dringend herausfordert". (S. 84). Gerade Oesterreich aber sei — so führte der Antragsteller weiter aus — für die Hausforschung wichtig. Gerade von Oesterreich-Ungarn seien bedeutsame Ergebnisse zu gewärtigen, „da hier Deutsche, Slavenstämme, Magyaren und Romanen zusammenwohnen und daher die Monarchie, wie sprachlich und politisch, so auch in Bezug auf den Hausbau das Land einer buntesten Mischung und gewissermassen der Schlüsselpunkt der Nationalitätenfrage sei".

In den zehn Jahren, die verflossen sind, seitdem die Anthropologische Gesellschaft diesen Antrag annahm und das Bauernhaus zum Gegenstande ihrer Forschungen machte, wurde nun die frühere Rückständigkeit beglichen und ein sehr reiches Material gesammelt, das in erster Reihe den Herren Bancalari, Bünker, Dachler, Eigl, Grueber, Meringer u. A. zu verdanken ist. Auch das Kronprinzenwerk, lieferte schätzbare Bei-

---

[1]) Mittheilungen der Anthropol. Gesellschaft in Wien, Band XXI. (der neuen Folge Band XI).

träge zu dieser Frage, und obwohl die Untersuchungen noch keineswegs abgeschlossen sind und insbesondere die im Antrage von 1891 bereits hervorgehobenen Rechtsverhältnisse, zumal in der Feldgemarkung, soweit sie auf bäuerlichen Besitz und mittelbar auf das Bauernhaus einwirken, noch umfassender Forschungen bedürfen, so ist doch jetzt schon ein Ueberblick über das Haus in den wichtigsten Theilen Deutschösterreichs möglich.

Auf einer Karte (s. diese!) hatte Herr Anton Dachler die Güte, die Typen des Bauernhauses und ihre Grenzen einzuzeichnen. Im Allgemeinen kann man sagen, dass fränkisch-baierische Formen das deutschösterreichische Gebiet beherrschen, und zwar erscheinen sie als Fortsetzungen der Formen des altdeutschen Stammgebietes und schliessen sich somit dem Gange der Ansiedlung an, bilden jedoch grosse Gesammtgruppen, worin einzelne Sondertypen nur mehr selten oder gar nicht erkennbar sind. Oft gehen auch baierische und fränkische Formen ineinander über; es entstehen Mischgruppen, welche den Gang und Ursprung der Besiedlung bestätigen.

Nimmt man an, das altbaierische, südwärts von München und Regensburg zwischen Lech und Salzach vorkommende Haus sei bezeichnet durch die Verbindung von Scheune und Stall mit dem Wohnhause, sowie durch den Eingang in letzteres von der Stirnseite, so wird diese Hausform in Bezug auf Ausdehnung bedeutend zurücktreten müssen gegenüber fränkischen Hausformen, wobei der Eingang auf der Längsseite liegt und der Vorplatz mit der Küche die Mitte des Gebäudes bildet, mögen nun Stall und Scheune sich in der gleichen Längsrichtung anfügen oder aber getrennt den bekannten Frankenhof im fränkischen Dorftrupp bilden. Das baierische Haus zieht sich von Baiern her, mit der Donau gleichlaufend, doch sie kaum jemals erreichend, durch die Alpenvorlande wie eine breite Bank bis in die Steiermark. Das fränkische Haus senkt sich in einem noch mächtigeren Strome von Nordwesten aus Mitteldeutschland herab, besetzt Böhmen, überschreitet bei Donauwörth und Regensburg die Donau, schickt Ausläufer bis vor die Thore Münchens und vereinigt sich in Oberösterreich und einem Theile des Salzburgischen auf der Strecke zwischen Furth im Böhmerwalde und dem Salzkammergut zu Mischformen, denen besonders die oberösterreichischen Bauernburgen angehören. Diese

Formen reichen bis zur Wachau bei Krems. Hier übersetzt es auf das rechte Ufer der Donau, beherrscht Niederösterreich und das Gebiet der Neusiedler Franken bei Oedenburg. Seine Spur wird ohne Zweifel im westlichen Ungarn rechts der Donau bis Slavonien hinab sichtbar sein, ja es scheint das ungarische Bauernhaus überhaupt von den westlichen Nachbarn übernommen (wie auch das Wort „haza“ für Haus), wobei immerhin auch gothisch-gepidische, kurz ostgermanisch-scandische Einflüsse in Frage kommen.

Im Allgemeinen liebt der Franke Dörfer, der Baier mehr Einzelhöfe, doch kann ich darin kein sicheres Stammeszeichen erblicken. Oft ist die Wahl der einen oder der anderen Bauart von örtlichen Verhältnissen bedingt. So siedeln die Oedenburger Franken, sowohl in Dörfern wie in Höfen, je nach Art des Geländes.

Die ein geschlossenes Viereck bildenden Höfe, die übrigens meist in Gruppen beisammen liegen, ziehen sich in zwei erkennbare Linien, einerseits von Linz im Donauthale bis vor die Thore von Wien und andererseits von Eger durch den Böhmerwald bis gegen Linz.

In den Städten und Flecken an der Donau ist die Einwirkung des städtischen Frankenhauses, wie man es am Mittelrhein und der Mosel findet — gut unterkellert, erhöhtes Stockwerk gegen Ueberschwemmungen, mit Eckpfeilern und kleinen Thürmen — unverkennbar und aus dem vorwiegenden Weinbau, Ueberschwemmungsgefahr und Stammverwandtschaft wohl erklärlich.

Wie in Oberösterreich und Salzburg, so sind auch in Kärnten Mischformen entstanden, die sich oft durch ein gesondert stehendes, quadratisches Wohnhaus mit Oberstock kennzeichnen.

Das fränkische Haus herrscht in Böhmen, Mähren und Ungarn als Wahrzeichen des Ursprunges der Cultur dieser Länder und als Beweis einstiger Frankenherrschaft.

Die grosse Ausdehnung des fränkischen Hauses knüpft vielleicht an ältere vorrömische Beziehungen zu Mitteldeutschland an, auch ist denkbar, dass sie noch eine Verstärkung erfuhr durch Bauformen, welche die Römer an die mittlere Donau gebracht haben. Wenigstens begegnete ich im östlichen Oberitalien, in der Gegend von Rovigo beispielsweise, Bauernhäuser, die an ihrer Längsseite eine gemauerte, auf Bögen ruhende Halle haben, in welche man hineinfährt. Diese seitliche Halle oder dieser geschlossene Gang erinnert

an die Lauben sehr alter Häuser der Oedenburger Gegend, welche Bünker wahrnahm. Die Veranda des innerungarischen Bauernhauses kann damit verwandt sein. Ungewiss aber bleibt es, ob diese fränkisch-ungarischen Formen aus Italien stammen oder von Deutschen (sogenannten „Kelten") nach Italien gebracht wurden.

So führt die Forschung immer weiter. Der „Schlüssel", den der Verfasser einst in der Erforschung des österreichisch-ungarischen Bauernhauses zu finden hoffte, fehlt noch immer, im Gegentheile stellt sich Oesterreich auch in Hinsicht auf Bauernhaustypen einerseits als altes Culturland und andererseits als Colonialland dar, wenn auch die von den Siedlern mitgebrachten Typen manche selbstständige Ausgestaltung erfuhren.

Dass aber im Grossen und Ganzen die Ergebnisse dieser Prüfung der Haustypen das gleiche Ergebniss liefern, wie die Untersuchung der Ortsnamen und unsere Darstellung des Ganges der Ansiedlung, bedarf hiernach keiner weiteren Ausführung.

Was das Verhältniss der Feldmarken angeht, so sind die Erhebungen noch nicht ausreichend zu einem Urtheile. A. Meitzen hat die Flureintheilung des Dorfes Sachsen bei Grein und Sachsendorf bei St. Pölten untersucht und auf sächsische Spuren geprüft[1]. Er sagt: „Sachsen hat Dorfanlage, Sachsendorf liegt in Blöcken." Also ist das Ergebniss ein negatives, man findet keine Spur von altsächsischen Einzelhöfen. Das ist aber keineswegs zum Verwundern. In Bezug auf Anbau und Landescultur vermögen sich Besonderheiten, die doch schliesslich auf Eigenthümlichkeiten der verlassenen alten Heimat beruhen, nur ausnahmsweise zu erhalten. Die neue Heimat stellt in wirthschaftlicher und technischer Hinsicht oft auch neue Anforderungen. Die Einwanderer in Oesterreich sind auch nicht immer in ganz unbewohnte Landstriche gekommen; Ueberreste alter Cultur, Gemarkungen, Gewanne, Aecker und wohl auch Häuser bestanden an vielen Orten und die neuen Ansiedler mögen den vorhandenen Grundlagen gerne gefolgt sein. Auch kamen die Einwanderer aus verschiedenen Gegenden. Daher denn die vielen Mischformen in Haus und Flur. Allmälig bildeten sich grosse Gruppen, die in ihrer Mitte auf die Dauer keine wesentlichen Abweichungen duldeten.

---

[1]) A. Meitzen, Siedlungen und Agrarwesen. II., S. 397.

Die Entwicklung des Güterrechtes der Ehegatten und Kinder ist in Oesterreich eine verschiedene geworden, je nachdem es sich um Stadt oder Land handelt. In den Städten hat sich allmälig die Anschauung des römischen Rechtes eingebürgert: getrenntes Vermögen der Ehegatten. Auf dem Lande dagegen gilt weit überwiegend deutsches Recht: Gütergemeinschaft unter den Ehegatten und, bei Auflösung der Ehe, Anfall der Hälfte des Vermögens an den Ueberlebenden. Unter den Kindern wird im Ganzen gleich getheilt, jedoch mit Begünstigung des Gutserben, meist des Aeltesten, bis zu 30 und mehr Percent. Innerhalb dieses Rahmens bestehen mancherlei örtliche Gewohnheiten, unter denen das „Aufgriffsrecht“ eine besondere Bedeutung erlangte, jedoch genügen obige Grundzüge zum Nachweise der Uebereinstimmung des österreichischen Güterrechtes mit dem deutschen und besonders mit dem von R. Schröder umschriebenen niederländisch-fränkischen Rechte (S. 108).

Das fränkische Recht mit seiner gleichen Theilung war im Allgemeinen auf rasche Vermehrung und auf starke Ausbreitung des Volksstammes berechnet, während das baierische Güterrecht die Zurückhaltung der Bevölkerung begünstigt und dem bäuerlichen Grundbesitze eine mehr aristokratische Form verleiht. Auch in der Sitte kommt diese Verschiedenheit hie und da zur Geltung. So stillt die Fränkin ihre Kinder selbst, was die Baierin weit seltner thut. In Oesterreich ist die fränkische Sitte zur Geltung gelangt; man sieht es in Oesterreich ungern, wenn die Ernährung des kleinen Kindes nicht durch Mutterbrust erfolgt, und sagt, die Kleinen nähmen dadurch fremdes Blut auf. Dass bei den baierischen Höfen gewisse, der Nachkommenschaft feindliche Pflanzen geduldet werden, ist bekannt. Solche Gewohnheiten deuten darauf, dass der baierische Stamm schwere Zeiten durchgemacht hat, wo die Eltern an dem Aufbringen zahlreicher Kinder verzweifelten. Vielleicht geht dieser Brauch in die Zeit der römischen Eroberung des Landes zurück.

XXV. Althochdeutsch — die fränkische Kanzlei- und Reichssprache.

Die Thatsache ausgedehnter, weitverbreiteter fränkischer Ansiedlungen in Deutschland hatte selbstver-

ständlich schwerwiegende Folgen. Ich finde sie zunächst auf dem Gebiete der Sprache.

Karl selbst war ein Freund und Pfleger der deutschen Sprache. Er zeichnete sehr alte deutsche Lieder auf, in welchen die Kriegsthaten alter Könige beschrieben waren, legte den Monaten und Winden deutsche Namen bei und begann, nach Einhard, sogar eine deutsche Grammatik zu verfassen. Den römisch-kirchlichen Ansprüchen gegenüber setzte er den Gebrauch der deutschen Sprache bei Taufe, Religionsunterricht und Predigt durch. So nöthigte er die überwiegend noch romanische Geistlichkeit zur Erlernung und zur Mitarbeit an Ausbildung der unbeholfenen deutschen Sprache. In seinem Auftrage wurden die christlichen Lehren (Homilien) in's Deutsche übersetzt.

Wir hören hier von „deutscher Sprache". Wie aber mag diese beschaffen gewesen sein? Kein Zweifel, dass es die Sprache der Franken, die fränkische Mundart war.

Diese Sprache herrschte neben dem Lateinischen an Karl's Hof, in den kaiserlichen Kanzleien, theilweise auch in den Kirchen, und sie wurde durch die vielen Sendgrafen, die alljährlich, je ein weltliches und ein geistliches Mitglied, ihre Sprengel bereisten, mehr oder weniger in das gesammte Reich hinausgetragen. Da es so wenig eine ständige Reichskanzlei als eine ständige Hauptstadt gab, waren die Acten und Gesetze, „die Capitularien", in den Archiven der Pfalzen zerstreut. Von diesen wurden für Privatsammlungen Abschriften genommen. Die Sprache der Gesetzgebung war lateinisch, aber die Rechtsprechung erfolgte durch die Schöffen in der Sprache des Volkes und die letztere musste daher den Vorsitzenden, sei es erwählten Richtern oder Beamten, geläufig sein.

Wie die Rechtsprechung lag auch die Verwaltung zumeist in fränkischer Hand. Landschaften, Marken, Gaue und Hundertschaften wurden weit überwiegend von fränkischen Grossen geleitet. Ohne Zweifel waren Hauptsitze der fränkischen Sprache die kaiserlichen Pfalzgüter, deren man 128 zu verzeichnen pflegt, deren Anzahl jedoch eine weit grössere gewesen sein muss, da sonst wohlbekannte Pfalzen nicht in den üblichen Verzeichnissen erscheinen. Diese Gutsherrschaften, die unseren Krongütern entsprachen, waren über Deutschland und Frankreich zerstreut und erfüllten eine hochwichtige Aufgabe, indem sie als Finanzquellen, Musterwirthschaften,

Kernpunkte der Verwaltung im Frieden und der Heeresausrüstung im Kriege aufzufassen sind. Gleichwie in sämmtlichen deutschen Pfalzgütern das gleiche Maass und Gewicht galt, so wohl auch die gleiche Sprache. Ohne Zweifel waren die Amtleute, Verwalter und theilweise die Gehilfen und Arbeiter überwiegend aus Frankenland genommen. Die Pfalzen waren daher starke Stützen und Verbreiter der fränkischen Mundart. Dazu kamen dann noch die bäuerlichen Niederlassungen aus Frankenland. Demnach wirkten Amtssprache, Heeressprache, Pfalzherrschaften und die über einen grossen Theil Deutschlands verstreuten fränkischen Ansiedlungen in gleicher Richtung dahin, die fränkische Mundart als Reichssprache erscheinen zu lassen.

Wenn daher seit der Herrschaft der Franken im 7. Jahrhundert aus Baiern, Schwaben, dem Elsasse, der Schweiz und Oesterreich unter sich verwandte Töne uns entgegenklingen, so ist dies nicht entfernt ein Beweis für eine, wie angenommen wird, aus Volkseinheit herrührende gemeinsame deutsche Sprache, sondern nur eine Folge des fränkischen Regimentes und weitverbreiteter Ansiedlungen des fränkischen Stammes in den verschiedensten Gegenden Deutschlands.

So weit unser Auge blickt, hat es eine gemeinsame Volkssprache aller deutschen Stämme nie gegeben. Allezeit sprachen die deutschen Völkerschaften in Mundarten[1]). „Althochdeutsch“ ist daher nur der unter Karl unternommene Versuch einheitlicher Zunge, deren schriftlich niedergelegte Zeugnisse nicht nur das Frankenthum, sondern meist auch die romanische Nationalität der Urkundenverfasser und Schreiber damaliger Zeit erkennen lassen.

Die ersten Schriftsteller in deutscher Sprache waren Mönche und Geistliche. Sie bildeten eine eigene Kaste; wenn nicht geradezu Wälsche, besassen sie eine ganz lateinische Vorbildung. Unsere alte Schriftsprache ist daher ganz unter romanischem Einflusse entstanden. Die Romanen fanden anfangs die deutschen Mundarten für unschreibbar. Ironisch verglichen sie deutschen Gesang mit dem Rollen eines schwerbeladenen Wagens über

---

[1]) Dies die Ansicht von Adelung, Max Müller und Prinzinger. Sie wird gestützt durch unsere Darstellung der (stark fränkischen) Ansiedlung durch Karl den Grossen.

einen Knüppeldamm. An die tönenden Selbstlaute ihrer Sprache gewöhnt, nahmen sie Anstoss an den rauhen deutschen Mitlauten. Oft hängten sie geradezu lateinische Endungen an oder machten Vorschläge mit „la“ und „ca“ und, um dem vermeintlichen Uebel abzuhelfen, schoben sie Vocale ein, wo immer es anging. Aus tragen machten sie „trakan“, aus Kind „chind“, aus Burg „puruk“, aus Osterleute „Austreliudi“, aus Osterwald „Aosterpald“. Gmünd wurde zu „Gamundium“, Freising zu „Fruxinium“ und Breitenwang zu „Perdowan“. Sie legten auch die Mitlaute nach ihrem Munde zurecht. Besondere Schwierigkeiten verursachten ihnen das deutsche H und W. Dazu füge man noch die mundartlichen Verschiedenheiten im grossen Germanien, und man wird einen guten Theil der Verwirrung begreifen, unter der unsere alte Sprachgeschichte leidet....

Um die Entstehung der Laute von „Althochdeutsch“ richtig zu würdigen, muss man an der Sprachgrenze gegen Italien gelebt haben. Der Italiener, welcher deutsch lernt, vermag erst allmälig Zunge und Gaumen unseren üblichen Lauten anzupassen; er spricht zuerst „althochdeutsch“. So dauernd sind diese Verhältnisse! Der in den deutschen Mundarten enthaltene Kern der deutschen Sprache dürfte sich viel weniger geändert haben, als die Art der Niederschreibung, die Schriftsprache.

Wie im Früheren (Abschnitt XXIII) versucht ward, durch die Colonisation des 12. und 13. Jahrhunderts die karolingische Ansiedlung des 9. Jahrhunderts besser zu erklären, so kann auch, in Bezug auf die Sprache, die Kanzlei Kaiser Karl's IV. im 14. Jahrhundert uns die Wirksamkeit der Kanzlei Karl's des Grossen im 9. Jahrhundert deutlicher machen. Karl IV., der geborene Luxemburger, also ein Niederfranke, erbte als Kaiser die Kanzlei Ludwigs des Baiern, und, wie immer diese Kanzlei während des Zwischenreiches und der Herrschaft der folgenden, rasch sich ablösenden Herrscher gestaltet war, seine Vertrauensmänner wird Karl IV. vorzugsweise aus seiner Heimat und ferner aus Böhmen und Sachsen genommen haben. Das mitteldeutsche Element ward vorherrschend, auch in der Sprache. So erhielt die Kanzleisprache einen obersächsischen, d. i. fränkisch-thüringisch sächsischen Anstrich und ward dann, als siebzig Jahre nach dem Tode Karl's IV. der in den Niederlanden erzogene und zeitlebens die niederdeutsche Mundart redende Kaiser Karl V. an's Ruder kam, wesent-

lich unter Mitwirkung der Bibelübersetzung Luther's, zur gemeinsamen deutschen Schriftsprache.

Aehnlich wirkten die Kanzlei und die Anfänge einer Literatur unter Karl dem Grossen zu Gunsten der fränkischen Mundart. Georg Scherer sagte daher im Ganzen richtig: „Während die Mundarten auseinanderstrebten, beobachten wir seit Karl dem Grossen die Anfänge einer über ihnen stehenden, sie nivellirenden Sprache, die auf althochdeutscher Grundlage erwächst und nach Niederdeutschland übergreift: erster Keim des Schriftdeutschen.“ Hätte Karl einen oder zwei starke Nachfolger gefunden, so hatte Deutschland Aussichten, in Politik und Sprache zur Einheit zu gelangen. Aber mit dem Verfalle des Reiches — man kann wohl sagen des „Staates“ — der Karolinger hörte die Pflege der Gemeinsamkeit auf und mit ihr die Pflege der gemeinsamen Sprache. Ungestört wuchsen wieder die Mundarten und überwucherten die mühsam eingepflanzten Keime einer Gesammtsprache. Die Zeit der sogenannten Zwischenherrschaft (richtiger „Anarchie“) im 13. Jahrhundert nach Aussterben der Hohenstaufen bezeichnet die volle Herrschaft der Stämme und der Mundarten. Kein Reich mehr und keine Reichssprache!

Von grosser Bedeutung ist eine solche Auffassung für die Ortsnamenkunde. Die „älteste Quelle“, d. h. die älteste geschriebene Quelle, erweist sich danach als durchaus nicht so rein und unanfechtbar, wie Manche annehmen. Die Stadt Regensburg wird „quellenmässig“ in vierzigerlei Arten geschrieben. In vielen Fällen kann der im Volke lebende mundartliche Ortsname reiner sein, als die erste, uns überlieferte urkundliche Niederschreibung. Jedenfalls ist er älter, denn auch hier heisst es: „Im Anfange war das Wort!“

XXVI. Geistige Strömungen. Christlichwerdung, Patrozinien, geschichtliche Sagen.

Ueber die Bekehrungsgeschichte des mittleren Donaulandes ist ein Dunkel gebreitet, das im Einzelnen kaum jemals aufgehellt werden wird. Aus den dürftigen Nachrichten treten jedoch zwei Thatsachen klar hervor: die richtige Erkenntniss von der grossen politischen Bedeutung Niederösterreichs und das Uebergewicht fränkischer Einflüsse bei der Bekehrung und durch die Bekehrung.

Nach dem Falle von Carnunt (374) und der Auflösung der Römerlande Pannonien und Norikum griffen vielerlei Hände und Fäuste nach der frei gewordenen Erbschaft und besonders nach dem wichtigen Herzstücke Niederösterreich — gepanzerte Fäuste so gut, wie Hände in Seide gehüllt. Und die letzteren waren oft die stärkeren. Wie heute in Afrika oder Ostasien, so war schon damals Bekehrung ein starkes Mittel der Politik. Missionäre bereiteten die Eroberung vor, indem sie die Bekehrten unter bestimmten Fahnen vereinigten, sie in eine durch gemeinsame Religionsübung und gegenseitige Unterstützung eng verbundene Genossenschaft einreihten. In römischer Seele gab es keinen Begriff für die Trennung der Kirche vom Staate, und auch Chlodwig hatte vom Bischofe Avitus von Vienne den Rath erhalten, „Missionen an die Heiden abzuordnen, dann würden sie ihm Anfangs bloss der Religion wegen unterwürfig sein, später aber ganz zufallen". Selten ward ein Rath folgerichtiger durchgeführt als dieser, von Chlodwig und seinen Nachfolgern. Bis es aber dahin kam und bis insbesondere in Ufernorikum katholisches Christenthum und Frankenthum, seit Chlodwig verbunden, zu unbestrittener Herrschaft gelangten, sind seit Entstehung des Christenthums achthundert, seit Chlodwig dreihundert Jahre verflossen, in welcher Zeit Machtbesitz und Glauben chaotisch hin- und herwogten.

Auf keinem Punkte Mitteleuropas haben sich, wie die Nationalitäten, so die Religionen so sehr gekreuzt und so oft abgelöst als in Niederösterreich.

Wenn Paul Lagarde Recht hat mit seinem tiefen Ausspruche: „Deutschland ist uneinig gewesen, weil das Christenthum ihm in den massgebenden Zeiten auf fünf verschiedene Weisen gepredigt worden," so wird man mit den vielen Umstürzen in Glauben und Weltanschauung, deren Schauplatz Oesterreich war, manche Eigenheiten des Volkes in Verbindung bringen dürfen.

Seit Beginn der Römerherrschaft standen sich in Ufernorikum, nur durch die Donau getrennt, römischer Jupiterglaube und deutscher Wodanglaube gegenüber. Mehr als dreihundert Jahre dauerte diese heidnische Periode. Unter Constantin, im Jahre 332, fiel der römische Staat vom Heidenthum ab, das Christenthum ward Staatskirche. Aber zur Befestigung dieser Herrschaft in Ufernorikum blieb keine nennenswerthe Zeit, denn schon vierzig Jahre später erlag die Hauptstadt Carnunt den Deutschen (im Jahre 374), und mit diesen, den sieg-

reichen Quaden und Markomannen, gelangte wieder das Heidenthum obenauf, ohne dass jedoch letzteres die Christen im Lande gestört, noch auch die Niederlassung bereits zum arianischen Christenthum bekehrter ostgermanischer Stämme (Ostgothen, Rugen, Heruler) gehindert hätte.

Im 5. und 6. Jahrhundert finden wir also Heiden, Arianer und römische Katholiken neben einander in Ufernorikum. Für unsere Zwecke heben wir einige Episoden aus diesen verworrenen Zeiten heraus. So ist im 5. Jahrhundert die Legende des heiligen Severinus von Bedeutung, da von dort aus einiges Licht fällt auf die im Lande gebliebenen romanischen Reste. Severin, selbst ein Romane, tritt als Beschützer seiner Landsleute auf. Er sucht sie örtlich zu vereinigen und innerlich zu kräftigen. Als er das Vergebliche seines Vorhabens erkennt, wendet er sich nach Italien zurück und nimmt einen Theil seiner Stammverwandten mit sich, während ein anderer Theil — und sicher kein unbedeutender, wie wir aus den Ortsnamen nachgewiesen — seine Wohnsitze im Lande behält. Dass aber die Deutschen den Severin gewähren liessen, spricht in hohem Grade für die Nachsicht und hochsinnige Anschauung dieser „Barbaren“. Die im Ufernorikum gebliebenen Romanen wurden später die ersten Träger der christlichen Bewegung, und umgekehrt dürfen wir dort, wo das Christenthum früh und kräftig auftritt — wie in Salzburg oder Lorch (Enns) — auf das Vorhandensein namhafter romanischer Volkstrümmer schliessen.

Noch ein anderer Zwischenfall wird in den christlichen Legenden erwähnt. Der heilige Valentin wird von Passau durch Arianer abgewiesen. Da es nun Gothen sind, die das Christenthum in arianischer Gestalt angenommen hatten und da der Sitz des Königthums der Rugen, gleichfalls eines gothischen Stammes, in Mautern und Krems war, so erscheint die Besiedlung des Donauthales zwischen Passau und Krems durch Gothen als wahrscheinlich, obschon es natürlich zweifelhaft ist, wie viel gothisches Element sich durch die späteren Schicksale des Landes hindurch erhalten hat.

Bemerkenswerth ist noch, dass von gothischen Arianern, obschon sie, als die verhältnissmässig gebildetsten Deutschen, im Lande eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben müssen, die kirchliche Legende fast völlig schweigt. Während sonst die spätere Kirche auch ernste und gefährliche Gegner, wie etwa Cyrill und

Methodius, also wirkliche byzantinische Sendlinge, sobald nur ihre Macht gebrochen ist, in die Reihen ihrer Heiligen aufgenommen hat und so ziemlich alle Bekehrer, mit dem Oele stets gleich bleibender, typischer Vollkommenheit gesalbt, der Nachwelt vorführt, hat sie für die Arianer kein Wort des Gedenkens, was umso mehr auffallen muss, als auch die im 6. Jahrhundert nach Italien einziehenden Longobarden Arianer waren. Aber von ihnen schweigt die Legende und ohne jene zufällige Nachricht von einer arianischen Uebelthat in Passau wüssten wir gar nicht, dass einmal zahlreiche Arianer im Lande wohnten. Sie verschwinden, und nach einigen Jahrzehnten oder Jahrhunderten könnte ihr einstiges Dasein im Lande geleugnet werden. So wahr ist es, dass von der Kirche die Häresie, die den Besitz einer gesetzmässig geweihten Priesterschaft sich zu erhalten gewusst, für unendlich gefährlicher erachtet wird, als die gänzliche Lostrennung; so wahr ist es aber auch, dass die geschriebenen Quellen, die dem Oberflächlichen als einzige Gewähr der Sicherheit erscheinen, doch nicht Alles sind, sondern die Natur der Dinge und die Gesetze der Interessen sowie des Denkens oft entscheidend in der Geschichte mitzusprechen haben.

Die Wirbel aller dieser so verschiedenen Strömungen auf dem Gebiete des Glaubens und der Weltanschauung blieben nicht ohne Ergebniss. Die siegreich gewordene konnte nicht die Intensität einer stets siegreich gebliebenen Strömung ersetzen. Nicht ohne Widerstand mögen sich die Arianer gebeugt, und nicht ohne Vorbehalt mögen sie schliesslich die römische Lehre des Christenthums sich angeeignet haben. Ein geheimer Widerspruch in Sachen des Glaubens jedoch pflanzt sich, wie die Erfahrung lehrt, oft durch viele Jahrhunderte fort, und so könnte man es nicht für undenkbar halten, dass arianische Erinnerungen noch bei dem Uebertritte grosser Bevölkerungstheile des Donauthales zum Protestanismus im 16. Jahrhundert mitgewirkt haben.

Was die im 6., 7. und 8. Jahrhundert in Süddeutschland auftretenden irisch-schottischen Mönche betrifft, so weiss man nicht, ob sie ihren Missionsauftrag vom eigenen Eifer oder fremder Politik empfingen. Sie sollen zwar mit den Frankenherrschern in Verbindung gewesen sein, allein in ihrer Lehre standen sie dem Morgenlande näher als dem Abendlande, sie hatten orientalischen Taufritus und Kalender und wollten weder vom Cölibate noch vom Papste etwas wissen. In die Weltpolitik Justinian's würde

eine Begünstigung dieser unverfänglich scheinenden Mönche wohl passen, auch wissen wir, dass zu der Zeit, als die Feldherren Justinian's das Gothenreich in Italien zertrümmern, die Metropolie des unter byzantinischem Einflusse stehenden Aquileja das Bisthum Lorch an der Donau begriff, ja für kurze Zeit sogar Augsburg für sich gewonnen hat.

Dass aber die inzwischen zu Herren Alemaniens gewordenen Franken solche Verbindungen der baierischen und österreichischen Lande mit Byzanz höchst ungern sahen, begreift man leicht. Vielleicht war Rupert, Bischof von Worms und angeblich mit dem fränkischen Königshause verwandt, dazu ausersehen, das Gegengewicht gegen byzantinisch-kirchliche Einflüsse zu schaffen. War dies Rupert's Aufgabe, so hat er sie jedenfalls glänzend gelöst. Auf seiner Wanderung entlang der Donau kam er bis Pannonien, seinen Sitz nahm er jedoch in Salzburg. Dass ihm auch weltliche Belange nicht fern lagen, zeigt der Umstand, dass er in Hallein und Reichenhall die verfallenen Salzbergwerke sowie den Salzhandel wieder in Betrieb setzte. Der heilige Rupert wird „der Apostel Baierns" in der Geschichte genannt. Er scheint auch die irischen Mönche ganz für die abendländische Kirche und für die fränkische Politik gewonnen zu haben. In gewissem begrenzten Sinne kann man ihn als den Vorläufer Karl's des Grossen bezeichnen.

Mit dem Tode Justinian's (565), mit der Wiedereroberung Italiens durch den deutschen Stamm der Longobarden im Jahre 568, und mit der gewaltigen Ausbreitung des Islam und des Reiches der Araber (um 635), welche Byzanz im Orient schwer bedrohten, sank zwar die Macht der Oströmer, sie waren fortan minder gefährlich, aber sie hielten mit unglaublicher Zähigkeit an ihren alten Ansprüchen auf das Abendland und die Weltherrschaft fest, und erst Karl der Grosse — und auch er nur gegen das Ende seiner Tage — konnte zu einem vollen Frieden mit Ostrom gelangen (810).

Auf der einen Seite das untere Pannonien (mit dem Bischofe Quirinus von Sissek als Martyrer), auf der anderen Seite, durch Franken bekehrt, Alemanien, waren früher christlich als Baiern-Oesterreich. Wenn nicht zweihundert, so doch gewiss über hundert Jahre sind die Baiern nach Wiederbesitznahme ihrer alten Heimat zwischen Lech und Raab Heiden geblieben. Das erklärt sich leicht durch die Erwägung, dass nirgends der Hass gegen die Römer unter den deutschen Stämmen

grösser war, als bei den Baiern (Quaden-Markomannen). Ihren Vätern hatten die Römer den besten Theil ihres Landes geraubt und in den darüber entstandenen Kriegen der verwerflichsten Mittel sich bedient. Durch Meuchelmord hatten sie deren König Gawein (Gabinius) beseitigt, und gerade diese schwarze That war es, welche die Deutschen so empörte, dass ihrem ersten Zornfeuer und Rachedurst die stolze Lagerfeste Carnunt erlegen ist. Die Römer aber waren damals schon Christen, die Baiern noch Heiden. Der heidnische Baierngott hatte also über den christlichen Römergott gesiegt. Während für die Franken ihre grossen Erfolge sich an die Christlichwerdung anknüpften, herrscht bei den Baiern das umgekehrte Verhältniss, sie konnten ihren Sieg ihrem altheidnischen Kriegsgotte Er, nach welchem noch heute der baierische Dienstag („Ertag“) genannt ist, zuschreiben. Die so entstandene Ueberzeugung, allerdings verbunden mit der durch die Hunnenzüge hervorgerufenen Verwirrung, macht es erklärlich, dass die Baiern verhältnissmässig so spät für das Christenthum gewonnen wurden. Schliesslich, als Heiden vereinsamt und von Avaren bedroht, blieb ihnen kaum etwas Anderes übrig, als der Anschluss an die Politik und das Bekenntniss der Franken. Und Rupertus war der Vermittler dieses wichtigen Ereignisses. Aber auch dann hörte Baierns Isolirung nicht auf. Theuer war dem alten, selbstbewussten, schon mit einer ruhmvollen Geschichte ausgestatteten Stamme die Selbstständigkeit. Aber, auf sich allein angewiesen, waren die Baiern bei aller ihrer historischen Tapferkeit nicht zahlreich genug, zur Lösung der grossen Aufgaben, die ihnen die Bewachung der gefahrvollen Donaupforte gegen die Turanier auferlegte. So vollzog sich ein geschichtliches Schicksal, als Karl der Grosse im Jahre 788 das Land unterwarf und zum Vorposten des grossen Frankenreichs gegen Südosten umschuf. Die Einfügung Baierns in das Frankenreich war die Vorbedingung für den Avarenkrieg und die Befreiung der Baiern und überhaupt Europas von der Avarenpein.

In engster Beziehung zur grossen Neubesiedlung, welche Karl nach Ueberwindung der Avaren in dem alten Ufernorikum und den angrenzenden Theilen Pannoniens einleitete, bildete sich der kirchliche Organismus aus, und gerade auf diesem geistlichen Gebiete tritt der fränkische Einfluss besonders deutlich hervor. Die vorhergehenden baierischen Herzöge hatten in reichlicher Klostergründung ein Mittel für Erhaltung

ihrer Selbstständigkeit erblickt. In jener Zeit sollen Benedictbeuern, Wessobrunn, Thierhaupten, Polling, Staffelsee, St. Peter und Nonnberg in Salzburg, Chiemsee, Oetting, Mondsee, Niederaltaich, Tegernsee, Matsee, Kremsmünster u. A. entstanden sein. Diese baierischen Heilanstalten, soweit sie nicht schon vorher dem Frankenkönige, dem „ältesten Sohne der Kirche“ zuneigten, erfuhren nun eine gänzliche Umwandlung, so zwar, dass aus den auf baierischem Gebiete liegenden Bisthümern und Klöstern überzeugte und eifrige Franken hervorgingen. So war es vor Allem mit Salzburg und Passau, die nun ihre volle Kraft der Bekehrung und Erziehung des Ostens zuwendeten. Ebenso thaten Regensburg, Freising und später Bamberg, sowie die zahlreichen Klöster, welche in der Ostmark rodeten und bauten, und dabei Güter, Weinberge und Zehnten erwarben. Im Vordergrunde der Bewegung stand Salzburg, welchem Karl der Grosse im Jahre 798 Säben in Tirol, Passau und die anderen baierischen Bisthümer unterordnete. Als Bekehrungsgebiet wies er ihm nicht das Donauthal zu, sondern im Anschlusse an die alten südwärts streichenden Römerstrassen den weiten gebirgigen Südosten, wo denn auch, der Natur des Landes entsprechend, die an überwiegende Alpenwirthschaft gewöhnten Baiern den Hauptstock der neuen Ansiedler bildeten. Daneben jedoch und besonders an wichtigen Knotenpunkten wurden Franken und die Angehörigen anderer Stämme angesiedelt. Nur im Osten, im Leithagebiete, griff Salzburg in das eigentliche Donauthal hinüber. Dagegen war letzteres das Arbeitsfeld von Passau, und dieses, sowie das später gegründete Bisthum Bamberg werden vorzugsweise aus fränkischem Volke ihrer Nachbarschaft und weiter nordwestlich hinauf ihre Siedler gezogen haben. Auch schon Natur und Klima des Donauthales mit viel Gartenwirthschaft, Obstzucht und Weinbau machten diese Wahl nothwendig. Für unsere früheren Aufstellungen zeigt sich also hier einige Bestätigung.

Die Erinnerung an Martyrer und Heilige wurde durch Kirchengründungen festgehalten, die Kirchenpatrone bilden daher wichtige Führer in der Dunkelheit jener fernen Zeiten. In welcher Weise man dabei vorging, zeigt noch im 10. Jahrhundert die Thatsache, dass die Theilnahme des Bischofs Ulrich von Augsburg an der Befreiungsschlacht auf dem Lechfelde ihren Ausdruck in der Errichtung zahlreicher Ulrichs-

kirchen fand. In Baiern und Oesterreich sind dem heiligen Ulrich 202 Altäre geweiht.[1])

Noch ein anderes Beispiel, woraus man die Bedeutung der Heiligenforschung für Geschichte und Volkskunde ersieht. Heilige erscheinen zuweilen als Vertreter von Völkern. So ward in Frankreich der heilige Germanus oft als Patron von Orten mit deutschen Bewohnern aufgestellt. Nicht weniger als siebenundvierzig Orte sind dort geradezu nach St. Germain benannt. Umgekehrt tritt St. Valentin in Deutsch-Oesterreich als Patron der Römerplätze und romanischer Volkstrümmer auf. Der Ort St. Valentin bei Enns mag auf solche Art seinen Namen empfangen haben. An den Pässen nach Italien (bei Reschen-Scheideck, dem Pleckenpass u. a.) trifft man seine Kapellen.

Die Geschichte der Bekehrung Deutschlands lässt sich nicht ohne genaueste Berücksichtigung der Patrozinien verfolgen. So bezeugen — nach der bahnbrechenden Schrift von Abt Hauthaler in Salzburg — 125 dem heiligen Rupert geweihte Kirchen und Kapellen die Thätigkeit des „Apostels der Baiern". Von diesen fallen 47 auf Baiern, 10 auf Salzburg und der Rest von 78 auf das übrige Oesterreich. Diese Kirchen — um Salzburg, den Chiemsee und Altötting am dichtesten gesäet — erstrecken sich längs der Donau bis Wien und nach Ungarn hinein, südwärts bis Brixen in Tirol, südöstlich durch die Thäler der Mur, Drau und oberen Save bis in den Sprengel von Aquileja. Wie auf der Landkarte, liegt in diesen Kirchengründungen die Lebensarbeit Rupert's und seiner Schüler vor uns. Dass er seinen engeren Landsleuten, den Franken, besonders werth war, und sie oft als Patron in den Osten begleitete, ist anzunehmen. Rupertskirchen deuten daher häufig auf Ansiedlungen von Franken.

Die deutschen Stämme, die in alter Zeit zweifelsohne eigenen Stammgöttern gehuldigt, behielten auch in der Zeit der Bekehrung eine Vorliebe für bestimmte Heilige. Neben den internationalen Patronen, wie Maria, Johann dem Täufer, den Erzengeln, Aposteln und ältesten Märtyrern, wie Stefan und Lorenz, die eine allgemeine Geltung hatten, lassen sich gewissermassen nationale Heilige unterscheiden. So wurden besonders verehrt in Baiern Leonhard, Maria und die drei Jung-

[1]) W. Hauthaler, „Die Kirchen und Kapellen des heiligen Rupertus", Salzburg 1885.

frauen; in Alemanien Gall, Otmar, auch Columban; bei Friesen Ewald, Lutger, Willehard, Willebrord, Matern und Hippolyt; bei Slaven St. Vite, Andreas, Achaz, in einigen Fällen auch Margaretha; bei den Franken Dionys, Martin, Remigius, Hubert, Hilarius, Rupert, Gertrud. Wo man alte, etwa noch in die Zeit der Besiedlung zurückgehende Kirchen mit diesen Heiligen antrifft, liegt die Vermuthung nahe, dass die Ansiedler ganz oder zumeist aus den betreffenden Stämmen entsprossen sind [1]).

---

[1]) M. Much verweist („Ortsnamen in Niederösterreich" S. 90 und 121) auf die in der Nähe von Tuln und St. Pölten vorkommenden Ortsnamen, die mit dem Personennamen Ratbold oder Ratbod zusammenhängen. So Rapoldenkirchen (Rapoldenbach), Rapolds, Rapoldenschlag, Rapoldenreut, Rapotenstein. Nun ist Ratbod ein friesischer Name, man kann sagen, er war Name des führenden Geschlechtes in Friesland. Ein Friese Ratbod kämpft gegen Pipin im 8. Jahrhundert und ein anderer Ratbod erscheint als Markgraf der Ostmark zur Zeit Karl's des Grossen. Darnach läge die Annahme nahe, dass Friesen, deren Theilnahme am Avarenkriege feststeht, in der Gegend von Tuln und St. Pölten angesiedelt wurden, als Krieger und Landwirthe nicht blos, sondern auch als Schiffer und Kaufleute. Eine Bestätigung findet diese Vermuthung durch den Ortsnamen St. Pölten. Denn St. Hippolyt ist ein Friesenheiliger und zwar der Patron des Stammes der Rüstringer. Nach der Rüstringer Sage wäre er in Blexen, dem Hauptorte des Landes, gestorben, in der That scheint er aber nur die Uebertragung eines heidnischen Schutzgeistes oder Schutzgottes gewesen zu sein, des Pohl (Phol, Balder?) nämlich, dessen Grab noch in der Mauer der Kirche zu Blexen gezeigt wird. Nach Allmers („Marschenbuch" S. 446) war Blexen ein Walfahrtsort ersten Ranges, und an Pohl's Grab fanden Anfragen der Gläubigen statt und ertönten Stimmen als Antwort. Es war also ein Heiligthum mit Wahrsagung, wie wir sie aus dem alten Hellas kennen. Solche Orakel gehörten aber auch zum Culte der alten Deutschen. Wir wissen sogar, dass sie als eine Art Staatseinrichtung bei Niederlassung in fremdem Lande geschaffen wurden. So thaten die Longobarden bei ihrer Niederlassung in Italien. Sie gründeten Orakel und setzten daneben ein Nonnenkloster, damit auch die weissagenden Jungfrauen nicht fehlten. Es verdiente genaue Nachforschung, ob sich in St. Pölten Spuren eines solchen Cultes finden lassen. Von einem anderen Orte, nämlich von der Kirche St. Johann in der Wachau, bezeugt uns eine Art Orakel eine Mittheilung, die wir Herrn J. Kerner verdanken. Jene Kirche nämlich stand

Aehnlich wie die Bisthümer mögen die Klöster vorgegangen sein. Die zahlreichen von den Herzogen Odilo und Thassilo II. in Baiern geschaffenen Klöster stehen als Mutterklöster obenan, doch ist deshalb lange nicht auf ausschliessliche oder überwiegende baierische Besiedlung zu schliessen. Das grosse Frankenreich entsandte die Theilnehmer. Burgund spielt dabei eine nicht unbedeutende Rolle. Huber erklärt schon die Rupertsklöster für burgundo-fränkische Stiftungen, und fünfhundert Jahre später kamen die Gründer der Cisterzienser-Klöster aus der gleichen Gegend. Im Kloster Sandau bei Landsberg am Lech hatte der fränkische Rupertus eine Hauptmission für Romanen, Schwaben und Baiern gegründet. Reichenau, obwohl auf alemanischem Boden liegend, folgte fränkischem Einflusse, als es in der Nähe der Isarmündung Niederaltaich in's Leben rief. St. Florian, Göttweih und Melk wurden durch Altmann von Passau erneuert. Um Göttweih, St. Florian und Kremsmünster spielen noch einige gothische Möglichkeiten. Lambach ist durch einen Würzburger Bischof in's Leben gerufen. Das fränkische Kloster Hasenried hat Besitzungen bei Melk. Zahlreiche Klöster Altdeutschlands bauten in der Ostmark den Wein, dessen sie bei dem Gottesdienste bedurften. Das Bisthum Passau und das Stift Kremsmünster wetteifern in der Neubesiedlung Oberösterreichs, bis es zu einem Vergleiche kommt, wonach Kremsmünster sich südlich landeinwärts wendet, das eigentliche Donauthal aber für Passau vorbehalten bleibt.[1]) Immer erscheint das Donauthal als das eigentlich fränkische Colonialland.

Von den Benediktinern von St. Florian in Oberösterreich ging die Besiedlung der Riedmark und des Machlandes (Marchlandes?) aus, die links der Donau bei Grein liegen.

---

mit der Donauschifffahrt in Verbindung, deren Gefahren besonders durch „Wirbel" und „Strudel" oberhalb der Wachau — sehr bedeutend waren. Die Nauführer (Capitäne) traten nun in jener Kirche an ein unterirdisches Gewölbe heran, dankten für glückliche Thalfahrt und baten um gute Bergfahrt; sie riefen Fragen hinab und glaubten Antworten zu hören. Das wäre also ein Orakel noch im 20. Jahrhundert! Der altdeutsche Glaube erwartete Weissagung zumal von enthaupteten Heiligen, wie St. Johann, St. Alban und St. Koloman: sprechende Häupter, wie im Volksmärchen auch der Kopf des Rosses Falada gesprochen hat.

[1]) Mittheilung des Herrn Professor A. Kerschbaumer in Krems.

Wie noch die Ueberlieferung erhalten ist, waren es auch hier besonders die schon erwähnten Laienbrüder des Ordens, welche in die Wildniss drangen, für Gehöfte und Dörfer die richtigen Plätze auswählten und in der Nähe ihre „Zellen“ bauten. Besonders berühmt als Landwirthe und daher als Ansiedler besonders gesucht waren unter ihnen die schwäbischen Mönche von St. Gallen. Alle diese Laienbrüder ertheilten Unterricht in der christlichen Lehre, zeigten praktisch die Bodenbestellung und lebten selbst von ihrer Hände Arbeit. Aus ihren „Zellen“ wurden später Pfarren.[1])

Man hat das Christenthum bezeichnet als eine Verschmelzung semitischer und griechischer Gedanken, man muss aber noch einen dritten Bestandtheil anerkennen und hinzufügen: den deutschen, und wie die Tübinger Schule nachwies, dass Paulus das Christenthum vom mosaischen Gesetz befreite und griechische Einflüsse aufnahm, so wird eine kommende Schule darthun, dass das Christenthum noch eine zweite Umwandlung erfuhr — durch das Deutschthum. Als das Christenthum nach Norden kam, traf es die Deutschen als Sieger. Mit ihnen musste ernstlichst gerechnet werden. Die Deutschen aber waren Polytheisten, wie die alten Hellenen. Neben Allvater finden wir bei ihnen besonders zahlreiche Schutzheilige der Wohnorte und der Einzelnen, die den Sterblichen als unsterbliche Beschützer, Freunde, Ideale am nächsten standen. Bei einem so durchaus kriegerischen Volke, wie die Deutschen, müssen das vor Allem tapfere Helden gewesen sein. Die Kirche aber verlegte den Kampf aus dem irdischen auf das geistige Gebiet, sie hatte das Bestreben, den Helden durch den Heiligen zu ersetzen, wobei sie jedoch eine starke Anpassung an die deutsche Denkweise sich gefallen lassen musste. Entsagungsvolle Beter, weltflüchtige Dulder, welche, wenn man sie auf die rechte Wange schlug, auch noch die linke herhielten, hätten auf die Deutschen keinen anziehenden Eindruck gemacht, man weiss ja, wie Chlodwig, nicht ohne Seitenblick auf die (ausser Petrus) bei der Gefangennahme Christi theilnahmslos gebliebenen Jünger, ausrief: „Wär' nur ich mit meinen Langhaarigen zur Stelle gewesen!“ Um den Deutschen mundgerecht zu werden, musste das Christenthum als ein Kampf, mussten dessen Idealgestalten als

---

[1]) Mittheilung des Herrn Feldmarschall-Lieutenant Alexander Kirchhammer in Wien.

Krieger erscheinen, besonders als Krieger, die nicht den „Strohtod“, sondern den „Waltod“, das ist den Kampftod, gestorben sind. Daher denn die ausserordentliche Rolle der Märtyrer in den ersten Jahrhunderten der Bekehrung. Auch mit dem mehrhundertjährigen Kriegsdienste im römischen Heere mag es zusammenhängen, dass soldatische Märtyrer eine Lieblingsgestalt der Deutschen gewesen sind. Das Christenthum an der Donau zeigt in dieser Hinsicht die gleiche Vorliebe wie das Christenthum am Rheine. Wie hier die Thebaische Legion, so dort die Legion des Blitzes, und wie am Rheine die ersten Märtyrer Mauritius (angeblich um 286) in Solothurn, Gereon in Köln, Victor in Xanten, Cassius und Florentinus in Bonn — alle fünf Mitglieder der Thebaischen Legion —, so an der Donau die Krieger-Märtyrer Maximilian und Florian. Man sieht hier deutlich, wie die Legende den kriegerischen Neigungen der Deutschen entgegen kam. Und gerade in Ufernorikum blieb denn auch bis zum heutigen Tage Florianus der Lieblingspatron.

Unter den fränkischen Heiligen nimmt Martin von Tours die erste Stelle ein. Er ist nicht nur, wie Bossert sagt, das Symbol der ersten Begeisterung der Franken für das Christenthum, sondern auch der Ankündiger des fränkischen Weltreiches, da er nicht nur im fränkischen Neustrien (dem „Westreiche“), sondern auch im Ostreiche (Deutschland) und als geborener Pannonier besonders in Oesterreich gefeiert ward. Ausnahmsweise ist Martin kein Märtyrer; vielleicht deshalb, weil er schon vorher mehr war, nämlich ein Gott, und zwar der Kriegsgott Mars, unter dessen Banner wahrscheinlich die Bataver Jahrhunderte lang in die Schlacht rückten. Die Namensähnlichkeit von Martin mit Mars mochte die so überraschend schnelle Annahme des Martinus als Oberheiligen bewirken. „Der heilige Martinus von Tours ward alsbald der Nationalheilige der Franken; an der Gunst Martin's schien Chlodwig sein Kriegsglück zu hängen“.[1]) Chlodwig betrachtete sich als Erben des römischen Staates und Kaisers. Auch deren Güter hat er beansprucht und in Besitz genommen. Daher denn

[1]) G. Bossert. „Die Anfänge des Christenthums in Württemberg“. 1888. S. 16. — Berücksichtigt man die Stammsage der Franken über ihren Aufenthalt in „Maurungania“, wohl einem Ostlande, und bringt die angebliche Herkunft Martin's aus Pannonien (Martinsberg) damit in Verbindung, so wird man an die altgriechischen Sagen von der nordischen Herkunft des Ares erinnert. Martinsberg liegt bei Raab.

auch die Entstehung zahlreicher Martinskirchen an den Hauptpunkten des Königsgutes an alten Römerstätten. „Wo der heilige Martin verehrt wurde — meint Stückelberg[1]) — da erkennen wir die Spuren der fränkischen Herrschaft.“ Und da die fränkische Herrschaft vielfach durch fränkische Siedler gestützt ward, so ist in der Ostmark der heilige Martin oft als Wahrzeichen von Franken anzusehen.

Für die Alemanen lag Anfangs die Sache ganz anders, denn in ihren Augen hatte der Christengott für ihre fränkischen Feinde Partei genommen, und es war der Christengott durch Chlodwig's Sieg bei Zülpich der Gott und Schutzherr des Frankenkönigs geworden. Sie mieden daher, wenn möglich, das Patronat Martin's, und weihten ihre Kirchen lieber dem Erzengel Michael. Aber als das Alemanenland im Jahre 536 von den Ostgothen an die Franken abgetreten war und die Uebermacht der letzteren immer grösser wurde, da erheben sich bald auch in Alemanien, zunächst auf fränkisch gewordenem Königsgut, zahlreiche Martinskirchen. Wenn neben diesen, und zwar noch im 6. Jahrhundert, eine Reihe von Remigiuskirchen unter fränkischem Einflusse auftreten, so ist zu prüfen, ob diese nicht für die im Zehntland häufigen Romanen gestiftet wurden? Auch in diesem Falle scheint da Namensähnlichkeit (Römer, Remigius) mitgewirkt zu haben, wie denn auch die Krönung der Frankenkönige in Rheims, der alten Remer-Stadt, gewissermassen als feierliche Bestätigung der alten, hauptsächlich durch Bataver mit Sicambern vermittelten Bundes der Franken — romanischen Volkstheilen — aufgefasst werden kann.

Ein ähnliches Verhältniss bestand, wie Dr. M. Fastlinger[2]) nachgewiesen hat, in Baiern zwischen Martinskirchen und Peterskirchen. Die letzteren finden sich gerade aus solchen Orten, welche ehemals einen römischen Namen trugen und zur Zeit Rupert's noch von romanischen Resten bevölkert waren. Die Peterskirchen sind an Zahl viel geringer als die Martinskirchen, „gerade als ob erstere durch das Zurückdrängen der römischen Elemente eingeschränkt worden wären, letztere aber durch das Emporblühen und die Machterweiterung der deutschen Stämme an Volksthümlichkeit gewonnen hätten.“

---

[1]) Stückelberg, „Translationen“. Schweizer Archiv III, I S. 1.

[2]) Monatsschrift des historischen Vereines für Oberbaiern, 1895.

Für das Erzbisthum Salzburg stimmt Reitlechner[1]) dieser Anschauung zu. Martinskirchen begegnet man in rein deutschen Niederlassungen oder wo die romanischen Ueberreste im Verschwinden begriffen waren (wenn auch oft auf Römerstätten und auf dem Boden römischer Lager); um Peterskirchen dagegen sammelte sich gerne, was noch von Romanen übrig war, wie beispielsweise in Seekirchen am Wallersee, bei Walchsee u. a. O. Was für Salzburg gilt, wird mehr oder weniger auch für die anderen Länder Deutsch-Oesterreichs gelten. Immer aber bedarf es sorgfältiger Einzelprüfung, da die Patrozinien als Niederschläge unter sich oft sehr verschiedener geistiger Strömungen zu betrachten sind.

In dem so wichtigen Erzbisthum Salzburg reichen — selbstverständlich von neuen Kirchen abgesehen — in die Bekehrungszeit zurück die Patrone: Maria, Martin, Petrus, Remigius, Georg, Margaretha, Michael, Johann d. T., Stefan, Laurenz, Andreas. Zu Virgil's Zeiten im 8. Jahrhundert gewinnt das Patronat Rupert's die grösste Verbreitung, welchem sich (mit Berücksichtigung der inzwischen von Osten eingedrungenen und allmälig zum Christenthum bekehrten Slaven) St. Veit, Achaz und Margaretha anschliessen.

Das 10. Jahrhundert rückt wegen ihrer Mitwirkung bei der Schlacht gegen die Ungarn auf dem Lechfelde die Patrone Ulrich und Laurenz in den Vordergrund, den ersteren als Bischof von Augsburg, den letzteren als den Heiligen des Tages, an welchem die Schlacht stattfand.

Im 11. Jahrhundert erscheinen häufiger: Virgil, Nikolaus, Egydius; im 12. und 13. Georg, Kaiser Heinrich II, Katharina und Barbara; im 15. Wolfgang und Sebastian und Anna, während Josef und Florian mehr zu Ausgang des Mittelalters grosse Verbreitung finden.

Das öftere Auftreten der genannten Patrone in bestimmten Jahrhunderten ist jedoch nicht mit ihrem Entstehen zu verwechseln, das schon in weit ältere Perioden fallen kann. Ebenso sind zwischen die hier genannten, weit verbreiteten Schutzheiligen noch besondere Patrone, wie etwa Leonhard, Alban, Koloman, Briccius, Oswald Gotthard u. A. eingestreut.[2])

---

[1]) Heiligen-Patronate in der Erzdiöcese Salzburg, herausgegeben von Chr. Greinz, Salzburg 1895.

[2]) Chr. Greinz in der Einleitung zu G. Reitlechner, Heiligen-Patrone der Erzdiöcese Salzburg. 1895.

Im Ganzen bilden, sorgsam geprüft und richtig gedeutet, die Patrozinien der Kirchen eine Chronik des Volkes, eine Art Culturgeschichte, die für Abstammung, Verwandtschaft, Ansiedlung, Weltanschauung und die Strömungen der öffentlichen Meinung schon aus dem Grunde von grosser Bedeutung sind, weil sie in Zeiten hineinragen, da die römischen Schriftsteller Deutschland verlassen hatten, einheimische aber noch fehlten.

Fasst man die gegenwärtigen Patrozinien in den vier Kronländern Oberösterreich, Niederösterreich, Salzburg und Kärnten zusammen, so ergibt sich folgendes Bild über das Vorkommen der Hauptpatrone:

	Ober-Oesterreich	Nieder-Oesterreich	Salzburg	Kärnten	zusammen
Maria	152	140	60	102	454
Martin	29	37	10	47	123
Georg	22	31	15	42	110
Nikolaus	19	39	14	41	103
Johann d. T. . . .	26	61	15	?	102
Michael	19	24	7	25	75
Lorenz	20	26	7	27	80
Leonhard	11	15	15	30	71
Veit	12	23	7	19	61
Ulrich	9	18	5	22	45
Rupert	0	5	10	19	34

Dieser Darlegung zufolge ist unter den jetzt bestehenden Patrozinien das der heiligen Maria am verbreitetsten, und auch wenn man nur die alten Pfarreien berücksichtigen wollte, käme man doch zum gleichen Ergebnisse. Maria ist eine internationale Heilige, doch glaube ich, gestützt auf Gründe, deren Ausführung hier zu weitläufig wäre, die Vermuthung äussern zu dürfen, dass die Länder, in welchen Maria als Schutzheilige in solcher Weise, wie oben, überwiegt, in vorchristlicher Zeit zu jener Abtheilung des Suevenbundes gehörten, wo, nach Tacitus, die „Isis“ (Perchta) verehrt ward.

Martin, der in diesem Verzeichnisse gleich als zweiter kommt (mit 123 Kirchen und Kapellen), ist schon mehr ein nationaler Heiliger und überwiegend Stammespatron; ihn haben Franken mitgebracht, vielleicht ist er der Patron des Avarenkrieges, wie Ulrich und Laurenz die Schutzheiligen des Ungarnkrieges waren. Neben Martin sind Georg[1]) und Rupert fränkische Patrone, und wenn man zu den 123 Heiligthümern Martin's noch die 110 Georgskirchen und die 34 Rupertskirchen hinzufügt, so sind diese 267 Kirchen und Kapellen ein sprechender Beweis für die fränkische Führung bei Bekehrung der Ostmark, sowie auch für die bedeutende Ausdehnung der fränkischen Colonisation.

Nikolaus ist vorzugsweise Beschützer gegen Wassergefahr, und so erscheint er am häufigsten in Niederösterreich (39) und Kärnten (41), also im Donaulande und im Draulande.

Ob Michael mit 75 Weihstätten, neben seiner internationalen Bedeutung, als Patron schwäbischen Volksthums aufzufassen ist, bedarf noch weiterer Untersuchung. Sicherer ist, dass St. Leonhard (71) auf Baiern deutet, und St. Veit als Begleiter von slavischen Ansiedlungen auftritt; ersterem sind 71, letzterem 61 Kirchen und Kapellen geweiht; in den beiden östlichen Kronländern Niederösterreich und Kärnten musste der Slavenpatron öfter vorkommen, als in Oberösterreich und Salzburg.

In den 80 Patrozinien Lorenz und den 45 Ulrichs sprachen unsere Vorfahren den Dank an die Vorsehung aus für den Sieg auf dem Lechfelde im Jahre 955. Hier tritt also klar die Kirchentaufe als Geschichtschronik auf.

Da jedoch die Heiligenforschung, deren Bedeutung nach dem wenigen Gesagten unzweifelhaft ist, noch in den Anfängen steht, so breche ich ab und beschliesse diesen Blick auf die geistigen Strömungen in der Ostmark mit einigen Bemerkungen über Volkssage und Dichtung.

An Ueberlieferungen aus alter Zeit ist das österreichische Volk reich. „Manche geschichtliche Erinnerung nennt Karl den Grossen und die Avarenkriege. Die Sage von der Entstehung des Namens Steinakirchen im Viertel ober dem Wiener Wald erzählt vom Rückzuge der Hunnen und dem gewaltigen Attila, ja noch mehr, die „Wackelsteine“ (auch „Heidensteine“ oder „Stein-

[1]) Die späteren Georgskirchen sind allerdings weniger fränkisch, als ritterlich gedacht.

schüsseln") in Niederösterreich führen uns an uralte heidnische Opferstätten zurück".[1]) Die Namen zahlreicher Orte im Viertel unter dem Manhartsberg verrathen uns, wie schon erwähnt, einen ganzen heiligen Tempelbezirk des alten Germanien. Vielleicht gelingt es noch, die Fäden aus manchem Bündel jetzt verworren erscheinender Sagen zu lösen. Die österreichischen Lande waren Zeugen vieler so grosser Ereignisse, dass sich ihnen im übrigen Deutschland nur etwa die Schlacht im Teutoburger Walde und die allen deutschen Stämmen gemeinsame Lechfeldschlacht an die Seite stellen lässt. Attila und Karl der Grosse, Rom und Byzanz prägten ihre Fussstapfen in diesen historischen Boden. In dem Riesen Robaster ist vielleicht noch das Andenken bewahrt an jenen furchtbaren Arbogast, der im 4. Jahrhundert unter Valentinian II. lebte, den Kaiser beherrschte und entthronte und dessen heldenhafte, unwiderstehliche Art in seinem Beinamen „Verzehrendes Feuer" treffend geschildert ist.

Die Ereignisse des 5. Jahrhunderts leben noch im Nibelungenliede fort. Gerade in Oesterreich ist die Sage von Dietrich von Bern, Rüdiger von Bechelaren und von Etzel zu Hause und wahrscheinlich sind Rugen und Ostgothen die Hauptträger dieser Ueberlieferungen. Mit ihnen verbindet sich der fränkisch-burgundische Sagenkreis von Siegfried, Chrimhild, Hagen und Volker, dem Spielmann, welcher den musikliebenden Ostleuten eine besonders ansprechende Erscheinung sein musste. Wir hätten es nicht mit Deutschen zu thun, wenn nicht schliesslich die Vertreter beider grosser Gruppen sich mit den Waffen gemessen hätten. Die Gothen der Geschichte gingen unter, die Franken wurden die Herren, aber die Sage theilt den Sieg den Gothen zu, mag dies deshalb geschehen sein, weil gothische Sänger die Harfe der Sage führten oder lebt noch in diesem Ausgange eine Erinnerung an die beiden entsetzlichen Schlachten bei Essegg und Aquileja (314 und 394), wo beidemal die Westgermanen den Ostgermanen erlagen? Oder kommt schon jener bei den Deutschen nur allzu beliebte Widerspruch gegen die Sieger und Herrscher zur Geltung, der ewige Kampf der Welfen gegen die Gibelinen? Zwar Siegfried, den eigentlichen und grössten Frankenhelden, entrückt das Nibelungenlied dem Kampfe und lässt nur den Hagen von Dietrich besiegt werden. Diese Wendung ermöglicht einen

---

[1]) R. v. **Muth**, Niederösterreich im Kronprinzenwerk, S. 250.

harmonischen Abschluss. Fränkische und gothische Dichtung haben gleichsam eine Verständigung geschlossen, wie es bei der Besiedlung von Oesterreich die Baiern-Gothen mit den Franken gethan haben.[1])

XXVII. Volksart in Oesterreich.

Die Volksart in der Ostmark ist in leiblicher und geistiger Beziehung sehr verschieden, das folgt schon aus allem früher Gesagten. Soweit es eine Geschichte gibt, war das Land nie ausgestorben und nie unbevölkert, und mit diesen alten Schichten vereinigten sich dann die neuen Einwanderer, die aus den verschiedensten deutschen Stämmen und Ländern kamen. Die so heranwachsende Bevölkerung war zugleich ein Grenzvolk, zuerst durch Krieg und Verkehr, später auch durch politische Gemeinschaft mit slavischen, magyarischen und italienischen Nachbarn verbunden und theilweise gemischt. Dass sich in den einzelnen Ländern neue Stämme hätten bilden können, dazu war wieder die Zeit zu kurz und zu stürmisch bewegt, so namentlich im Donauthale. In Niederösterreich hätte Wien das Zeug dazu, die Mutter eines neuen Stammes zu werden. Das Landvolk in Niederösterreich jedoch entbehrt des einheitlichen Typus, es zerfällt in mehrere Gruppen und das Gleiche wird, bei genauer Prüfung sich auch für Tiroler, Salzburger, Steirer, Kärntner und die Deutschen in Mähren, Böhmen, Schlesien, Krain und Ungarn ergeben.

Es wird sich jedoch nicht vermeiden lassen, dass wir auf Gesammtösterreichs Bevölkerung einen raschen Blick werfen.

Während in vielen anderen Ländern, wie in Deutschland, Frankreich und Italien, die Körpergrösse von Süd nach Nord zunimmt, wächst sie im Gegentheil in Oesterreich von Nord nach Süd. Die mittlere Körpergrösse beträgt bei Polen, Ruthenen, Magyaren und Slovaken 61—62 Zoll (1·63—1·66 Meter), bei Deutschen, Czechen und Rumänen 62—63, bei Kroaten 63, bei Dalmatinern 64—65 Zoll. Den höchsten Wuchs erreichen im Allgemeinen Dalmatiner und Kroaten, die kleinsten sind Magyaren und Polen. Mit der Breite der Brust und Schulter steht es anders, hier dürften die baierischem Geblüte entstammenden Salzburger, die öst-

[1]) Näheres bringen die trefflichen Ausführungen in Nagl und Zeidler, Deutschösterreichische Literaturgeschichte, Wien, 1899. S. 70 u. f.

lichen Deutschböhmen und die mit deutschem und mongolischem Blute gemischten Czechen die erste Stelle einnehmen. Im Ganzen stehen Dalmatiner an der Spitze, wobei ich auf Grund sorgsamer Beobachtungen die Ueberzeugung habe, dass ein bisher unerkannt gebliebenes ostgothisches Element mitspricht, das unter den Südslaven überhaupt, dann auch in Krain und Tirol noch erkennbar hervortritt.

Das reinste deutsche Blut mit dem bekannten Stammeszeichen blonden Haares und blauer Augen beherbergen der Bregenzer Wald in Vorarlberg, in Tirol das Sarnthal, Paseyerthal und Pusterthal, in Oberösterreich das Innviertel und Traunviertel, in Niederösterreich der Wiener Wald, und endlich das Sachsenland in Siebenbürgen. In letzterem kommen hohe, mächtige Gestalten vor, wie in der Wochein; sie stammen bekanntlich überwiegend von der Moselgegend. Auch in Ungarn kann man inselweise unter der Hülle der magyarischen Sprache sehr reinem deutschen Typen begegnen.[1])

Wenn man, von Westen kommend, die östereichische Grenze überschreitet, stösst man sofort in Vorarlberg auf einen der bekannten österreichischen Gegensätze: den kleinen, dunklen Räto-Romanen im Rheinthal und Montafon, und daneben im Bregenzer Wald einen besonders wohlgestalteten Stamm thätiger Alemanen, worunter die Töchter des Landes durch klares, schönes Antlitz auffallen — ähnlich wie bei Meran oder auf den Gemälden von Giulio Romano.

Bis vor die Thore von Salzburg reicht die altbaierische breitschulterige, derbe, rundliche Volksart, während in der Stadt sich schon tirolische oder richtiger italische Einflüsse in den vielen dunklen Augen zeigen. Auch in Oberösterreich überwiegt der baierische Stamm, doch durch fränkische (vielleicht auch gothische) Beimischung schlanker gemacht Fränkische Weise verräth sich in der Beweglichkeit und Ruhmredigkeit des Innviertlers. In keinem Theile des Landes geht

---

[1]) Es ist wenig beachtet worden, dass mit den Magyaren auch Germanen (sogenannte „Russen") nach Ungarn einzogen und sich dort niederliessen. Die in Russland zur Herrschaft gelangten Scandinavier hatten im 10. Jahrhundert noch ihr Volksthum bewahrt. Es werden besonders Dänen gewesen sein, die sich um Grosswardein ansässig machten und dort ein neues „Saelundr" (heute Szalontai) gründeten. — Saelundr (Buchenhain) war bei den alten Dänen der Name der ganzen Insel Seeland, sowie besonders auch des dänischen Stammesheiligthums bei Roeskilde. Grimm, Mythologie I. S. 61 und S. 39 Anm. 1.

es so vergnügt zu, als im Innviertel. Herbe Erfahrungen nimmt er mit der Hoffnung hin, dass es bald wieder besser sein werde. Er liebt es, grosszuthun, der bedächtige Salzburger hat zur Bezeichnung dieses Zuges den Ausdruck, dass im Innviertel eine höhere Währung sei, und der „Zwanziger" dreissig Kreuzer gelte. Auch in der oft ganz überflüssigen Grösse und Mächtigkeit der Bauernhöfe, sowie in der Vorliebe für Pferde spricht sich Wetteifer aus und die Lust, es dem Anderen zuvorzuthun. Der Innviertler ist ein starker und erfolgreicher Raufer. Wenige Landschaften haben dem österreichischen Heere so viele gute Officiere und Soldaten geliefert als Oberösterreich. Fallmerayer sagt von Oberösterreich: „Der schlanke Wuchs, die feinen Züge und das frische Blut der Jugend beider Geschlechter unter dem Bürger- und Bauernvolke muss jeden Fremdling auf das Angenehmste überraschen." Und Dr. Fischer, welcher als Statthalter lange unter diesem Volke gelebt hat, bemerkt, es sei ein Vorurtheil, die Bewohner des Hochgebirges für Athleten zu halten: „Allerdings gibt es unter den Männern im Gebirge hier und da einen, der es wohl mit einem Bären, wenn er nicht gar zu gross ist, aufnimmt und sich in ein Handgemenge mit ihm einlässt, wie man von den Ultnern bei Meran erzählt. Allein im Allgemeinen ist der Bewohner der Hügel und Ebenen kräftiger als der Bergbauer, dessen allzu anstrengendes Leben dem Leibe ebenso nachtheilig ist, als der Müssiggang. . . Die schönsten Leute Oberösterreichs trifft man im äusseren Traunviertel, im Hausruck von Linz aufwärts bis Timmelkamm (bei Vöklabruck gegen Frankenmarkt hin) und im Innviertel." Die anerkannte Anmuth der Töchter des Donauthales beginnt schon bei Passau. Wachsmuth spricht von junonischen Gestalten[1]). Die Linzerinnen sind braun oder auch blond von Haar, mit braunen, auch blauen grossen Augen, länglichem Gesichte, gerader Nase und guter Farbe, oft an Engländerinnen, zuweilen auch an Nord-Italienerinnen erinnernd, also ungefähr zwischen beiden die Mitte haltend, wie viele Rheinländerinnen.[2]) Und während man in Salzburg und Innsbruck die bekannte österreichische Fröhlichkeit vergebens sucht, begegnet man ihren ersten Spuren bei Linz, von wo sie sich durch das Donauthal bis Wien fortsetzt.

---

[1]) Geschichte deutscher Nationalität, III. S. 395.

[2]) Marianne Willemer, von Goethe als Suleika gefeiert, stammte aus Linz.

Was den Menschenschlag in Niederösterreich betrifft, so haben an den Schulkindern vorgenommene Erhebungen über die Farbe der Augen, Haare und Haut dargethan, dass man eine blonde und braune Art unterscheiden kann. Von 256.707 untersuchten Schulkindern hatten 100.727 den blonden Typus, wobei wir allerdings eine einschränkende Bemerkung beifügen müssen. Die jugendliche Blondheit nimmt nämlich mit den Jahren ab und geht in das Bräunliche über; jedoch bezeugt sie die weit überwiegende deutsche Abkunft. Nördlich der Donau waren 22 Percent blond, gegen 19 südlich des Stromes. Schwarze Haare kommen im fränkisch-baierischen Waldviertel nördlich der Donau fast gar nicht vor, was, wie die Herren R. Weissenhofer und K. Langer im Kronprinzenwerk[1]) sagen, „ein unverkennbares Merkmal altdeutscher Abstammung ist". Als eine auffallende Thatsache darf das äusserst seltene Auftreten rother Haare in ganz Niederösterreich, einschliesslich Wien, bezeichnet werden. Schwarzen Haaren bin ich nur in der Nähe von Wien unter Weinbauern begegnet und auch nur das ganz vereinzelt.

Nach den Untersuchungen, die Oberstabsarzt Dr. Weissbach[2]) an den aus Niederösterreich stammenden Soldaten, also durchgehends Männern im Alter von 21 bis 24 Jahren, vornahm, lassen sich drei Hauptgruppen herausheben, nämlich 1. Wiener, 2. Niederösterreicher links der Donau, und 3. rechts der Donau. Die Wiener waren höheren Wuchses (1688 Millimeter), der helle Typus (blond, mit lichten Augen) hier am zahlreichsten (20·5 Percent), die Köpfe die schmalsten von allen, unter ihnen fanden sich die meisten Langköpfe (37·1 Percent). Die zweite Gruppe links der Donau zeigt mehr Kurzköpfe, was sich aus der Zumischung von Slaven erklärt, die aus Böhmen einwanderten. In der dritten Gruppe rechts der Donau ist der helle Typus am seltensten (nur 10·8 Percent); dunkelhaarig sind 59·3 Percent, graubraune Augen zeigen über 30 Percent, die Köpfe sind mehr schmal und lang, in welchen Eigenschaften man den Einfluss romanischer Ueberreste erkennen kann. Starke Kurzköpfigkeit tritt auch in dieser dritten Gruppe im südlichsten Grenzstriche hervor; hier siedelten Slaven, welche, mit Vermeidung des gefahrvollen Donauthales, zerstreut an der Enns, stärker an

[1]) Niederösterreich, S. 188.

[2]) „Die Deutschen Niederösterreichs" in den „Mittheilungen des k. u. k. Militär-Sanitäts-Comités." 1892.

Ybbs und Erlaf und ziemlich dicht an der Bielach und unteren Traisen sich niederliessen. Die anthropologische Forschung bestätigt also durchaus die Ueberlieferung und Geschichte.

Aber auch sonst zeigt die Bevölkerung Niederösterreichs, die weniger durch Ansiedlung von Bauernschaften als durch Grossgrundbesitzer mit ihren Leuten entstanden ist, mehrere wohl unterscheidbare Theile. Rechts der Donau kann man im Westen eine Fortsetzung oberösterreichischen Volksthums erblicken, jedoch mit weniger scharfer deutscher Prägung. Auf dem linken Ufer liessen sich in kleinen Höfen und Häusern rührige Franken nieder, die, hier und da mit Czechen gemischt, noch in geschichtlicher Zeit durch harte Culturarbeit den Wald lichteten. Es ist ein kleiner aber zäher Schlag Leute, man will an ihnen im Verhältniss zu den Männern südlich der Donau eine breitere Stirn beobachten. Aus dem Waldviertel kommen seit Langem die meisten Dienstboten nach Wien. Altbebaut ist dagegen das Viertel unter dem Manhartsberg, welches das Marchfeld in sich schliesst. Wenn irgendwo, ist hier Fortdauer quadisch-markomannischen Menschenschlages zu vermuthen. Jakob Grimm anerkennt Ueberreste von Quaden, Markomannen und anderen Sueven in Oesterreich und bemerkt, der Quadenname lebe noch fort im Namen österreichischer, mährischer und deutschböhmischer Geschlechter (auch als Vorname, wie „Quad von Kinkelbach".) „Alle Geschlechter, in denen solche Eigenart vorwaltet, scheinen mir altquadischer Abkunft."[1]) Die Volksart im Viertel unter den Mannhartsberg zeigt altbaierische Stammeszüge. Die Leute sind von mittlerem Wuchse, ziemlich breit, stark und gefürchtete Raufer.

Durchaus friedlicher, liebenswürdiger Art erscheinen die Bewohner des Wiener Waldes. Ihre echt deutsche Abstammung wird durch einen Blick auf die trefflichen Gemälde Waldmüller's sofort klar: weit überwiegend blond, besonders lichte Gesichtsfarbe, die Nase oft gestreckt und doch von einer eigenen Rundung, ein starkes Kinn nicht selten, geradezu weisshaarige Kinder. Ich halte sie für Uferfranken; an der Ahr (Niederrhein, linkes Ufer) sieht man ähnliche Erscheinungen, wir hätten also vielleicht engere Landsleute Karl's des Grossen vor uns. In Bezug auf Charaktereigenschaften stehen die Bewohner des Wiener Waldes in sehr gutem Rufe.

[1]) Jakob Grimm, Geschichte der Deutschen Sprache, S. 353 und 345.

Redlichkeit, wenig Verbrechen. Nach den Mittheilungen eines erfahrenen Richters wird etwa die Hälfte aller Untersuchungen durch Geständniss erledigt. Das hört jedoch auf in der Nähe von Wien, wo nachtheilige Einflüsse der Grossstadt sich geltend machen.[1])

Wien selbst ist eine Art für sich. Mit allen Bevölkerungen der Habsburger Monarchie verwandt, ihren Zuzug aufnehmend und verarbeitend, übt Wien auch wieder seine Wirkung bis in die entferntesten Winkel des Reiches. Der Baier, wenn er nach Salzburg eintritt, der Alemane, wenn er nach Vorarlberg kommt, der Franke (Thüringer), wenn er Kalsbad oder Teplitz besucht, der Niederfranke oder Niedersachse, der in Reichenberg, Warnsdorf oder auch im Sachsenlande in Siebenbürgen verkehrt, wird zu Anfang in Mundart und Gehaben des Volkes eine deutliche Verwandtschaft mit seiner Heimat empfinden. Bei längerem Aufenthalte jedoch stösst er auf die Spuren eines allgemeinen Oesterreicherthums, das sich bis Wien immer mehr verdichtet. Es ist aber dies Oesterreicherthum nichts Fertiges, sondern etwas

[1]) Mittheilung des Herrn Präsidenten Josef Kerner in Salzburg. Obwohl nicht streng zum Thema gehörend, schalte ich noch dessen Aeusserung über das Verhalten der Angehörigen verschiedener Völker Oesterreichs vor dem Richter hier ein. Wenn es sich um die Anklage wegen schwerer Gesetzesverletzungen handelt, ist der Magyar vor dem Richter hart, er steht fest und starr da, regt keine Miene und sagt, wenn er sprechen muss: „Davon weiss ich nichts!“ Er will den Richter nicht gewinnen, schmeichelt nicht, lässt sich auf nichts ein, gibt nichts zu. Es sagt dadurch gewissermassen: „Bringe mir Deine Beweise!“ Wird der Beweis erbracht, so bleibt er dennoch stumm und äussert höchstens: „Es wird schon klar werden!“ In Anwesenheit des Publikums unterwirft er sich niemals und erklärt, wie sonst in Oesterreich üblich, niemals, dass er die Strafe annehme. Der Czeche lässt sich schon mehr ein, er ist verschmitzt und sucht die Sache zu seinen Gunsten darzustellen Erkennt er die Unmöglichkeit ferneren Widerstandes, so fällt er nieder und möchte am liebsten die Füsse küssen. Der Südslave ist wieder ganz anders, er ist hart und leugnet keck, während das Benehmen des Windischen (Slovenen) mehr mit dem der Czechen übereinstimmt. Der am schwersten zu Behandelnde ist jedenfalls der Jude. Er kommt beiweiten am besten vorbereitet vor Gericht, erfasst die Wichtigkeit des Augenblickes und kennt die Gesetze genau. Zugleich durchblickt er klar die Thatsachen und Motive und weiss die Kraft der Beweise richtig zu schätzen. Kleine Dinge gibt er zu, wenn es nicht anders geht, dagegen liefert er oft ganze Schlachten bei dem entscheidenden Punkte. Er ist gleich gross im Verschweigen wie im Aufwirbeln von Wortschwällen. Selbst in der Leidenschaft schont er den Glaubensgenossen. Der Ungeschickteste vor dem Richte ist der Deutsche. Er kennt die Gesetze in den seltensten Fällen und verlässt sich gerne auf eine verschwommene „Billigkeit“. Er wird leicht grob; es fehlt ihm an Scharfsinn zur Unterscheidung des Wesentlichen. Wird er überführt, so kommt es vor, dass er weint. Indess gibt es verschiedene Abstufungen unter den Deutschen Oesterreichs.

Werdendes, das sich bis heute und wohl noch auf längere Zeit hinaus noch nicht in einem ausgeglichenen Typus, wohl aber in Mundart, Benehmen und Anschauung kennzeichnet. Seine Heimat ist Wien mit seinem alten Hof, seiner mächtigen Aristokratie, seinem wohlhabenden Bürgerthum und lebenslustigen Volke, seinen Theatern und seiner Völkermischung.

Vor dem Jahre 1848 hatte Wien fast mehr Zuzug aus Süddeutschland, als aus den heutigen Kronländern. Zahlreiche Breisgauer, Schwaben, Rheinländer fanden hier eine Heimat und verstärkten besonders Gewerbe und Industrie oder traten in das Heer und den Beamtenstand ein, wie einst die Niederländer und Lothringer unter Maria Theresia. Auch Italiener und Ungarn hatten einen Zug nach Wien. Nach der Abtrennung der italienischen Provinzen und der selbstständigen Aufrichtung des Deutschen Reiches und auch Ungarns sind starke Aenderungen eingetreten. Seitdem ergänzt sich Wien mehr aus dem Donauthale und den Alpenländern, besonders aber aus den Sudetenländern, woher, neben Deutschen, zahlreiche Slaven einwandern, sowie aus Galizien, woher Polen, Ruthenen und Israeliten kommen. Dass diese geänderte Zuwanderung nicht ohne Einwirkung auf Aussehen und Art des Volkes blieb, ist selbstverständlich. Wenn ein guter Beobachter bemerkt hat, „in Wien ist der schöne, alte deutsche patriarchalische Bürger mit dem mächtigen Kopfe und den scharfgeschnittenen Zügen im Aussterben begriffen“, so kann ihm Der, welcher die Grabsteine des Stefansdomes mit den Leuten der Gegenwart vergleicht, nicht ganz Unrecht geben. Doch darf man nicht vergessen, dass man der Durchschnittsbevölkerung auch im 15. und 16. Jahrhundert keine Denkmäler gesetzt hat! Die begünstigteren Classen der Gegenwart stehen hinter den gleichen Gruppen der Vergangenheit kaum zurück, der Adel gar nicht, aber auch das wohlhabendere Bürgerthum kaum, das im Gegentheil, seitdem wieder Leibesübungen und eine verständigere Pflege eingeführt sind, wieder in sichtlichem Aufschwung begriffen ist.[1]) Während vorher Jahrhunderte

[1]) Sidney Whitman, Das Reich der Habsburger, 1892, S. 261, bemerkt, dass die Bevölkerung der grossen Städte allmälig ihre besonderen Stammeseigenthümlichkeiten verliere. „Städte wie Krakau, Pest, Wien und Prag bringen in der That unter Anderen einen gewöhnlichen, kosmopolitischen, weibischen Bummlertypus hervor: armselige, schwächliche Gesichter mit hervorstehenden Zähnen und schwachen, kleinen, glanzlosen Augen fallen Einem dort, wie thatsächlich überall in Oesterreich, auf, wo

hindurch die Einwanderung nach Wien meist aus West und Nordwest kam, kommt sie jetzt vorzugsweise aus Norden. Nach Arnold Mayer trugen vor 100 Jahren Wiener Hausbesitzer slavische Namen zwei, heute zwölf. Von den Handwerkern haben slavische Namen Schuster 44 vom Hundert, Schneider 41, Kürschner 39, Dienstboten 50, Taglöhner 75 vom Hundert. Dabei ist es jedoch auffällig, wie der nordslavische Typus die geringste Widerstandskraft bewährt. Er ändert sich schon in der nächsten Geschlechtsfolge, der Wuchs geht mehr in die Höhe, die hohen Backenknochen verschwinden, der Kopf wird länglicher und nähert sich überhaupt mehr vom mongoloiden dem arischen Typus. Der Genius des Ortes scheint gegen den slavischen Typus zu streiten.

Am reinsten kommt die bekannte arische Prägung in den österreichischen Adelsfamilien zum Ausdrucke. Die blonden Auersperge, bei denen man der etwas schiefen Nase alter englischer Geschlechter begegnet, und die Colloredo-Mansfeld (ursprünglich Walsee), ferner die dunklen Schwarzenberge (Seinsheim), die Coronini-Kronberg u. A. zeigen in ihren begünstigteren Mitgliedern die schöne und stattliche Art und den Schnitt des nordeuropäischen und kaukasischen Adels. Soweit die Franken nicht den heimischen Adel der anderen deutschen Stämme entfernt und durch fränkische Geschlechter ersetzt haben — was bei Baiern und Niedersachsen wahrscheinlich — sind die Auersperge der Ostmark mit ihrer mehr als tausendjährigen Geschichte Schwaben, ebenso die Walsee, während die Schwarzenberge, die Coronini-Kronberg und der Hauptzweig der Liechtensteine Franken sind und einzelne ihrer Familienmitglieder (wie etwa der Feldherr von 1813 und der Cardinal Schwarzenberg) die fränkischen Stammeszüge so bestimmt zeigten, dass sie den ausgesprochensten Typen des Hauses Bourbon glichen.

In der guten Wiener Gesellschaft — übrigens nicht blos unter dem Adel — trifft man zuweilen feine Köpfe mit hohen Augenbrauen, klugen Augen, gebogener Nase;

Geld, Trägheit und Vergnügungssucht in reichlichem Maasse vorhanden sind." (Sollten Herrn W. nicht zu sehr die Typen der bei der Burgmusik versammelten Menge vorgeschwebt haben?) In Wien meint er zu sehen, wie „an Stelle der alten Patriciergesichter ein halb orientalischer, halb slavischer Mischtypus sich zu setzen im Begriff steht". „Durch ganz Oesterreich macht sich in der Bevölkerung der Städte ein Mangel an festem Halt im Auftreten und an Lebenskraft, ein merkwürdig kümmerliches Aussehen bemerkbar; und es wird hier selten ein Typus angetroffen, der in England so häufig ist: der frische herzhafte Greis. Die Militärs bilden thatsächlich die einzige (?) Ausnahme." S. 263.

besonders Mund und Kinn charakteristisch, der erstere zart und geschwungen, das letztere voll und weich. Manches bei ihnen erinnert an England; doch, was bei diesen sich als Festigkeit und Willenskraft ausspricht, das trägt bei Oesterreichern häufiger den Ausdruck von Weichheit, Phantasie und Bonhommie. Es scheint aber auch dieser Typus, wie er von Kriehuber mit Vorliebe behandelt ist, weniger eine Eigenheit des Stammes als des Standortes zu sein, indem auch von auswärts gekommene Fremdlinge, wie Metternich oder Bruck, solche Züge angenommen haben.

Gleichfalls scharf ausgeprägt, wenn auch ganz im Gegensatze zu jenen schlanken Gestalten und verfeinerten Erscheinungen, hebt sich eine Volksart hervor, die man in Wien bei Fiakerkutschern und Metzgern findet: nicht grosse, aber sehr breite, bewegliche, ungemein starke Leute mit frischen, rothen, runden Gesichtern, meist braun von Haar, jedoch mit lichten Augen und oft lüstigem oder auch listigem Ausdruck. Indem ich sie beobachtete, musste ich an Seeleute denken; wie diese verbringt der Wiener Fiaker sein Leben in Wind und Wetter und steuert mit stets gespannter Vorsicht und mit Aufwand von Geistesgegenwart und grosser Kraft zwischen den Wogen des Verkehres durch die oft engen Wiener Gassen. Seine Heimat ist in der Vorstadt Neubau (besonders Apollogasse), und vielfach ergänzt sich der Stand aus bestimmten Familien. Die Art ist entschieden deutsch, jedoch, wie ich glaube, mit turanischem (ungarischem) Einschlage. Das Gleiche gilt von den Männern, die den Viehtrieb besorgen und einem Theile der Wiener Fleischer. Alle diese Leute sind durch ihren Beruf auf Entwicklung der Leibeskraft angewiesen, sind daher niemals in Weichlichkeit verfallen und stellen zu den in gewissen Wiener Volksclassen eifrig betriebenen athletischen Uebungen einen starken Bruchtheil. Schlank und sehr rein deutsch sind die Schiffer, die, hochgewachsen, langhalsig und blond und mit starken baierischen Schnauzbärten, von der oberen Donau und deren Nebenflüssen nach Wien kommen.

Eine andere volkskundliche Wahrnehmung kann man in Wien machen, wenn sich bei Tagesgrauen auf den Märkten vom Lande kommende Verkäuferinnen deutscher und slavischer Zunge begegnen. Die ersten, die zumeist Milch zuführen, kommen vom Westen, vom Wienerwald, und stellen mit ihren länglichen blonden Köpfen, scharfen Nasen und blauen Augen eine sehr

ausgeprägte deutsche Art dar, während die von Osten einfahrenden Gemüse- und Obsthändlerinnen den breiteren, jedoch gleichfalls frischen und oft regelmässigen südslavischen Typus tragen. Schon hier in Wien ergibt sich, dass, im Gegensatze zu den oft halbmongolischen Zügen der Nordslaven und besonders der Czechen, die Südslaven durch Vermischung mit Gothen und Albanesen, vielleicht auch mit Ueberresten der Griechen und Römer, einen ganz verschiedenen, wesentlich schöneren Typus empfangen haben. Am auffallendsten ist diese Erscheinung bei den Slovenen und besonders den Sloveninnen in Krain und Kärnten. Die slovenischen Frauen haben oft sehr ausgeprägte, schon typisch gewordene Gesichter von anmuthigem Oval, blauen, mandelförmigen Augen, blonden Haaren, hübschem Mund und starkem Kinn. Unzweifelhaft ist ihnen etwas eigen, das wir Madonnenart nennen. Gothische Männertypen, jedoch weniger blond als schwarz, treten vereinzelt in Krain, Croatien, Serbien, der Czernagora und Albanien hervor. Unter den Südslaven sind also mongoloide Züge selten. Man kann sich kaum einen grösseren Unterschied denken, als czechische und südslavische Männer. Wenn vereinzelt im Donauthale mongoloide Typen vorkommen, so stammen sie vielleicht aus der Zeit der Avaren, die eine weit grössere Verwandtschaft mit Mongolen gehabt haben müssen, als die mit sehr verschiedenen westlichen und südlichen Stämmen gemischten Magyaren. Alle diese geschichtlichen Schatten umspielen Wien.

Keine einzige Stadt Europas, es müsste denn Constantinopel sein, formt ihre Bevölkerung aus so vielerlei Bestandtheilen wie Wien.

Im Ganzen hat W. Henke[1]) Recht, wenn er bemerkt, dass in Oesterreich Blondheit und lichtes Auge mehr vorherrschen als in Württemberg südlich des Pfahlgrabens und Baden. Während in den letzteren Ländern die von den Römern angesiedelten Romanen noch wohl erkennbar sind, wurden ihre Spuren nach dem entscheidenden Sturze von Carnunt in Niederösterreich und Steiermark fast völlig weggefegt.

XXVIII. Die Wiener.

Nachdem wir im Früheren mehr die anthropologische Seite berührt, werfen wir nun einen Blick auf die geistige Volksart.

---

[1]) W. Henke. Der Typus des Germanischen Menschen, Tübingen 1895.

Die ernste Quellenforschung Onno Klopp's hat ergeben, dass der Heldenmuth der Wiener bei der Türkenbelagerung von 1683 übertrieben worden ist und nicht an den Bürgern, sondern an den Heeren der osmanische Sturm zerschellte. Aber gleichwohl bleibt die Frage berechtigt: welche Stadt Europas hat ähnlichen Gefahren und Leiden gegenüber einem barbarischen Feinde getrotzt? Und zwar erfolgreich getrotzt? Mögen auch, wie es in der Natur der Dinge liegt, die Kriegsheere das Beste gethan haben, so bleibt doch die Zurückweisung der Türken in den Jahren 1529 und 1683 ein Ruhmestitel auch für Wien. Die Stadt hat den Ehrennamen „Schild Germaniens" wohl verdient. Auch in den Franzosenkriegen haben Wiens Bürger eine feste und würdige Haltung gezeigt. Napoleon selbst, als er im Jahre 1805 nach dem Abschlusse des Friedens von Pressburg nach Wien kam, war erstaunt über die Anhänglichkeit der Wiener an ihren Kaiser und den geringen Eindruck, den seine (Napoleon's) Anwesenheit und Person hervorbrachte. Zu Herrn v. Rémusat sagte er: „Welch' ein eigenthümliches Volk sind doch diese Wiener, dass sie sich so unempfindlich für den Ruhm und für die Niederlagen zeigen!" Und später, da er in Paris von dem herzlichen Empfang hörte, welchen die Wiener ihrem zurückkehrenden, besiegten Monarchen bereitet hatten, meinte er: „Wenn ich unter solchen Verhältnissen nach Paris zurückkehrte, so bin ich sicher, dass man mich nicht in dieser Weise aufnehmen würde!"

Im Allgemeinen werden die Fortschritte anerkannt, welche Deutchösterreich und die Oesterreicher seit einigen Menschenaltern gemacht haben. E. M. Arndt meinte, die Tage des alten Nikolai mit seinen schroffen Urtheilen über alles Oesterreichische seien vorüber.[1]) A. Kirchhoff sagt vom Wiener: „Kein Phäake, sondern ein klug schaffender, obschon lieber in der holden Sonne der Lebensfreuden sich Herz und Sinne erquickender Mensch",[2]) und J. G. Kohl hat das entscheidende Wort gesprochen: „Es muss doch eine tüchtige Kernhaftigkeit in diesen deutschen Oesterreichern stecken, denn eben dieses ‚Land des Epikuräismus' ist der Kern einer weithin herrschendsn deutschen Monarchie geworden, die viele slavische, romanische und

---

[1]) Vergleichende Völkergeschichte. S. 380.

[2]) Das Deutsche Volksthum, herausgegeben von Dr. Hans Meyr. Leipzig und Wien. 1898. S. 60.

finnische Völker zu einem politischen Ganzen zusammengefasst und bis jetzt auch gehalten hat." [1]) Aber ungeachtet solcher freundlichen Aeusserungen leidet in dem Urtheile der Welt der Ruf der Wiener Bevölkerung noch immer durch die Zeit des Schlafes von 1815 bis 1848. Es ist wahr, was Speidel sagte: „Der Dunstkreis von Wien war damals erfüllt von dem Dufte gebratener Hühner, von der Blume des Gumpoldskirchner Gewächses und dazwischen hörte man den bezaubernden Dreischlag der Walzer von Strauss und Lanner. Der Frühling hatte seine Blumen, der Sommer seine Ausflüge, der Winter seinen Tanz und das ganze Jahr seine schönen Frauen." Der „sich ewig drehende Phäakenspiess" aus Schiller's Xenien ward oft genug als Lanze gegen Wien eingelegt, was nicht hinderte, dass Wien dem Dichter ein Denkmal errichtete und die anderen Stämme, als sie nach Entstehung des Deutschen Reiches zu verbreiteterem Wohlstande gelangten, sich den Phäakenspiess ganz wacker ausborgten. Jenen alten Vorwurf gegen Wien, wenn es einer ist, wird man nur insoweit als berechtigt ansehen dürfen, als die Lebenslust Wiens eine einseitige Richtung auf das Materielle erhielt und die geistigen Belange (mit einziger Ausnahme der Musik), sowie die politischen Belange nicht die entsprechende Pflege fanden und darum auch nicht zu jener Ausbildung gelangten, wie sie das Reich in den nach 1848 eingetretenen schweren Zeiten erfordert hätte. So fand das Jahr 1848 politische Kinder da, wo es zielbewusster, erfahrener Staatsbürger in hohem Grade bedurft hätte! „Auf den Despotismus, der die gesammte moralische Entwicklung des Volkes zurückgehalten, seine geistigen Bedürfnisse mit Musik und Theater befriedigt und die Zahl der wirklichen Männer thunlichst vermindert hatte, aber wenigstens das Verdienst besass, das Reich straff zusammenzuhalten, folgte 1848 die Aera einer Freiheit, die dieses in den Kinderschuhen der Staatsanschauung stehende Volk, in welchem Sinn für Gesetzlichkeit und Pflichterfüllung kaum zum ersten Keimen gekommen waren, mühelos mit allen den höchsten Gütern der persönlichen und staatlichen Freiheit beschenkte, für welche England kaum eine mehrhundertjährige Männerarbeit, Frankreich kein Sturm und Drang seiner Umwälzungen reif gemacht hat. Missverständnisse und vollständiger Missbrauch des verfrühten Geschenkes

---

[1]) Die Völker Europas. Hamburg 1872. S. 388.

mussten folgen, der seinen genauen Ausdruck im Entstehen einer Menge hochgeplanter Gesetze und deren gänzlicher Nichtausführung fand. Eine Regierung nach der anderen ermüdete bei der Aufgabe, dem Fluge der Gesetzgebung mit der Verwaltung zu folgen und dabei dem Wechsel der politisch-nationalen Strömungen durch Majoritätenbildung gerecht zu werden. Das öffentliche Interesse concentrirte sich, dem Volksgeiste gemäss, nur auf die decorativsten, lautesten, sensationellsten Erscheinungen der Politik, die Antheilnahme an dem unscheinbaren Wirken der viel wichtigeren Verwaltung trat zurück, die Presse gestaltete sich zu einer immer grösseren Macht, die dem Volksgeiste umso congenialer wurde, je mehr Bilderwechsel sie in die grosse Laterna magica des Staatslebens einschob. In diesem Stadium glänzender, alle äusseren Seiten wirklichen Reichthums zeigenden Unreife und Ueberreife stand Oesterreich-Wien mit seinem flotten Talent für die Erscheinung des Lebens, mit seiner Richtung auf einen das Sein immer um einen Grad überleuchtenden Schein."[1])

Die übertriebene Sorge um den äusserlichen Schein hat man an den Wienern oft mit Recht getadelt. Selbst Männer von Bildung zeigten sich unfähig, hinter schwacher Aussenseite den inneren Kern richtig zu beurtheilen. Eine glänzende Erscheinung findet in Wien, vielleicht mehr wie in jeder anderen Stadt ausser Paris, die Wege geebnet. Schneider, Friseur, Photograph spielen eine zu grosse Rolle, während den geistigen Kräften in den seltensten Fällen die gebührende Beachtung geschenkt wird — „Geringschätzung der moralischen und geistigen Triebkräfte ist der Erbfehler Pannoniens".

Bei diesen Urtheilen ist Eines nicht zu vergessen: Wien ist Grenzstadt. Nur wenige Meilen von Wien entfernt stehen schon die ersten magyarischen und slavischen Dörfer als Vorposten zweier Völker, mit deren Durchsetzung mit abendländischer Culur das Jahr 1526 das Habsburger Reich[2]) als schwierigster Lebensaufgabe betraut hatte. Die Erblande waren zu arm und klein, das grosse Deutsche Reich zu sehr in Desorganisation gerathen, um im Südosten mit Gewalt eine einheitliche Richtung durchzusetzen. Um sich zu behaupten, war

[1]) M. D. (von Hock?) in der „Allgemeinen Zeitung", Beilage vom 9. April 1873.

[2]) Sidney Whitmann, „Das Reich der Habsburger" S. 264.

daher die Ostmark, seit 1526 zum Reiche der Habsburger erweitert, sehr auf kluges Laviren, auf stete Diplomatie angewiesen, während gleichzeitig die Bevölkerung, in so viele, auf den verschiedensten Stufen der Anschauung und Cultur stehende Theile zersplittert, auf die staatenbildende Kraft der Nationalität verzichten musste. Nur die Oberfläche zeigte daher Einheit, in der Tiefe schliefen die Gegensätze. Ist es dann zu verwundern, dass man sich gerne an die Oberfläche hielt und die tieferen Strömungen um des Friedens willen mied, in der Hoffnung, es werde die Wärme der oberen Schichten allmälig ohne Kampf und Katastrophen sich nach unten mittheilen? So erklärt sich der oft bemerkte Formalismus Wiens.

In diesem Sinne äussert sich ein Engländer: „Wien mit seinen siebenzehn herrlichen Momumenten, seinen fünfundzwanzig Museen und seinen zahllosen Kirchen kann sich in architektonischer Schönheit mit jeder europäischen Hauptstadt messen. Aber wenn man genau hinsieht, dann erkennt man den auffälligen Mangel an Lebenskraft und Thatkraft. . . . Die Menschen stehen in keinem Verhältnisse zu den Gebäuden." An die Nähe des Ostens erinnert auch Ferdinand Kürnberger, der etwas „nomadisch Zerstreutes, Fahriges" in Oesterreich findet. Das habe man von Ostvölkern angenommen, die im Geiste und Gemüth noch lange nicht ruhen gelernt haben, wie das sitzende Städtevolk der Deutschen. Von jener Seite komme „das unstete und unruhige Blut, das ewige Auffangen und Fallenlassen, die häufige Treulosigkeit an Vorsätzen und Entschlüssen, der Naturalismus, das Naturkinderwesen." . . . „Genaue Arbeit wird nicht nach Verdienst gewürdigt. Kein Mensch ist zu Hause, kein Mensch hält Wort, kein Mensch erinnert sich heute, was er gestern versprach; worauf ich Schwur und Handschlag habe, das ist vergessen, und was gegen die Abrede, das ist geschehen. Was im Westen fix und fest ist, das ist hier lose und locker, und was im Westen leicht und beweglich ist, das rührt sich hier nicht vom Flecke." „Mit London oder Paris" — es spricht hier ein anderer Beurtheiler — „darf man Wien nicht vergleichen. Jeder dieser Orte ist der Brennpunkt mehrhundertjähriger Geistesarbeit — eines mit ureigenster bahnbrechender Schöpferkraft begabten, staatlich fest gegliederten, nach Innen und Aussen mächtigen, von starkem Nationalgefühl erfüllten Volkes. Die Masse der ernsten Arbeit einer fast unabsehbaren Reihe grosser

Menschen, von Denkern und Entdeckern ersten Ranges, hat hier jene geistige Atmosphäre geschaffen, die, mit einer unendlichen Fortzeugung gesättigt, die eigentliche Culturmetropole bezeichnet. Wien liegt abseits vom grossen Strome des geistigen und materiellen Weltverkehrs . . . So schwächte sich in Wien einerseits die Energie ab, welche die Wechselwirkung des Weltverkehrs den Völkern verleiht, und verlor es andererseits die Schärfe des Urtheils, deren Grundlage die Vergleichung der Völker ist . . . Dagegen war Wien den unablässigen, unterwühlenden und schwächenden Bestrebungen ausgesetzt, die von eifersüchtigen, minder entwickelten, aber deshalb um so scrupelloser und intensiver thätigen Nationalitäten auf seine Wesenheit ausgeübt wurden. Die hartköpfige Enge der Anschauung und die Unproductivität der Slaven, unterstützt von wirksamem Nachahmer - Talente, die Cäsaren - Thorheit der Magyaren, mit rednerischem Schick und einer gewissen tatarischen Ritterlichkeit keck und zudringlich in's Leben geführt, die reiche und servile, in anmuthige Lebensformen gekleidete Schlauheit der Italiener bedrängte, abgesehen von der brutaleren Energie augenblicklich zur Geltung gekommener kleiner Stämme, die Selbstständigkeit des Charakters der Bevölkerung Wiens. Die natürliche Folge des Dargelegten ist, dass Wien niemals sein konnte, was Paris und London seit Jahrhunderten waren, Berlin seit Friedrich's des Grossen Zeit geworden ist — der Sitz ernster bedeutsamer Geistesarbeit. Keine weltbestimmende That ist in Wien geschehen (aber das Jahr 1683 ?), keine reformatorische Idee ist von dort ausgegangen, keine wissenschaftgestaltende, welterleuchtende Lehre in Philosophie, in inductiven und deductiven Fächern hat ihre Apostel von dort versandt (in der Heilkunst ?), keine grosse Kunstschule — mit Ausnahme der musikalischen — hat der Stadt einen individuell künstlerischen Typus verliehen (das Kunstgewerbe ?), und die Spuren der Schritte grosser Männer haben nur spärlich hie und da seinen Boden zu einem historischen geweiht. . . . Ein Kunsthistoriker hat den Geistescharakter von Wien-Oesterreich einen rhetorisch-decorativen genannt. Niemals ist das innere und äussere Wesen einer Nationalität mit einem deckenderen Ausdrucke bezeichnet worden, und für die Wünsche und Gedanken im Leben der grossen Stadt ist die Aeusserung eines Ingenieurs bezeichnend: ‚Die Formel für den Charakter der Wiener ist stets

a + 1‘, das heisst: Jeder und Alles will und soll immer um eins mehr erscheinen, als er ist!“ Freilich kann der gleiche, pessimistisch veranlagte Schriftsteller nicht umhin, einzugestehen: „Der decorative Geschmack ist auch die Wurzel der anmuthigsten Talente des Wieners — jenes heiteren und feinen Geschmacks, der die Wiener Frauenwelt, nächst der Pariser, zur elegantesten der Welt macht; der der Wohnung des gebildeten Wieners jenen Stempel des höchstcivilisirten Menschenaufenthaltes gibt, der die schlechte Musik aus der Gesellschaft verbannt, selbst der armen Nähterin verbietet, einen schiefgetretenen Stiefel zu tragen, die Körperpflege zu einer Selbstverständlichkeit macht, und jenes liebenswürdigen und gutmüthigen Taktes, der selbst vom Belustigungsorte des niederen Volkes und der Halbwelt die Pöbelhaftigkeit ziemlich fern hält.“ [1])

Ein echter Süddeutscher ist der Oesterreicher in seinem ungefügen Eigenwillen. Eingefleischter hartnäckiger Individualismus kennzeichnet den Oesterreicher so gut in der Politik wie in der Gesellschaft und Literatur.... „Ich thue halt, was ich mag!“ ist sein Wahlspruch.... „Wien und Gesetz — meinte Emil Kuh — sind einander aufhebende Grössen. Alles von der Zeit hoffen, was Andere von der Kraft erwarten, nannte ein französischer Beurtheiler aus napoleonischer Zeit die Gewohnheit des österreichischen Hofes, nennen wir heute auch das Grundübel unseres Volksgeistes. Das Gesetz, in seiner rücksichtslosen Anwendung kannten so wenig unsere Fürsten, als das Volk die widerspruchslose Unterordnung unter das Gesetz kennt. Mehr Eisen!“

Der ausgeprägte persönliche Standpunkt des Deutschen aus der Zeit nach dem dreissigjährigen Kriege hat in Wien noch eine Verstärkung erfahren durch den Individualismus des Italieners. Als Südostmark stand Oesterreich in steter, wenn auch zeitweise unterbrochener Verbindung mit Italien und lange Zeit auch mit Byzanz. Mit den Waaren müssen Einwanderer, Familienbeziehungen, Gewohnheiten und Ideen aus jenen hochcultivirten Ländern gekommen sein. Die späteren italienischen Einflüsse, die zur Blüthezeit Venedigs gipfelten, dauerten bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts fort und haben, wie ich glaube, stärker und nachhaltiger auf Oesterreich und besonders Wien eingewirkt, als irgend ein anderer fremder Einfluss. Man

---

[1]) M. D. in der „Allgemeinen Zeitung“, Beilage vom 9. April 1873.

gewahrt das im Bau der Kirchen, Paläste und Häuser, in manchen Wendungen der Sprache, in der Küche und Speisekarte, im Theater, in Ausdrücken des Handels und der Buchführung und in zahlreichen Gewohnheiten eines alten ausgeglichenen, weniger martialisch als künstlerisch veranlagten Volkes.

Italienisch, wie ich denke, ist auch der in Niederösterreich nicht ganz seltene Typus des herabgekommenen Aristokraten mit schmalen Lippen, eingefallener Wange, vollem Kinn und scharfem, wenn auch fragendem und zuweilen demüthigem Blicke. Dass man diese Art in Wien findet, darüber wird man sich nicht wundern dürfen, kommt sie doch in jeder Grossstadt vor, aber befremdlich bleibt ihr Auftreten mitten unter dem Landvolke. Das ist mir nur in Niederösterreich aufgefallen und deutet auf eine alte und bewegte Geschichte.

Zuweilen kommen seltsame Widersprüche vor. Gleichwie die Wiener Mundart auf der einen Seite massenhaft Fremdworte aufnahm, andererseits aber (wie schon jede Speisekarte zeigt) echt deutsche alte Worte festhält, die bei den anderen deutschen Stämmen verschwunden sind, so wiederholt sich das Gleiche auf dem Gebiete der Sitte. So hat der scharfblickende J. G. Kohl bemerkt: „Oesterreicher haben oft etwas Irisches in ihrem gutmüthigen Witz, in ihren bulls (übertreibenden Scherzen). Gerne schieben sie Zwischensätze ein, wie „sagt ich“ (says i), „wissen's und schauen's (you know und you see), und gebrauchen Euer Gnaden (your honour); ihr lebhaftes Temperament und ihre geweckte Phantasie wollen die Personen gleichsam dramatisch selbst vorführen.“ Die Wahrnehmung Kohl's ist zutreffend, muss jedoch auf den Wiener beschränkt bleiben. Diese Besonderheit mag hierher verpflanzt worden sein durch Laienbrüder und Einwanderer, die im Gefolge jener Mönche nach Wien kamen, die hier „Schotten“ genannt wurden, aber eigentlich aus Irland stammten.

Um Volksschlag und Volksart festzustellen, empfiehlt sich vor Allem der Besuch der Grenzen und besonders der Grenzstationen, weil hier die Völker aufeinander stossen. Ein englischer Beobachter macht hierüber folgende Bemerkung: „Der Uebergang vom Westen nach Osten ist wohl am wenigsten zu fühlen, wenn wir Oesterreich von Baiern aus betreten, denn hier haben wir auf beiden Seiten der Grenze Gleichheit des Stammes, der Religion

und des Volkslebens.... Kommt man von Russland, so ist in Oesterreich der Eindruck allgemein günstig, er kann uns aber nicht blind machen für die leibliche Verschlechterung der Männer, wenn wir sie mit den rauhen, stämmigen militärischen Typen in Russisch-Polen vergleichen; es fehlt auf österreichischer Seite jene ruhige Bestimmtheit, jene schweigende Disciplin, die man überall in Russland empfindet... Lehrreich ist auch der Uebergang aus dem nüchternen, vorwiegend protestantischen Preussen nach dem mit warmen Farben getränkten römisch-katholischen Oesterreich.... Das Gefühl des gemächlichen Ganges, der lässigen Unbereitschaft ist nach Ueberschreitung der Grenze überall zu spüren.... Schon die Zollbeamten, rauchend, die Hände in den Taschen, sind sich gleichwohl ihrer Würde bewusst und zeigen ein Phlegma, das man nur da findet, wo die Zeit sich noch im Schneckengange bewegt." Der Reisende ruft am Schlusse seiner Beobachtungen aus: „Disciplin, — moralische, geistige und wirthschaftliche Disciplin — das ist es, was den Oesterreichern auf der ganzen Linie fehlt, was aber auch die anderen Völker nur allmälig durch die Arbeit von Generationen sich aneignen konnten!"[1])

Mit dieser Wahrnehmung eines Zustandes, der seine tiefere Begründung schon theilweise im Mangel einer festen nationalen Grundlage findet, stimmen die Erfahrungen Hebbel's überein: „Die norddeutsche Zucht sah sich hier auf ein Material angewiesen, das ein Einbeissen und Festklammern schlechterdings nicht vertrug. Gewohnt bei Zustimmung oder Abwehr ‚Ja, ja!' oder ‚Nein, nein!' zu sagen, fühlte und bemerkte ich, dass man meine Sprache als die eines trotzigen Fremdlings auslegte, dass man Umschreibungen und Abschwächungen anwendete und erwartete." Daher stand denn auch für Hebbel der zweite und dritte Eindruck über Oesterreich nicht ganz auf der angenehmen Höhe des ersten. In Oesterreich weichen die Wellen vor dem kräftig Ausgreifenden zurück, aber auch eine Stütze gewähren sie nicht. Die Disciplin, welche Preussen theils dem deutschen Orden, theils einigen seiner Könige verdankt, fehlt hier, und bis man sich ihr unterwirft, wird es noch schwerer Ereignisse bedürfen, die Jedermann dem im Ganzen so gut angelegten und liebenswürdigen Lande erspart sehen möchte.

[1]) Sidney Whitman, a. a. O.

Wie eine Ahnung solcher kommenden Dinge geht in Wien durch die gute Gesellschaft oft ein schmerzlicher Ton, der den neu Ankommenden befremdet. Er sieht das Wachsen und Wogen vieler Kräfte, er sieht blitzende Augen und hört schneidige Worte von schärfster Prägung; an einem einzigen Abende flüstert man ihm vielleicht mehr geistvolle Beobachtungen zu und wird mehr Talent entfaltet, als anderswo ganze Hefte nicht unberühmter Schriftsteller enthalten. Aber Alles wogt, wächst, wagt auf eigene Faust, und daher hat das Ganze nur wenig Vortheil von dieser Ueberfülle von persönlichen Gaben! „Seltsame Welt" — so lässt Gutzkow im ‚Zauberer von Rom' einen seiner Helden ausrufen — die ebensoviel Selbstbewusstsein, wie einen Mangel aller Unterlagen offenbarte! Selbst die allgemeine Heiterkeit und Lust schien sich zuweilen in eine nur vorgehaltene Maske zu verwandeln . . . Durch Alles, was ich hier in Wien und Oesterreich sehe und höre, geht ein eigenthümlicher Ton der Trauer mitten durch die Freude hindurch, eine Verstimmung, ein Mangel an Selbstvertrauen und doch auch wieder kein Vertrauen zu Anderen, eine bald excentrische Hingebung, bald ein geheimer Krieg Aller gegen Alle, kurz, eine völlig atomistische Zerbröckelung dieses herrlichen grossen Ganzen . . . . Wien ist krank, ganz Oesterreich ist es. Der Wahrheitstrieb, der tief in diesem Volke begründet ist, findet keine Befriedigung. So verwandelt er sich in Misstrauen, kühle Prüfung, zuweilen leidenschaftlich hervorbrechende Begeisterung und wieder ebenso rasch kommende Ironie seiner selbst. Die Einen macht ein solches Wesen schlecht, die Anderen macht es melancholisch. Was soll daraus werden? Die Masse ist gemüthvoll, ist gerechtigkeitsliebend, aber von einer beängstigenden Unbildung und Masslosigkeit. Die Vorstädte werden an sich noch wie von den Anschauungen alter Frauen regiert, die an den Strassenecken Gemüse verkaufen — ein Schrecken vor Kometen, dem Türken, dem Staatsbankerotte. . . . Alles, was in den Ungarn, Polen, Czechen, Italienern, namentlich aber in der lebendigsten aller Nationen, dem todten Israel lebt, impft sich unserem Volke hier auf. Herrlich, wenn das Alles einen würdigen Gegenstand fände!" Man könnte deutlicher sagen: herrlich, wenn es einmal gelänge, die in den österreichischen Völkern schlummernden Eigenschaften zu wecken und die geweckten zu gemeinsamen Zielen zu vereinigen! Aber wie selten und kurz sind in

der österreichischen Geschichte die Zeiten einer solchen Einigung!

Manche der früher angeführten Urtheile — das darf nicht übersehen werden — liegen um ein Menschenalter zurück. Sie sind darum nicht minder lehrreich, denn ein Volk ändert seinen Charakter nicht so schnell. Aber an der Verbesserung des wiederholt beklagten Mangels an Disciplin sind jetzt zwei Springfedern thätig: die allgemeine Wehrpflicht und die auf strenge Pünktlichkeit und Genauigkeit gestellte industrielle Arbeit. Ein anderer Factor, der in den Jahren 1867 bis 1879 in gleichem Sinne für Einigung in den leitenden Ideen, Ordnung und Gehorsam wirkte, der Reichsrath nämlich, musste versagen, seitdem ein Ministerium vorübergehende Zwecke durch Zersetzung der dauernden Staatskraft zu fördern den Muth fand. Seit dieser unglücklichen Zeit sind wieder alle Geister der Verneinung an der Arbeit und bestimmen das Urtheil des Auslandes über Oesterreich und die Oesterreicher in ungünstigem Sinne. Von der Politik absehend, sei diese Thatsache als Beispiel erwähnt, wieviel Schwierigkeiten den Fortschritt Oesterreichs bedrohen, seine Entfaltung zurückwerfen und dem Volkscharakter Vertrauen und Selbstvertrauen nehmen, so dass er immer wieder von den edleren und tieferen Aufgaben auf die vergängliche Oberfläche des Lebens zurückfällt.

Auch ward im Früheren schon wiederholt auf die übermässige Schwere der in der geographischen und ethnologischen Stellung der Ostmark liegenden Pflichten hingewiesen. Das Ländergebiet des deutschen Kernes erschien uns zu klein bemessen gegenüber den ihm obliegenden Aufgaben, und, um grosse, entscheidende Schläge (wie etwa Bismarck gethan) zu führen, dazu kam man nicht, weil Kraft und Mittel stets schon vorher durch die zahllosen, nie schlafenden Aufgaben des Tages aufgesogen waren. Mit unzureichenden Kräften wurden die Anläufe genommen, daher denn die vielen Misserfolge und Rückschläge in der schicksalsvollen Geschichte des Landes! Erst das Jahr 1683 hat den Kriegszügen der Turanier gegen Wien und Niederösterreich ein Ziel gesetzt und erst das vorletzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts sah die Hauptstadt von den Ueberschwemmungen der wilden Donau geschützt. In unendlich mühsamer Arbeit ward dies Culturcentrum geschaffen. Die Spuren einer schicksalsreichen Geschichte finden sich als Niederschläge im österreichischen Charakter, welcher eine

Mischung von alter Lebenserfahrung und von Kindlichkeit, von schwermüthigem Zweifel und hoffnungsfrohem Aufjauchzen zeigt.

Es ist daher durchaus verständlich, wenn die Schöpfungen des begabtesten Dichters, den in der Neuzeit Oesterreich hervorgebracht, Grillparzer's, einen schwermüthigen Zug nicht verleugnen. Zu welterfahren und praktisch, um in einem erbärmlichen Kleinstaat, wie Schiller that, den höchsten Idealen nachzustreben; nicht stark genug und zu wenig Olympier, um, wie Göthe vermocht, ohne Abkehr vom praktischen Leben sich über die Kleinlichkeit der Zustände emporzuschwingen, sank Grillparzer in sich zurück, erblickte nicht im Kampf, sondern in der Resignation sein Heil, und suchte in seinen Dichtungen, da ihm der Sieg versagt war, wo man den tragischen Untergang erwartet, in matter Vermittlung einen Ausweg, den allenfalls die Politik gestattet, nicht aber die Tragödie. Daher denn, neben so viel Schönem, neben so viel zartem Heimatgefühl und edler Empfindung, doch das Unzulängliche seiner Dichtungen. Hamlet unter den Dichtern! Daher auch der trübsinnige Hauch. Sogar die österreichische Heiterkeit ist bei Grillparzer „gemässigt" und in eine warme, getragene Stimmung aufgelöst. Grillparzer zeigt uns den geistigen Typus des gebildeten, durchaus wohlmeinenden Oesterreichers, bei welchem Zweifel und Schwermuth stärker sind, als Frohsinn und Heiterkeit, die im Volke — glücklicherweise! — noch vorherrschen.

In der That wäre dies Volk längst untergegangen, hätte nicht die Vorsehung neben Kummer und Verzweiflung, auch die ausserordentliche Empfänglichkeit für Heiterkeit und Freude in seine Seele gepflanzt. In den Gebirgen und Vorlanden der Alpen südlich der Donau, etwa vom Inn bis zur Leitha oder von München bis Wien, liegt ein wahrer Goldschatz von unverwüstlichem Frohsinne aufgehäuft, und sein Glanz bricht am lieblichsten in Tönen hervor. Hier ist die Heimat der Zither, der Vierzeiligen, des Jodlers, des mehrstimmigen Volksgesanges, welcher die Empfindungen bald in wehmüthig-getragenen, bald — und zwar öfter — in heiteren Weisen ausströmt. Das Beste davon ist uralt und stammt aus dem Volke. Woher es kam? Das vermag Niemand zu sagen. Dass es aber die Seele erwärmt und fortreisst, das ist gewiss. Diesem gewinnenden Zuge kann sich Niemand verschliessen, er ist es, welcher das geheime Erkennungszeichen unter den Landsleuten bildet und den Nichteinheimischen oft

mehr als billig einnimmt. „Wenn du das schöne Oesterreich und Baierland durchwanderst — so äussert sich Ernst Moriz Arndt[1]) — so findest du ein stattliches, schönes, regsames Menschengeschlecht, von der frischen Bergluft erquickt und belebt, zwar geringere Beweglichkeit, weniger Nachsinnen und ein milderes Feuer als bei den Alemanen, eine stillere aber voll geniessende Daseinsfreude, von dem schwebenden musikalischen Gesangestrieb durchweht; Harmlosigkeit, Freundlichkeit, Gastlichkeit nirgends grösser in Deutschland, natürlichste Gespassigkeit, die nur ergötzen, nicht verwunden will, Saitenspiel, Klang und Sang, Tanz und Sprung der Herzen und Füsse, Treue und Gastlichkeit bei Bürger und Bauer, wie in ältester patriarchalischer Zeit — das heisst Oesterreich . . . und daher spielt dem, der diese Lust und Anmuth gekostet hat, die sehnsüchtige Erinnerung dahin immer wieder zurück."

Dass diese Eigenschaften auch in Wien nicht fehlen (wenn sie auch lange nicht bei ihm entstanden sind), bleibt unbestritten. In Wien erhielten sie vielfach grossstädtischen Schliff und — beispielsweise in der Musik — die Einführung in die Weltcultur. Neben der hochgemuthen Dichtkunst in Worten, erwuchs eine nicht minder edle Dichtkunst in Tönen! Beide sind, um mit Schiller's Gedicht „An die Freude" zu reden, „schöne Götterfunken", die das Dasein erhöhen und erfrischen. Wien ist die Heimat der weltlichen deutschen Kunstmusik. Hier schufen um die Mitte des 18. Jahrhunderts Gluck und Mozart die moderne Oper, Haydn das Quartett und einen eigenen (österreichischen) Typus der Instrumentalmusik, Beethoven die Symphonie und Schubert das Lied. „Haydn und Schubert sind die Meister, in welchen der österreichische Charakter am stärksten und unverkennbarsten ausklingt."[2]) Gluck und Beethoven, der erstere aus dem Mainlande, der zweite aus Bonn gebürtig, jedoch beide früh nach Oesterreich verpflanzt, stellen jene, wenn der Ausdruck erlaubt ist, lyrisch-epische oder österreichisch-fränkische Verbindung dar, der wir noch weiter begegnen werden.

Ernst Moriz Arndt, begabt mit scharfem Auge für die Quellen und Beziehungen des Völkerlebens, macht über Oesterreich die Bemerkung: „Vieles an

---

[1]) Vergleichende Völkergeschichte, S. 380.

[2]) E. Hanslick in „Oesterreich in Wort und Bild, Wien und Niederösterreich". I. Abtheilung, S. 131.

manchen Stellen dieses Landes mahnt an Thüringische Aehnlichkeiten.“ Ich selbst erinnere mich, Tiroler Typen in Thüringen begegnet zu sein mit scharfgeschnittener Nase und dunklen Augensternen, wobei im weissen Theile des Auges ein feines, leicht sichtbares Geäder zu bemerken war. Ruhla, mit seinen als anmuthig bekannten Mädchenköpfen, könnte in Namen und Art an Tirol mahnen. Abgesehen von den Rheinlanden und Belgien, wird auch Thüringen jenes deutsche Land sein, wo Fröhlichkeit, Lebhaftigkeit und musikalischer Sinn — man denke an Bach — am meisten hervortreten. Zur Zeit des Tacitus werden Hermunduren als bis zur Donau wohnend erwähnt. Auch haben manche Forscher engere Beziehungen zwischen Thüringern und Gothen entdecken wollen, und Arndt meint, „die Deutschen in Oesterreich, Oberbaiern und Tirol sind wohl meistens Nachkommen der Rugier und Ostgothen.“ Die Zeit zu einem endgiltigen Urtheile über diese weiten Zusammenhänge mag noch nicht gekommen sein. Sicher aber ist die lebhafte musikalische Begabung der Oesterreicher weder rhätisch — denn sie fehlt in Graubünden — noch auch slavisch — denn sie ist nicht vorhanden in den angrenzenden Slavenländern Slavonien, Croatien, Serbien, und nach Kärnten und Böhmen ist sie offenbar durch Deutsche getragen, — sie ist also echt deutsch und bildet einen Hauptschatz des grossen und vielseitigen Germanien, welches auch schon in früher Zeit viel mehr Bildungselemente enthielt, als oft die auf römischen Quellen allein bauende und von römischen Anschauungen beherrschte Geschichtschreibung zugeben will.

Die Neigung zum Heitern im Wiener Charakter hat Adalbert Stifter als „Grundzug“ hervorgehoben: „Es ist ein tausendgestaltig, ein seltsam Volk durcheinandergewürfelt mit allen Vortrefflichkeiten und Tugenden, mit allen Leidenschaften und Lastern, und wenn du sagen gehört, wie Frohsinn und Herzensgüte, sowie Scherz und Schalkheit der eigentliche Grundzug dieses Volkes sei, und obwohl es wahr ist, was man dir sagte, so hoffe doch nicht, dass du dieses am ersten oder zweiten oder zehnten oder hundertsten Tage herauskostest.“

Am raschesten wird man zum Verständnisse dieser Schalkhaftigkeit geführt durch jene einfachen Liedchen, die als „Vierzeilige“ in Oesterreich umlaufen. Wie viel Anmuth und zugleich gesunder Verstand liegt darin, wenn der Steiermärker singt:

A bisl sikrisch, a bisl sakrisch,
A bisl fürnehm muss mer (man) than (thun);
Grosse Thaler muss mer sehn lass'n,
Aber ausgeb'n muss mer kan (keinen).

Ergreifend ist ein Liebeslied des Kärntners und endet doch mit einem Scherz und Sprung:

Und i bitt di ums Bluat (Blut),
Liabs Dirnal sei mir guat.
Frisst jo 's Thierla koa (kein) Gras,
Wann's vom Aeugla (von Thränen) is nass.

Und i thua wohl und i thua wohl,
Als wenn mer (mir) nix (nichts) war (wäre),
Aber drin bei mei Herzal
Liegt mir's alleweil so schwar —
Als ob a Standl (Steinchen) drin war!

Voll Lebensweisheit und Feinheit gibt der Tiroler an die Jungmannschaft den Rath:

„Gut sein, bei 'nander bleib'n,
Es mag regnen, mag abischneib'n,[1])
Treu sein, nit ausigrasn,[2])
Die Lieb ist so zart wie ein Seifenblasn.

G'scheit sein, nit einitappn,
Es steckt oft der Schalk in der Zipfelkappen!
Dumm sein, nit g'scheiter werd'n,
Is unser Schicksal allhier auf Erd'n!

Das sind entzückende Klänge: Musik in Worten und alle drei Liedchen voll heimlicher Schalkhaftigkeit!

In Bezug auf Schalkhaftigkeit und Scherz berührt sich der Oesterreicher mit dem Schwaben, und zwar mehr mit dem Ostschwaben am Neckar, als mit dem Westschwaben am Rhein (dem Alemanen). Richtig sagt Wolfgang Menzel: „Der Schwabe hat einen gemüthlichen Ernst, der Oesterreicher einen gemüthlichen Spass." Das lyrische Element ist beiden gemeinsam. Schiller'sche Ideale weiss der Oesterreicher zu würdigen, aber er ist darin doch mehr Gast als Selbtbesitzer des glanzvollen Gebäudes; er ist zu praktisch, um an das Leben den höchsten Massstab anzulegen; so nimmt er es denn von der besten Seite, der heiteren. „Anachoretische Strenge, genaue Observanz liebt er nicht, aber auch nicht Scheinheiligkeit und süsslichen Pietismus." Dem „Necken" des Franken

[1]) Herabschneien, ein Zeichen kommenden guten Wetters.
[2]) Ausigrasn; vom weidenden Vieh hergenommen, welches die ihm gesteckten Grenzen überschreitet.

entspricht das „Frozzeln“ des Oesterreichers. Letzterer spielt in fröhlicher Gesellschaft gerne den Lustigmacher. Die Wiener Possen und Schnaken sind allbekannt. Es ist darin noch viel mittelalterliche Naivität. Wenn jedoch Nestroy in seinem Holofernes ruft: „Man sattle mir das buckligste meiner Kameele“, oder wenn er, nach einer blutigen Scene bei Anmeldung von Judith befiehlt: „Lasst erst das Zelt ordentlich zusammenräumen, überall liegen Erstochene herum; nur keine Schlamperei!“ so ist das nicht nur eine Parodie gegen den pathetischen Hebbel, sondern es offenbart sich hier auch ein Element alter Welterfahrung und Selbstironie, die auch sonst dem Wiener Boden nicht ganz fremd sind. Wenn ferner Holofernes ausruft: „Ich bin der Glanzpunkt der Natur, noch hab' ich keine Schlacht verloren, ich bin die Jungfrau unter den Feldherren, ich möchte mich einmal mit mir selbst zusammenhetzen, nur um zu sehen, wer der Stärkere ist: ich oder ich!“, so stossen wir hier wieder auf jene, schon früher erwähnte, ganz eigenthümliche Zerlegung der Persönlichkeit, die sich bespiegelt und dem Spiegelbilde ein selbstthätiges Leben zuschreibt. Besonders bei irischen Witzworten (bulls) kann man diesen Zug wiederfinden, und er ist durch Irländer auch nach Nordamerika getragen worden. Der Irländer spricht viel mit sich, mehr als andere Völker; er spricht auch mit Sachen oft, als ob sie Personen wären, schreibt ihnen Absichten zu, lobt und straft sie, wie Kinder thun, und doch mischt sich auch Selbstironie hinein, welche die ausschliessliche Eigenheit alter Völker ist. Hierher gehört das Wort jenes Amerikaners: Er sei so schnell um einen Thurm geritten, dass er zuletzt seinen eigenen Rücken sah. Oder das andere: Der Schreibtisch seiner Frau sei in Brand gerathen durch feurige Liebesbriefe aus der Bräutigamszeit; ein Neger sei so schwarz gewesen, dass, wenn er über den Hof schritt, die Hühner schlafen gingen; oder endlich: Jemand schnarchte so laut, dass er genöthigt war, um sich nicht zu wecken, im anstossenden Zimmer zu schlafen. Auch in Oesterreich kann man von einem Musiker erzählen hören, der, die Stärke eines Claviers prüfend, in das Nebenzimmer lief, um den Ton auch aus der Ferne zu hören. Zu diesen verschobenen Bildern, die uns wie aus den Spiegelwänden mancher Zimmer der Barockzeit seltsam anblicken, ist auch die Aeusserung Sancho Pansa's zu zählen, worin er, seine süsssaure Empfindung gegenüber einem von Don Quichote beabsichtigten zweiten

Auszuge bekundend, bemerkt: „Das ist gerade das Traurige bei der Sache, dass ich mich so freuen muss!" Welchem von den vielen Stämmen, aus denen das spanische Volk erwuchs, mag Cervantes diese Witzform entlehnt haben? Vielleicht dem Galicier, welchem die ganze Gestalt des wackern Knappen Sancho angehören mag? In Galicien und Asturien siedelten vorzugsweise Schwaben. Wirklich liebt es auch der Schwabe, wie der Oesterreicher, zuweilen die Dinge auf den Kopf zu stellen und die Begriffe übereinander purzeln zu lassen.

In anderer Art gestaltet sich die Zerlegung des eigenen Selbst bei dem Franken. Wenn Goethe sagt: „Fühlst du nicht in meinen Liedern, dass ich eins und doppelt bin?", so ist für den Dichter das Bild nicht verschoben, sondern es zeigt sich treu wiedergegeben und beleuchtet, jedoch getrennt, veräusserlicht; kein Witz, sondern Betrachtung. Der Franke nimmt die Sache ernst, lässt sich durch einen guten Einfall weniger zerstreuen und geht auf das Ziel los. Aber die Schalkhaftigkeit des Schwaben verräth vielleicht ein tieferes Gefühl für die Schwächen dieser gebrechlichen Welt. Hohe Wärme des Gemüths ist Schwaben und Oesterreichern gemeinsam. Des Alemanen Hebel und des Oberösterreichers Stelzhammer's Lieder an die Mutter gehören zu dem edelsten Gute des deutschen Volksthums. Reines Gold aus dem Urschatze, welchen Gott der Herr dem deutschen Volke als Zehrgeld auf seiner beschwerlichen Wanderung durch die Geschichte mitgab! Und mit der Liebe zur Mutter und dem Hause verwandt ist die Religion, welche indess bei dem Schwaben eine wichtigere Stelle einnimmt, als bei dem Oesterreicher.

Ein Vorzug des Oesterreichers ist, dass ihm nicht selten eine nicht blos treffende, sondern auch feine Redeweise gelingt. Zierlich nennt er eine schwächliche Person „Grillerl" (eine kleine Grille). Mit schalkhafter Umschreibung sagt er „ös (ihr) kommt's auch in den Himmel, wo die Engel Schweiferln haben" (Teufel sind). Ist der Oesterreicher recht vergnügt, so „hört er die Engel im Himmel singen" und ruft beim Heurigen (jungen Wein): „I bin im Himmel, i verkauf' mei G'wand!" Einen „bei der Flüg (dem Flügel) derglengen", heisst beim Franken „am Schlafittch (Fittich) langen". Aber auch an derben Ausdrücken ist kein Mangel. Die Fratschlerinnen vom Wiener Naschmarkt sind wegen

ihrer Derbheiten ebenso bekannt, wie die „grünen Weiber“ von Nürnberg oder die Gemüseverkäuferinnen von Gonsenheim bei Mainz. Von den letzteren hörten wir — auf die Frage eines alten Bekannten nach ihrem Ergehen — eine Antwort: „Das Maul giht (geht) noch, aber die Ba (Beine) wolle nit mehr!“ Wie man hier heraushört, fehlt dem Fränkischen der gemüthliche Beigeschmack des Oesterreichischen. Wer indess die Kraft österreichischer Mundart kennen lernen will, biete nur einmal einer Händlerin vom Wiener Markte für ihre Waare den halben Preis; er wird dann Wunder erleben! Dann tritt auch in Wien zutage, was Goethe von Rhein und Main bemerkt hat, dass eine gewisse Derbheit als Beweis alter Freiheit gilt.

Auffallend berührt sich der Oesterreicher mit dem Franken in der Vorliebe für starken, oft bildlichen Ausdruck. Beide verrathen dabei Selbstgefühl und Abneigung vor Unterordnung. Einen „Vaterunserfresser“ nennt der Wiener einen bigotten Menschen; von diesem sagt er, dass er unserem Herrgott die „Füsse abbeisse“ (das Kruzifix küsse). Von Jemandem, der mit der Loyalität Geschäfte macht, behauptet er, dieser „grüsse die Hofspritze“ und „schnarche Nachts die Volkshymme“. Bei dem Oesterreicher ist — wohl zumeist als Folge der gewaltsam durchgeführten Eingriffe in die religiösen Ueberzeugungen — der Widerspruch gegen die staatliche Gewalt volksthümlich; eine anders geartete Haltung gilt für unmännlichen Fürstendienst, für „schwarzgelb“. Dadurch geräth die öffentliche Stimmung gar oft in Widerspruch mit dem staatlichen Bedürfnisse, welches, damit die Deutschen dem Ansturme der nichtdeutschen Stämme widerstehen können, eigentlich die vollste Harmonie zwischen Fürst und Volk voraussetzt. Eine andere Begriffsverwirrung entsteht durch die moderne Verfassung. Letztere verkündet für die ganze Kopfzahl der Bewohner des Reiches Gleichheit aller Rechte, während doch die Geschichte, die ganze Anlage des Staates und die grössere Leistung dem deutschen Stamme eine bevorzugte Stellung anweist. Zwischen diesen Widersprüchen sucht der Oesterreicher seinen schwierigen Weg. Als Politiker muss er, da er auf alle anderen Stämme des Reiches stete Rücksicht zu nehmen hat, am Tage oft siebenmal seinen Standpunkt wechseln; er muss „aus einer Haut in die andere fahren“; kein Wunder dann, dass diese Haut nicht so fest anwächst, wie bei Anderen. Das gibt ihm oft den Anschein von

Unsicherheit, Schwäche oder gar von Falschheit. Dagegen gewährt die gewohnheitsmässige Zerspaltung seines Geistes ihm den Vortheil, dass er Religion und Politik auseinander zu halten versteht; er achtet die Religion und ihre Vertreter, sieht aber sehr ungern ihren Einfluss auf die Politik. Das unterscheidet namentlich den Oesterreicher vom Franken, bei welchem die alte und tiefe, seit Chlodwig und Karl dem Grossen bestehende Verbindung von Staat und Kirche noch immer fortwirkt. Die Freude am Widerspruche theilt im Ganzen der Franke mit dem Oesterreicher, ihn trieb die Unzufriedenheit mit der Kleinstaaterei in das Fahrwasser der französischen Revolution, eine Richtung, die auch nach Wiederherstellung des Reiches nur langsam weicht. Die Stärke der altpreussischen und altbaierischen Bevölkerung beruht darauf, dass sie — auf einem grösseren Landgebiete und bei einer dadurch ermöglichten kräftigeren politischen Führung durch ihre Fürsten — von grundsätzlicher Voreingenommenheit gegen ihre Leiter sich fernhielten.

Entschieden nähern sich Oesterreicher und Franken in Bezug auf geistige Beweglichkeit, Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit der Anlagen. Niemand hat das klarer erkannt und bestimmter ausgesprochen, als der Schlesier Heinrich Laube. In seiner zu Wien im Jahre 1882 gehaltenen Denkrede zur fünfzigjährigen Todesfeier Goethe's heisst es: „Steht Goethe etwa den Oesterreichern ferner als anderen deutschen Stämmen? Ich behaupte: im Gegentheile, er steht den Oesterreichern ganz besonders nahe. Kein deutscher Stamm ist dem österreichischen so nahe verwandt, als der fränkische, und Goethe war ein echtes Kind des fränkischen Stammes. Der fränkische Stamm zeichnet sich aus durch frische Lebenslust, durch einen rasch bewegten und gewandten Geist, durch warme Herzlichkeit und leicht entzündlichen Enthusiasmus, endlich durch Neigung und Talent für künstlerische Thätigkeit. Soll ich Albrecht Dürer und Hans Sachs als Beispiele nennen? Nun, finden wir nicht just dies Alles gerade so im österreichischen Naturell?“ Von manchem Liede Goethe's, meint Laube, müsse den Wienern dabei zumuthe sein, als ob sie es da drüben rechts im nächsten Thale oder links da oben im Bergwalde gehört hätten: einfach, natürlich, fröhlich und nicht minder von tiefer und doch so schöner Trauer. „Goethe hat eine Dichtkunst erweckt, welche überall, besonders die Lieder, wohlthuend

wirkte bis zu den einfachsten Leuten hinab, durch innere Heiterkeit belebend, bei allen Schichten süsse Schwermuth und Sehnsucht weckend, bei den höher Gebildeten einen tiefen Schutz darbietend gegen Schmerz und Pein. Helle Verzweiflung findet sich bei Goethe niemals, er eröffnet immer eine Zuflucht; seine Dichtung ist eben auch darin eine Kunst, dass sie nie ohne Trost lässt."

Gerade diese starke, niemals gebrochene Springfeder des Geistes ist fränkisch, sie ist aber auch österreichisch, wenn auch die schicksalsreiche Geschichte, wie schon mehrfach hervorgehoben, bei dem Oesterreicher mehr die Seite des Widerstandes als des Angriffes entwickelt hat. So trotzig, kriegsfroh, herausfordernd und prahlerisch, wie oft der Franke sich in der Geschichte zeigte, ist der Oesterreicher nicht, dagegen wird man ihm eine gewisse Wärme des Gemüths, Sinn für Harmonie als Vorzugsgut nicht absprechen dürfen. In der trefflichen „Deutsch - österreichischen Literaturgeschichte", herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler wird als österreichischer Charakterzug genannt „ein in den Liedern des 15. Jahrhunderts und in der Türkenliteratur zutage tretender, eigenartiger friedlich - kriegerischer Geist, als dessen Verkörperung Rüdiger von Bechelaren (Pöchlarn) und Dietrich von Bern erscheinen." Wie mag dieser Zug entstanden sein? Da er weder von Franken noch Baiern stammt, wird man ihn doch wohl auf gothische Art zurückführen müssen. Gothen hatten schon in Russland, besonders durch Verbindung mit den alten Griechen, mehr Bildungselemente aufgenommen, als die anderen deutschen Stämme, — man denke nur an die Bibelübersetzung Ulfila's und das Wirken Theodorich's! Gothen wurden auch von den Franken als „weich" verhöhnt, nichtsdestoweniger aber lässt das Nibelungenlied den Franken Hagen vom Gothen Dietrich besiegt werden. Beide Stämme, Gothen und Franken, wie sie in der Geschichte (mit Quaden-Markmannen und Niedersachsen) dem Römerreich die entscheidenden Schläge versetzten, sind auch die ziemlich gleichberechtigten Träger der in ganz Deutschland volksthümlichen Sage der Nibelungen. Aus der weiten Verbreitung jedoch der Nibelungensagen in Oesterreich und aus dem versöhnten Glanze ihrer Hauptthelden, Siegfrieds und Dietrichs, darf auf ein friedliches Nebeneinander von fränkischen und gothisch-baierischen Ueberlieferungen und folglich auch auf den Bestand starker fränkischer Ansiedlungen in Oesterreich geschlossen werden, die sich zu der Zeit der Entstehung jener Lieder ihres Frankenthums noch bewusst waren.

Aus diesen Anlagen ihres Geistes und Gemüthes, verbunden mit dem Streben nach erhöhter und klarer Darstellung, entspringt bei Franken wie Oesterreichern ihre Neigung und Befähigung zur Kunst. Man denke nur an den Niederrhein, die Niederlande und besonders an Flandern und Brabant! Köln-Gent-Antwerpen einerseits und Wien andererseits gleichen sich in ihrer Liebe zur Farbe, zum Lichte, zur Darstellung, zum pomphaften Gottesdienste, zu Aufzügen und Festlichkeiten aller Art. Makart ist ein kleiner Rubens. Die Kunstmusik, eine niederländische Schöpfung, feiert, nach einer Zwischenherrschaft der Italiener, in Oesterreich ihre nordische Wiederauferstehung. Man kann beide, Franken wie Oesterreicher, die eigentlichen Kunststämme unter den Deutschen nennen, und zwar den ernsteren Franken zugleich mit grösserer Neigung zur Wissenschaft, den heiteren Oesterreicher zu Musik. Und wenn der alte Arndt Recht hat, wenn er Musik „die innerste deutsche Grundkraft“ nennt, und wenn er ferner sagt: „ein Volk, welches die Musik in der Brust hat, hegt in vorzüglichem Grade die Anlage zu allem Höchsten“, so ist an der Hoffnung festzuhalten, dass für den Oesterreicher noch bessere Tage kommen und, wenn seine Gaben im wüsten Völkerzwiste nicht ersticken, er noch im Wetteifer mit den anderen deutschen Stämmen sich ehrenvoll behaupten wird.

XXIX. Die Wienerinnen.

Ist es ein Irrthum, mit dieser Neigung und Fähigkeit zu Kunst und Musik auch eine gewisse natürliche Frische und Harmonie in Verbindung zu bringen, die von auswärtigen Beobachtern nicht selten den Töchtern des Donauthales und besonders den Wienerinnen zuerkannt werden? Sidney Whitman, den wir im Früheren nicht gerade als Bewunderer der Wiener Männerwelt kennen lernten, sagt: „Während die Männer oft eine Verkümmerung des Typus zeigen, sehen wir an den Frauen blühende Fülle und hin und wieder grosse Schönheit. Ein Gang im Corso der Wiener Ringstrasse steht vielleicht einzig in der Welt wegen der vielen grossen, majestätischen Frauengestalten, die hier oft am Arme leidender, unscheinbarer Männer wandeln.“ W. Menzel denkt wohl auch an die Wiener Frauen, wenn er, etwas derb, von der „ewigen Jugendblüthe des

niederösterreichischen Fleisches" spricht. Er findet die Wiener Frauen „lachend, vergnügt und — die Hauptsache — gesund!" „Erworbene Natur" meinte einst Papa Göthe. Hier liegt noch viel Jugend, viel Rasse, viel Zukunft trotz des „alten" Oesterreich und einer alternden Gesellschaft.

Die Wienerin ist eher gross als klein, aber die Ebenmässigkeit, ja Zierlichkeit des Baues auch bei hochaufgeschossenen Frauen selten zu vermissen. Der Gang ist leicht, der Fuss mit hohem Rist nicht immer klein, aber wohlgeformt; wiegende Bewegung; der Schwerpunkt der Formen in die Büste fallend, nicht, wie bei anderen Stämmen, in die Hüften. Die Haarfarbe meist braun, daneben weit öfter blond als schwarz. Es ist auffallend, wie selten das eigentliche Schwarz vorkommt, obwohl doch so viel ungarisches, italienisches, spanisches und israelitisches Blut mitspricht. Bei blondem Haar trifft man oft braune Augen und umgekehrt bei braunem Haar blaue Augen. Rothe Haare äusserst selten und auch graue Augen, sonst ein Wahrzeichen gemischter Rassen, kommen wenig vor. Pest und Prag haben mehr vielartige Schönheiten; in München und Graz, von Norddeutschland abgesehen, tauchen oft Erscheinungen auf, die man als „echte Germaninnen" bezeichnet; aber daneben begegnet man in München auch kohlschwarzen Typen, während in Wien ein brauner Durchschnitt vorherrscht. Die Augen, gross aufgeschlagen, blicken freundlich, oft schalkhaft. Man kennt deutsche Stämme, z. B. Schwaben, wo die einzelnen Theile des Gesichtes ausgebildeter und classischer sein mögen, aber oft stimmen sie nicht recht zusammen, beleidigt uns über dem lieblichsten Mund eine unfeine Nase oder es verletzt ein derbes Lippenpaar bei prächtigen Brauen; die Auszeichnung der Wienerin liegt in der gleichmässigen, über das Ganze gegossenen Harmonie, in welche getaucht selbst wenig bedeutende Züge anmuthig werden. Wirklich darf in diesem Masshalten ein klein wenig Griechenthum gefunden werden.

Nicht im Widerspruche hiermit steht die Beobachtung des schon oben angeführten J. G. Kohl, wonach in Wien „wie bei Engländern und Engländerinnen" edler Gesichtsschnitt keineswegs ein Monopol der vornehmen und reichen Classen ist; Töchter des Volkes zeigen oft die gut ausgemeisselten, feinen Züge alter Geschlechter.

„Die Britin — so urtheilte einst Wolfgang Menzel — zeigt neben Schönheit viel Hochmuth und

Ernst, die Französin Geist, die Italienerin Leidenschaft, und in den meisten Fällen ist bei den Damen dieser ausgebildeten Nationen der physiognomische Ausdruck älter als der Körper selbst. Bei den Oesterreicherinnen aber ist der Gesichtsausdruck auch bei der reifen Jungfrau noch kindlich, und wie denn der Geist immer etwas dem Leibe gibt oder nimmt, so verdanken ohne Zweifel diese reizenden Töchter der Donau ihre ungewöhnlich frische Blüthe jener Kindlichkeit des Geistes.“ An den Männern, und gerade an den denkenden, zehrt die Politik, die Frauen wachsen heiter auf in Haus und Gesellschaft.

Die Erscheinungen, die sich in den europäischen Hauptstädten auf der kleinen Bühne vorführen, schildert E. Granichstädten wie folgt: „Die Berliner Sängerin hat den Ehrgeiz, elegant in der Form zu sein; sie reizt die Leidenschaft und verlacht sie, sie ist cynisch mit Anstand und am kecksten, aber oft auch unleidlich, wenn sie naiv wird. Die Engländerin wirkt durch eine virtuose Technik des Leibes; sie tanzt, singt, lacht und zeigt ihre Reize mit der kühlen Selbstverständlichkeit einer antiken Statue, sie ist objectiv — auf der Bühne. Die Französin hat alle Liebenswürdigkeit, welche den Leichtsinn verschönt, sie hat die Grazie eines Kindes und die Instinkte einer Mänade — aber nur die Wienerin ersetzt den kleinen Mangel an Schick, um welchen sie hinter der Pariserin zurücksteht, durch einen Herzenston, der gewinnt und rühren kann, der, wie die Biederkeit manches gemüthlichen Landmannes öfter geheuchelt sein mag, aber wahr und schmackhaft klingt, wie die Wiener Mundart.“

Als der Schah von Persien im Jahre 1897 Wien besuchte, schrieb er in sein Tagebuch: „Die schönen, feinen und lieblichen Gesichtsbildungen, welche ich in der Stadt Wien und Umgegend gesehen, waren zahlreicher und besser als überall anderswo.“ Und der Japaner Polizeipräsident Tadas Sava, welcher im Jahre 1877 die Wiener Einrichtungen ansah, sagte am Schlusse seines Aufenthaltes: „Das Schönste, was Wien besitzt, sind seine Frauen. Fast alle sind sie hübsch und anziehend; ihre Toilette ist einfach und elegant, fast nie excentrisch, wie die so mancher Pariserinnen. In Frankreich scheint zuweilen die Frau der Toilette halber da zu sein, in Wien ist das Umgekehrte der Fall. Und dazu diese Sanftmuth, diese Liebenswürdigkeit, diese stets gleiche Heiterkeit in den Gesichtszügen. In Paris

habe ich Paris bewundert, in Wien vor Allem die Wienerinnen." Diesen beiden Urtheilen von Asiaten schliesst sich ein europäisches Gutachten aus dem Jahre 1900 an, das den belgischen Maler Khnopff zum Verfasser hat. Dieser spricht von der „essentiellen Eleganz der Wienerin" und meint etwas kühn, „sie geht mit den Augen, wie die Engländerin mit dem Kinne geht, was ihre harte und hochmüthige Eleganz bildet." Der malerische geschulte Blick des Belgiers findet in Wien „schöne Profile, die jenen der Münzen Siciliens gleichen: diese Augen von so reiner, classischer Form, diese feinen Nasen mit den beweglichen Flügeln, diese so beunruhigenden Lippen, dieses Kinn, so kräftig, doch in den klaren Umrissen des Elfenbein gerundet, dieses lange und seidige Haar, das reich geknotet oder katzenartig weich gewellt ist!" Wien erscheint ihm farbenreich wie Byzanz, „ein Plein-air Byzanz, jedoch nicht im Lärm kindischer Controversen und prunkhafter Brutalitäten, sondern in einer rhythmisirten Bewegung langsamen Tanzes dahinziehend." Auch Ludwig Speidel erklärt die Wiener Frauen am schönsten „in der Bewegung: im Gespräche, im Gehen und Tanzen".

In der Geschichte der deutschen Geisteshelden hat sich die österreichische Frau ein liebenswürdiges Andenken gesichert durch Goethe's Freundin Marianne Willemer, geborene Jung. Hermann Grimm sagt von ihr: „Ihrer ganzen Erscheinung war ein Element von Grazie und Zärtlichkeit beigemischt, das überall sich geltend machte; wie sie stand und ging, sich bewegte, sich aussprach, immer dieselbe Präcision und Festigkeit." Es bezeichnet ihr resolutes Wesen, wenn sie Goethe einmal den kleinen Blücher nannte. Sie wusste Menschen und Dinge ausgezeichnet zu beurtheilen und sprach sich stets mit Freimuth aus; aber sie kam so unscheinbar einfach mit ihren Aeusserungen, als habe sich nie ein Mensch um das gekümmert, was sie sagen würde. „Diese Bescheidenheit — so urtheilt Georg Scherer — durchzieht auch alle ihre Briefe an Goethe. Unwillkürlich muss man immer an die Worte Goethe's denken: ‚Sag ihm, aber sag's bescheiden!' Es ist dieselbe schlichte, sich selbst auslöschende Art des Benehmens, Sprechens und Schreibens, die mir an älteren Oesterreichern, und gerade an recht bedeutenden Männern und Frauen, wiederholt aufgefallen ist. Aber noch vieles Andere muthet mich bei ihr landsmannschaftlich an und schliesst mir, gleich einem Quartett von Haydn oder

einem Märchenbild von Schwind, das heimlichste Seelenleben wie mit Zauberschlüsseln auf. Ihre geistige und leibliche Beweglichkeit, ihre Leichtigkeit im Begreifen und Ausdrucke, ihre Heiterkeit und Schalkhaftigkeit verbindet sich mit der Kraft reiner und starker Empfindung, mit tiefem Versenken und freiem Aufschwunge zu dem Bilde unverwüstlicher Jugendlichkeit . . . Ihr Herz war mit Flügeln auf die Welt gekommen."

Die Besonderheit der Wienerin hat Betty Paoli, selbst dem Wiener Boden entwachsen, mit folgenden Worten zutreffend bezeichnet: „Schon oft wurde die Bemerkung ausgesprochen, dass nicht die Frauen von vollendeter, triumphirender Schönheit (‚awe-inspiring beauty' ist Shelley's bezeichnender Ausdruck dafür), von genialem Geiste oder von leuchtender Charaktergrösse am leidenschaftlichsten geliebt werden, sondern jene, die der pikante Reiz ihrer Erscheinung, die frische Lebendigkeit ihres Naturells, vor Allem aber eine gleich einem Zaubertranke wirkende Verbindung von Naivität und Koketterie unwiderstehlich macht. Wer denkt daran, einen Vergleich zwischen ihnen und ihren reicher begabten Schwestern anzustellen? Wer findet Zeit dazu? Ehe man sich dessen versieht, liegt man in ihren Banden. Ihre Augen mögen grau oder grün sein, aber kindhaft lieblich ist der Blick, der aus ihnen hervorschmeichelt; ihre Züge mögen der Regelmässigkeit entbehren, der wechselnde Ausdruck, der sie belebt, lässt es Keinem klar werden. Sie brauchen weder besonders hübsch, noch besonders geistreich, noch besonders gut zu sein: sie sind reizend, das ist ihre Specialität. Mit einem an's Geniale grenzenden Instinkte wissen sie ihre kleinsten Vorzüge geltend zu machen, über ihre Mängel zu täuschen." Ludwig Speidel, der geistvolle Schwabe, lehrt uns aber auch jenen nicht ganz seltenen Typus der Wiener Weiblichkeit kennen, der „mit der durchwaltenden Anmuth des Wesens die Festigkeit des Charakters verbindet . . . Die Wiener Frauen tragen die Fülle ihres Geschlechtes mit einer Unbefangenheit, die sich vor dem öffentlichen Bekenntniss nicht scheut: ich bin ein Weib! . . . Sie sind wie die Blumen, die nicht anders können, als sich in ihren Reizen zu offenbaren. Diese Pflanzenhaftigkeit hat aber ihre bestimmten Grenzen, die, bei empfindlicher Strafe des Frevlers, geachtet sein wollen. Die Wienerin ist nicht blos empfänglich und duldend, sie ist nicht an der Stelle gewachsen, sondern sie besitzt willenskräftige Organe, die sie bei rechter Gelegenheit energisch zu

gebrauchen versteht. Mit der ganzen Lebhaftigkeit ihrer Natur weiss sie von sich abzuwehren, was ihr nicht genehm ist, was sie in ihrem Wesen bedroht. Sie hat bei der anmuthigsten, zugänglichsten Sitte ein starkes Selbstgefühl, ein Gefühl nicht nur ihrer bevorzugten Natur, sondern auch ihres sittlichen Werthes. Und wie sie begabt ist, das Leben durch alle Poren zu geniessen, so ist ihr auch die Gabe der Aufopferung im höchsten Grade verliehen. Diese schwebende Grazie ist auch ein guter Genius. Lasst schlimme Zeiten hereinbrechen und sie stellt sich schützend vor ihre Kinder, ja, im Bewusstsein ihrer Immunität, vor ihren Mann und lässt das anstürmende Ungemach, nur selbst gebrochen, das Haus betreten. Man kennt die Wiener Frau nicht, wenn man sie nur im Glücke gesehen; ihre innere Schönheit wächst mit dem Unglücke.“ Ungeachtet ihrer ungezwungenen Umgangsformen unterscheidet sich in dieser Hinsicht, wie man sieht, die Wienerin in nichts von der guten Art der Frauen der anderen deutschen Stämme.

Alle diese Beobachtungen, die überwiegend von Fremden herrühren, zeigen, dass die Wienerin einen festen Platz im Urtheile der Welt errungen hat. Sie ist etwas, sie hat Typus und Rasse. Dass sie anmuthig über die Flur des Lebens wandelt, haben viele gesehen, dass sie aber auch hohen Fluges fähig ist, wie die Amerikanerin, dass wird die Zukunft beweisen!

XXX. Rückblick und Ausblick.

Wir stehen am Ende unseres Weges.

Als der eigentliche Gründer der Ostmark zeigte sich uns Karl der Grosse. Er ist der Schöpfer des neuen Deutschland nach der Völkerwanderung und er hat der Ostmark den fränkischen Zug eingehaucht, dessen Nachweis ein Hauptheil unserer Aufgabe war.

Die Ostmark ist daher kein einseitiges Kind Baierns, auch nicht des baierischen Stammes, sondern ein Werk Gesammtdeutschlands unter fränkischer Führung. Diese Thatsache soll ausdrücklich hervorgehoben werden, da sie das Bewusstsein der Oesterreicher von ihrer Zugehörigkeit zum weiten Westen zu stärken und ihr Selbstgefühl zu erhöhen geeignet ist. Geleitet vom gewaltigsten Kaiser, ist das unternehmendste Blut aus allen deutschen Stämmen ihnen zugeströmt.

Karl der Grosse hat auch der Ostmark ihre Mission nach Osten in die Wiege gelegt. Oft genug vom zerrissenen Mutterlande allein gelassen, hat sie unter tausend Schmerzen ihrer Aufgabe gerecht zu werden gesucht, nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden, indem sie das Organ ward, um eine ganze Gruppe benachbarter Völker mit abendländischem Wesen zu gemeinsamer Arbeit zu verbinden.

Indem die Ostmark Karl den Grossen als ihren Stifter erkennt, gewinnt sie zugleich einen besonders würdevollen Ursprung und einen hoffnungsreichen Ausblick. Denn nachdem die Absicht der Römer, ein lateinisches Europa zu schaffen, an dem Widerstande der Deutschen gescheitert war, hat Karl, von den Rheinlanden ausgehend, durch Vereinigung von Deutschland, Frankreich, Italien und eines Theiles von Spanien wieder eine friedliche Ordnung in Europa hergestellt und durch zahlreiche Ansiedlungen, die er selbst oder geistesverwandte Nachfolger beschützten, jenem grossen Ländergebiete einen Stock fränkischer Bevölkerung als Grundlage gegeben. Heute noch ist dieser fränkische Kern in den drei grössten und wichtigsten Städten des europäischen Festlandes, in Paris, Wien und Berlin wohl erkennbar. Von Paris ist diese Thatsache, trotz Wechsels der Sprache, anerkannt, aber ein merkwürdiges Schicksal hat es gewollt, dass auch sowohl Niederösterreich mit Wien, als auch Brandenburg mit Berlin überwiegend von Franken besiedelt wurden. Der Gang der Geschichte und die Entwicklung der sprachlichen und politischen Verhältnisse hat diese Thatsache verschleiert, aber Lebhaftigkeit, Beweglichkeit, Empfänglichkeit, Scharfsinn und Kunstsinn jener Städte verkünden fränkische Art, und so erblicken wir ein strategisches Dreieck vor uns, als dessen Mittelpunkt, an die hochwichtigen Niederlande gelehnt, Aachen, der alte Lieblingsplatz des grossen Herrschers, erscheinen mag.

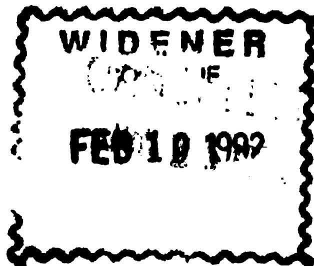
Aber das Frankenthum, von dem wir redeten, hat sich noch weiter ausgebreitet. Englische Forscher haben in neuerer Zeit bedeutende Einwanderungen von Franken nach England nachgewiesen. In Amerika waren Holländer die ersten Ansiedler. Ihnen schlossen sich Deutsche und zwar meist Franken an, so zwar, dass noch lange die deutschen Einwanderer, offenbar nach der Heimat der Mehrzahl, „Pfälzer“ genannt wurden. Die Azoren hiessen einst „flämische Inseln“. Und wie steht es in Afrika? Sind

nicht dort die heldenmüthigen Burenkämpfer, aus Nordfrankreich und den Niederlanden entsprossen, zwei Aeste des gleichen fränkischen Urstammes?

Solche Thatsachen, aus weiter Ferne herüberklingend, berühren uns seltsam und wunderbar. Aber sie sind nicht gering zu schätzen. In gewissen Zeiten erinnern sich die Völker ihrer Ursprünge. Man hat die Völker Europas zu schaaren versucht auf Grund der Bekenntnisse und der Sprachenverwandtschaft; der Gedanke liegt nicht so ganz ferne, dass einmal das fränkische Blut erwacht und die Grundlage werde zu einem mitteleuropäischen Bunde, welchen ohnedem die wirthschaftlichen Lebensinteressen längst gefordert hätten.




3 2044 011 596 731


WIDENER